3 1761 04273 2024

KAISER JULIANUS

VON

JOHANNES GEFFCKEN

ARNO ADLER
Antiquariat
Hüxstr. 55, 2400 Lübeck

DAS ERBE DER ALTEN

VIII

DAS ERBE DER ALTEN

SCHRIFTEN ÜBER WESEN UND WIRKUNG DER ANTIKE
GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN VON
O. CRUSIUS · O. IMMISCH · TH. ZIELINSKI

HEFT VIII

KAISER JULIANUS

VON

JOHANNES GEFFCKEN

DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
≈ THEODOR WEICHER ≈ IN LEIPZIG 1914

KAISER JULIANUS

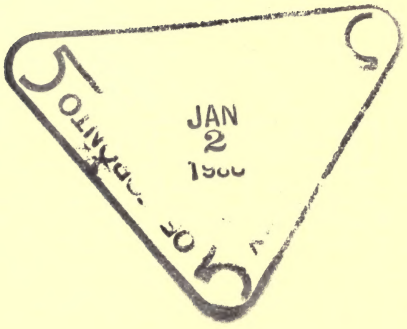
VON

JOHANNES GEFFCKEN

SO UNERSCHÖPFLICH UND UNERGRÜNDLICH
WIE DIE NATUR IST DOCH AUCH DER MENSCH.
JE MEHR WIR IHN ERKENNEN, DESTO MEHR SIND
WIR MENSCHEN! WILBRANDT.

DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
≈ THEODOR WEICHER — IN LEIPZIG 1914

ALLE RECHTE VORBEHALTEN



Otto Staude

gewidmet.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Darstellung einer oft und sehr verschieden beurteilten antiken Persönlichkeit bedarf noch einer kurzen einleitenden Bemerkung. Ich habe meine Aufgabe in besonderem Sinne auch als Philologe aufgefaßt und in Angriff genommen. Eine Biographie des Kaisers Julian, eine Wertung seines ganzen Wollens und Könnens, eine Vertiefung in seine Psyche ist ohne eingehende philologische Arbeit an seinen vielen uns hinterlassenen Schriften ein Unding. Daher habe ich, soweit es die noch immer sehr im Argen liegende Kenntnis der handschriftlichen Überlieferung dieser Werke zuließ, mir für große Stücke des julianischen Korpus einen Text zu machen gesucht und im Anhange auch eine Reihe von Beiträgen zur Exegese der einzelnen Schriften geliefert. In diesen Anhang ist weiter alles wissenschaftliche Material, jede Belegstelle u. ä. von mir verwiesen worden, um den Text der Darstellung selbst von allem Beiwerk zu entlasten.

Gerade als Philologe aber habe ich erkannt, daß uns zu einer umfassenden Würdigung Julians und der religiösen Bewegung seiner Zeit noch manches fehlt. Namentlich müßten die Inschriften für die Kunde des absterbenden Heidentums in viel einheitlicherer Weise verwertet werden, als es bisher geschehen ist, so manche Nachricht der heidnischen Autoren, die man früher für tendenziöse Übertreibung gehalten, hat jetzt dorther ihre Bestätigung gefunden, und vieles, was uns diese Steine von den Kulten der alten Götter zu sagen wissen, würde unsere Anschauung von dem Kampfe der Geister in jener Epoche bereichern und vertiefen. Ein solches Werk ist also als Ganzes noch zu leisten.

Einer Versuchung habe ich leicht widerstanden. Der moderne Betrachter Julians könnte wohl hie und da das Bedürfnis empfinden, das Wesen dieses Monarchen als das eines «Nervenmenschen» zu bezeichnen. Aber noch sind wir in der historischen Wissenschaft gottlob nicht allgemein dahin gekommen, die Erscheinungen des geschichtlichen Lebens nur vom pathologischen Gesichtspunkte aus zu beobachten, noch sperren wir das historische Individuum nicht in der Einzelzelle des allgemeinen Krankenhauses ein, noch suchen wir es ohne Hygiene aus sich selbst und seiner Zeit zu erklären.

Gern hätte ich meinem Buche auch ein Porträt des Kaisers beigegeben. Aber allem Anscheine nach kennen wir Julians Züge nur aus den Münzbildern. Daß die Statue von Cluny mit ihrem ergänzten Kopfe kein Porträt Julians gibt, ist bekannt, aber auch die ausdrucksvolle Büste von Acerenza kann, wie mich Professor R. Delbrück aufs Dankenswerteste belehrt, keinen Anspruch darauf erheben, ein Julian zu sein, sondern ist nachantik.

Mit besonderer Freude erfülle ich noch eine liebe Dankespflicht, indem ich an dieser Stelle meinem Freunde O. Immisch ausspreche, welch reiche Förderung nach Inhalt und Form meine Arbeit seiner Hilfe schuldet.

Johannes Geffcken.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	VII
Einleitung	1— 2
I. Julians Familie und Kindheit	3— 10
II. Julians erste Jünglingsjahre	11— 22
III. Julian als Cäsar	23— 61
1. Vorbereitungen	23— 27
2. Taten in Gallien	27— 42
3. Inneres Walten und literarische Tätigkeit Julians in Gallien	42— 48
4. Der Abfall Julians	49— 61
IV. Julian als Kaiser	62—112
1. Reformen	62— 76
2. Korrespondenz und literarische Tätigkeit in Konstantinopel	76— 83
3. Julians Religionspolitik	83—112
V. Der Feldzug gegen Persien	113—127
1. Julian in Antiochien	113—116
2. Der Krieg	116—127
Anhang	128—169
Berichtigungen	170
Register	171—174

Einleitung.

Die biographische Darstellung antiker Persönlichkeiten hat gegenüber der moderner geschichtlicher Charaktere mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn während dieser das Material in fast unerschöpflicher Fülle, ja zuweilen in wahrem Wellendrange zuströmt, so scheint dort der Arbeitsstoff sich nur Tropfen um Tropfen zu mehren, also daß eine große Anzahl politisch und literarisch bedeutender Männer des Altertums gegenwärtig noch keine biographische Behandlung ertragen würde: wir sehen vielleicht einzelne Marksteine ihres Lebens, aber es fehlt die Kenntnis der Übergänge, es mangelt an Mitteln zur Kunde der Entwicklung.

Und doch hat der Altertumsforscher kein Recht, das Vermögen seiner Wissenschaft auf diesem Gebiete vor dem Können der modernen Geschichtsforschung allzu gering einzuschätzen. Denn ganz abgesehen davon, daß auch für diese jeder neue Fund einer bisher unbekannten Quelle, jede neue Erkenntnis über die Wertung älterer Überlieferung immer wieder Anlaß zu Fragen von ungeahnter Tragweite wird, so ist es doch auch der Altertumswissenschaft da, wo die Quellen nicht gar zu dünn rannen, mehrfach gelungen, das Lebensbild eines antiken Menschen zu entwerfen. Die eindringende Interpretation der Überlieferung, ein Werkzeug, das die Philologie sich in jahrhundertelanger Tätigkeit geschaffen hat, dazu die allseitige Betrachtung der ganzen Umwelt jener Persönlichkeit, der es galt, haben in manchem Falle über große Schwierigkeiten und Widerstände hinweg zu glücklichen Ergebnissen geführt.

Denn immer mehr bricht auch in der Altertumskunde die Erkenntnis sich freie Bahn, daß die Menschen einer Zeit, auch wenn sie noch soweit auseinanderzustreben, ja, wenn sie sich auch als Feinde gegenüberzustehen scheinen, dennoch weit ähnlichere Organismen unter einander sind, als man

in früheren Zeiten angenommen hatte. Platon und die Sophisten, Epikur und die Stoa, Kaiser Julianus, den die Welt noch heute den «Abtrünnigen» schilt, und die Christen — sie stehen alle in näherem Zusammenhange mit einander als mit so manchem früheren oder späteren Geistesgenossen. Wer das eine alltägliche Wahrheit nennt, der zeige, daß man sich ihrer stets bewußt gewesen sei.

So ist denn eine Biographie Julians, entworfen auf dem Hintergrunde seiner vielbewegten Zeit, noch heute, nach so vielen Schriften für oder gegen den Kaiser, eine lohnende Aufgabe. Vielmehr trotz solcher Schriften! Denn kaum eine Persönlichkeit des Altertums hat, aus sehr nahe liegenden Gründen, so viele tendenziöse Darstellungen in alter und neuer Zeit hervorgerufen. Anstatt das weite Material, die Berichte über die Taten des Kaisers, seinen ganzen beträchtlichen literarischen Nachlaß, die Erörterungen seiner Gegner und Parteigenossen über ihn, alles dies mit ruhiger Freude an dem Reichtum der Überlieferung zu prüfen und zu sondern, um dann zu bilden und zu gestalten, hat man sich nicht selten mit ziemlich kurzen Proben des bereitliegenden Stoffes begnügt und ist dann zu hastigem Angriffe oder auch zu ebenso kurzatmiger Verteidigung vorgestürmt. Unsere Aufgabe sei darum hier eine andere: es gilt, den Kaiser nicht nur als Christenfeind oder Philosophen, sondern auch als Regenten, als Soldaten, als Menschen zu erfassen. Immerhin ist auch hier Selbstbescheidung von nöten: ihre letzten Geheimnisse sollen wir auch dieser vielbeschriebenen, oft und stark sich äußernden Persönlichkeit nicht abfragen wollen.

I.

Julians Familie und Kindheit.

Es ist ein beliebtes Verfahren der Historiker, das oft genug einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt, das Wesen und Werden großer oder bedeutsamer Männer aus der Persönlichkeit ihrer Eltern zu erklären. Diese Methode hat dann H. Taine in so eigenartiger Weise erweitert und vertieft, indem er Napoleons Erscheinung auf einen physiologisch-ethnologischen Entwicklungsvorgang zurückführte, dessen Ergebnis ein urromanisches Wesen geworden sei. So wenig nun geleugnet werden darf, daß die genaue Kenntnis der ganzen Herkunft eines Mannes für seinen Biographen von großer Wichtigkeit bleibt, so reicht sie meistens doch nur dazu aus, um den Menschen in einigen wenigen Zügen zu erklären, das Individuum aber in seiner Fülle zu begreifen, genügt sie nicht. Julians Wesen wenigstens findet in keiner Weise aus dem, was wir über die Persönlichkeit seiner Eltern wissen, Erklärung.

Sein Vater scheint durchaus kein bedeutender Mann gewesen zu sein. Julius Constantius, der Halbbruder Constantins, hatte längere Zeit, namentlich durch die Ränke seiner Stiefmutter Helena, die ihr großer Sohn Constantin abgöttisch verehrte und dem Christentum gewann, im Schatten der Provinz, zu Tolosa gelebt und war nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Korinth erst spät an den Hof von Konstantinopel gezogen worden, wo er dann hohe Ämter erhielt, ohne freilich zu besonderer Bedeutung vor den anderen Brüdern zu gelangen. Ein entschlossener Rat, den er bei einer kleinen Auflehnung des römischen Stadtvolkes seinem Bruder gegeben haben soll, in die schreiende Menge einhauen zu lassen, steht zu vereinzelt da, um einen Schluß auf Constantius' Persönlichkeit zu gestatten. Genug, wir wissen von seinem Wesen nichts; er ist eigentlich nur als Vater seiner Söhne und durch sein späteres trauriges Ende der Geschichte bekannt.

Er war zweimal vermählt, zuerst mit Galla, der Schwester des Rufinus und des Naeratius Cerealis, zweier Beamten in hoher Stellung. Aus dieser

Ehe gingen eine Tochter, die spätere Gemahlin des Kaisers Constantius II., ein ungenannter Sohn und Gallus, der unheilvolle Cäsar der Folgezeit, hervor. In Konstantinopel heiratete Constantius nach Gallas Tode die Basilina, die Tochter des praefectus praetorio und Konsuls des Jahres 325 Caeionius Julianus Camenius, eine Frau, die bei dem Eunuchen Mardonios eine gründliche literarische Bildung genossen hatte, und, mit dem Hofbischofe Eusebios von Nikomedien verwandt, eine leidenschaftliche Anhängerin des Arius war. Dort, in der neuen Hauptstadt der Welt, gebar sie im Mai des Jahres 332 ihrem Gatten einen Sohn, der von seinem mütterlichen Großvater den Hauptnamen empfing und Flavius Claudius Julianus geheißen ward. Wenige Monate danach ist Basilina gestorben.

So scheinen dem Knaben seine Eltern keine besonderen Wesenszüge vererbt zu haben, denn auch Basilinas Bildung und religiöse Parteinahme hat in jener Epoche voller Gelehrsamkeit und dogmatischen Eifers wenig Unterscheidendes. Eine stets sich wiederholende Beobachtung jedoch zeigt uns, wie oft die Eigenschaften der entfernteren Verwandten sich in einem Familiengliede wiederholen. Bedenken wir, daß Julians Großvater der milde Constantius, der Wohltäter der unter der Steuerlast seufzenden Provinzialen gewesen, daß sein Oheim der schlachtenfreudige Constantin war, der an so manchem Gefechte mit eigner Faust tätigen, oft unvorsichtigen Anteil nahm, der sein Heer in straffer Zucht hielt: beider Züge finden sich auch auf Julians Antlitz wieder.

Dem Dasein des jungen Prinzen fehlte die Mutter. Dieser elementare Mangel hat früh auf sein Leben einen Schatten geworfen. Und doch hatte Julian recht, wenn er, zum Manne gereift, in der ihm eignen Ausdrucksweise es als ein Glück für Basilina pries, daß die mutterlose Jungfrau Athena das junge Weib vor vielem Elend bewahrt habe. Constantin hatte die Erbfolge im Reiche dahin geregelt, daß neben seinen drei Söhnen Constantin II., Constantius und Constans auch seine Neffen Flavius Dalmatius und Hannibalianus Reichsteile erhalten sollten. Vier dieser Nachfolger hießen bei Lebzeiten des alten Herrschers nach Gewohnheit Cäsaren, Hannibalianus führte den anspruchsvollen Namen «König der Könige», der ihn auf den dereinstigen Besitz des benachbarten Perserreiches hinweisen mochte. Doch nach Constantins Tode ward die Ordnung der Verhältnisse eine völlig andere. Nachdem der alte Kaiser am 22. Mai 337 die Augen geschlossen und Constantius seine Leiche nach der Hauptstadt überführt hatte, erhob sich Anfang 338 ein furchtbarer Aufstand der Soldaten gegen die Mitregenten der drei Söhne Constantins und deren Familie. Man behauptete in den Kreisen der Offiziere, der Kaiser sei von seinen Brüdern vergiftet worden, und obwohl jetzt allein die Söhne den Augustustitel annahmen, war das Militär doch mit dieser Neuregelung der Regierung noch nicht zufrieden, sondern fiel mit mordender Hand über die Brüder und Neffen des Verstorbenen her. Das Schwert der

Soldateska verschonte nur den damals schwer erkrankten Gallus und den noch nicht sechsjährigen Julianus, ihr Vater aber und ihr älterer Bruder fielen den Mördern und ihrem Auftraggeber zum Opfer. Denn es kann kein Zweifel sein, wer diese Tat mittelbar oder unmittelbar veranlaßt hat, eine erdrückende Fülle von Anzeichen weist auf Constantius, den begabtesten und mächtigsten Sohn Constantins, als den Anstifter hin. Die meisten Historiker der Zeit erklären zum wenigsten seine Mitschuld an der Tat, und nur ganz wenige Kirchenväter suchen auf verschiedene, nicht gerade ehrliche Weise über diese ihnen unbequeme Tatsache hinwegzutäuschen, eine ganze Anzahl anderer jedoch ist wahrheitsliebend genug gewesen, keinen Schleier über diese Vorgänge zu breiten. Vollends hat natürlich Julian selbst, als ihm später die Augen über die Einzelheiten der Tat aufgingen, seinen Vetter offen des Mordes bezichtigt. Constantius aber zeigte auch hier wieder seine so oft hervortretende Halbheit. Ruchlos genug, um mit sicherem Griffe die Anwesenheit seiner Verwandten in der Hauptstadt zur Tat zu benutzen, ihre Partei danach noch weiter zu verfolgen und das Vermögen der Ermordeten zu konfiszieren, verschonte er doch die unmündigen Knaben, und gab später deutliche Zeichen seiner Reue über das Geschehene zu erkennen: es fehlte ihm alles dämonische Zielbewußtsein, haltlos schwankte er zwischen sultanischer Willkür und christlicher Gewissensangst einher.

Die ersten Lebensjahre hatte das Kind bisher in Konstantinopel zugebracht. Diese Umgebung ist von entscheidendem Einflusse auf Julians Leben geblieben. Er ward damit zum Ostländer, Sohn einer Stadt, die nicht mehr eine eigentlich griechische war, sondern schon stark orientalische Züge zeigte. Er selbst hat dies auch bei aller Begeisterung für seine Geburtsstadt empfunden.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Julians Kindheit von christlichen Einflüssen beherrscht war. Nur darf man sich darunter nicht eine strenge kirchliche Zucht vorstellen, wie die moderne Dichtung, deren Problem Julian so oft gewesen, sich diese zurechtphantasiert hat. Die geistige Bildung jener Epoche war für das christliche Haus völlig paritätisch, also weit weniger einseitig als für das heidnische. Noch der Kirchenvater Hieronymus, begeistert für die Literatur des griechisch-römischen Heidentums, hat in einem schönen Briefe an eine Mutter seine Erziehungsgrundsätze auseinandergesetzt, so sehr er dabei die Wichtigkeit früher Aneignung der biblischen Namen und Begriffe betont, so dringend fordert er die ängstliche Beobachtung einer reinen lateinischen Sprache und die Erlernung griechischer Verse. Diese Wünsche galten der Erziehung eines Mädchens, die gleichen Grundsätze waren erst recht für die erste Unterweisung eines Knaben maßgebend.

Da unterbrach Constantius' Bluttat dieses Dasein. Man ließ die Prinzen, soweit es gehen wollte, im Unklaren über das Geschehene und entfernte sie

von der Stätte des Frevels. Julian und Gallus kamen unter die Obhut eines Verwandten, jenes Bischofs Eusebios von Nikomedien, der, wie bemerkt, am Kaiserhofe großes Ansehen genoß, hatte er doch soeben noch an dem sterbenden Constantin die Taufe vollzogen. Die Bestellung gerade dieses Mannes zum Erzieher der Prinzen bewies immerhin eine gewisse Sorge für ihr Wohl. Freilich konnte der durch die kirchlichen Kämpfe ganz und gar in Anspruch genommene Bischof sich nur wenig oder gar nicht seinen Schutzbefohlenen widmen, um so weniger, als seine baldige Berufung zum Bischof der neuen Reichshauptstadt ihn ganz außer Verkehr mit Julian setzte. So blieb der Prinz in Nikomedien der Aufsicht des alten, ebenso wohlmeinenden wie gründlich unterrichteten Erziehers seiner Mutter, des Mardonios, überlassen; auch diese Wahl zeigte das persönliche Interesse, das man an seiner Ausbildung nahm. Bestätigt wird dies durch Julian selbst; denn mochte er später noch so unmutig, ja bitter sich seiner Kindheit und Jugendjahre erinnern, er hat gerade diesem Erzieher an mehreren Stellen seiner Schriften Dankbarkeit bezeugt. Wenn er in seiner Satire «der Barthasser» den üppigen Antiochenern seine eigene Rauheit, seine Abneigung gegen die Genüsse der Rennbahn gegenüberstellt, so gedenkt er dabei dankbar seines Lehrers, der nach allein richtiger Erziehungsweise es verstand, die schädlichen Neigungen seines Schülers abzulenken und umzusetzen, indem er den Schaulustigen auf einen würdigen Gegenstand der Neugier, die homerischen Schilderungen hinwies. Das unruhige Wesen des Kindes, das seine Augen überall hatte, sollte durch ruhige Zucht gebändigt werden und eine bestimmte Richtung erhalten.

Mardonios' Unterweisung trug gute Frucht. In dem Knaben erwachte ein Heißhunger nach Lektüre, der auch den Jüngling und Mann nicht verlassen hat. Was er freilich damals gelesen, entzieht sich im Einzelnen unserer Kenntnis. Es werden in der Hauptsache die noch heute erhaltenen griechischen Schriftsteller gewesen sein. An lateinische Autoren ist nicht zu denken. Man war sich im Osten des Römerreiches trotz der lateinischen Juristenschule von Berytos allein der griechischen Kultur bewußt, und Julian hat sich auch noch später mit stärkster Vorliebe der hellenischen Sprache bedient.

Ganz müßig ist die Frage, ob Mardonios seinen Schüler im christlichen Sinne erzogen hat. Denn Julian ist selbstverständlich weiter in den christlichen Glauben eingeführt worden, wie seine ganze Kenntnis der Bibel beweist. Aber Mardonios, den sein Zögling einen Philosophen nennt, besaß jene Vereinigung von christlicher und heidnischer Bildung, die, wie wir gesehen, das Eigentum so mancher Zeitgenossen war.

Das eigentliche Innenleben eines Knaben entzieht sich in der Regel dem Blicke des Lehrers. Wir aber wissen noch von Julians innerem Zustande aus jenen Kindestagen. Das vierte Jahrhundert ist die Blütezeit der Autobiographie. Auch Julian ist gleich so vielen Zeitgenossen ein Freund von

Selbstbekenntnissen gewesen. Und so erhalten wir denn durch ihn ein Selbstzeugnis aus dem Dasein eines antiken Knaben, einen Bericht von ganz unschätzbarem Werte.

«Seit meiner Kindheit,» erzählt er in der Rede auf den König Helios, «saß tief in mir eine unendliche Sehnsucht nach den Strahlen des Gottes ⟨Helios⟩, von Kindesbeinen an hob sich mein Inneres hoch empor zu diesem ätherischen Lichte, also daß ich nicht nur unverwandten Auges zu ihm aufzuschauen begehrte, sondern auch in die wolkenlos sternenklare Nacht hinausschritt, alles um mich her vergaß und mich in Himmelsschönheiten verlor. Sprach jemand zu mir, ich hörte es nicht, tat ich etwas, ich wußte es nicht — —.» Dieses Selbstbildnis sticht in seiner plastischen Eigenart so scharf von aller Typik ab, die uns z. B. in Gregors Erinnerungen an die eigne fromme Kindheit entgegentritt, daß wir ihm unbedingte Wahrheit zusprechen müssen. Wir sehen, wie stark schon die junge Seele des späteren Neuplatonikers sich mystischer Schwärmerei zuneigte. Er sollte dereinst die Philosophie finden, für die sein Wesen vorgebildet war.

Das schuldbewußte Gemüt des Constantius kam nicht zur Ruhe. Es scheint so, als habe er seines Vetters geistige Ausbildung noch vielseitiger zu fördern beabsichtigt. So mußte sich denn der Knabe, der damals zehn Jahre zählen mochte, zu seinem bittersten Schmerze von seinem heißgeliebten Lehrer trennen und nach Konstantinopel gehen, wo ihn der Lakedaimonier Nikokles in der Grammatik und der Sophist Hekebolios in der Rhetorik unterrichteten. Er gewann bei jenem, wenn wir unseren Quellen trauen dürfen, eine genauere, im Sinne jener Zeit wissenschaftliche Kenntnis von Homer, er drang in die allegorische Erklärung des Dichters ein, die auch für die theologische Anschauung des späteren Neuplatonikers bedeutsam ward. Nikokles war Christ, und nicht weniger schien Hekebolios dem neuen Glauben ergeben.

Bald jedoch glaubte Constantius zu erkennen, daß er mit der Rückberufung Julians einen politischen Fehler begangen habe. Es wollte ihm scheinen, als ob der Prinz in der Hauptstadt Aufsehen erregte, vielleicht mochten ihm auch seine Höflinge von Julians nächtlicher Sternschwärmerei berichten, hinter der man allerhand astrologische Zeichendeutung, also ein immerhin bei einem Prinzen nicht unbedenkliches Sinnen und Trachten vermutete. So schickte denn der Kaiser seinen Vetter, den er bezeichnender Weise während dieser ganzen Zeit niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen, zwei Jahre später wieder nach Nikomedien zurück ⟨344⟩.

Lange hat freilich auch dieser Aufenthalt nicht gedauert, bald sollte der Prinz ihn wieder gegen einen anderen eintauschen. Aber die kurze Zeit in Nikomedien hat immerhin für Julian nicht geringe Bedeutung gehabt. Denn jetzt tritt ihm zum ersten Male wenigstens mittelbar der Mann näher, dessen Name damals wie später die Welt erfüllte, Libanios, der Rhetor von

Antiochien, der Lehrer unzähliger Schüler, unter ihnen des großen Kirchenvaters Johannes. Eitel wie alle Griechen und auch Römer der Epoche, gut unterrichtet, ein Kenner der klassischen Literatur, gewandt im Sprechen, höchst abergläubisch gleich der ganzen Zeit, seine Gegner mit dem Hasse des Südländers verfolgend, nach oben gefügig, aber doch auch dem Herrscher gegenüber nicht ohne den in jenem Zeitalter berechtigten Stolz auf den Stand des Sophisten, und ganz im Geiste seines Berufes ein treuer aufopferungsvoller Diener seines Gemeinwesens, war Libanios ein echter Hellene, dessen weichem Herzen nichts Menschliches fremd war, dem das furchtbare Elend der städtischen Gefängnisverhältnisse ebenso nahe ging wie die Unglücksfälle seines persönlichen Lebens, ein Mann von reichem Gemütsleben. Er hatte zu gleicher Zeit mit Julian in Konstantinopel geweilt und damals sehr bedauert, ihn nicht unterrichten zu dürfen.

Jetzt aber schien sich die Gelegenheit zu bieten, denn wieder trafen beide in Nikomedien zusammen, wo Libanios, im Jahre 344 auf dem Höhepunkte seiner Kraft, eine neue Lehrtätigkeit begann. Indessen lag es nicht im Erziehungsplan des Kaisers, seinen Vetter dem unmittelbaren Einflusse des großen Sophisten zu unterwerfen. Denn obwohl auch das christliche Kaisertum sich gern heidnischer Rhetoren bediente und die in ihnen verkörperte geistige Macht zu ehren wußte, so wünschte Constantius begreiflicherweise nicht dem Wirken des Libanios noch besonderen Vorschub zu leisten, indem er Julian den Besuch seiner Schule gestattete. Also mußte Hekebolios, der den Prinzen nach Nikomedien begleitet zu haben scheint, seinen Zögling schwören lassen, das Kolleg des Antiocheners nicht hören zu wollen. Aber der Prinz war kein Kind mehr; er merkte, welche Werte man ihm vorzuenthalten gedachte, und versuchte sich auf Umwegen Ersatz für das Versagte zu schaffen. Es gelang ihm, sich in den Besitz von Abschriften der Reden des Meisters zu setzen: so ward Julian des Libanios begeistertster Schüler und bald genug auch sein Nachahmer.

Der geistig stark arbeitende Mensch der Antike ward nie wie der Mensch der Neuzeit zum völlig weltfremden Büchermenschen. Julian fand während dieses neuen Abschnittes seiner Studienzeit Gelegenheit, das nahe bei Nikomedien gelegene Landgut seiner Großmutter mütterlicherseits zu besuchen. Hier hat er voll von jener Freude am Landleben, die das Altertum so tief empfand und auch die damalige Zeit mehrfach ausgesprochen hat, emsig Weinbau getrieben, um sich dann auch in die Schönheiten der ihn umgebenden Natur zu verlieren. Noch in späteren Jahren ist er an diesen köstlichen Platz oft wieder zurückgekehrt und hat als Kaiser in einem Briefe voller Rhetorik und doch zugleich voll wahrer Empfindung seiner Begeisterung für jene schöne Zeit Ausdruck gegeben: «Tiefe Ruhe,» schreibt er, «umgibt den, der sich dort niederläßt und in sein Buch blickt, dann aber ist es auch wieder herrlich, die Augen ausruhen zu lassen und hinaus-

zuschauen auf die Schiffe und das Meer». Der heranwachsende Knabe steht ganz vor uns: ein leidenschaftlicher Leser, den das Buch überall hin begleitet, zugleich ein inniger Freund schöner Natur, auch an ländlicher Arbeit gern sich beteiligend, von wechselnden Eindrücken bewegt, aber dem Augenblicke immer ganz hingegeben.

Constantius hatte sich durch den Aufenthalt seines Vetters in Konstantinopel beunruhigt gefühlt und den Knaben aus seiner Nähe entfernt. Als nun Julian sich allmählich dem römischen Jünglingsalter näherte und seine frühreife Natur Proben ihrer Kraft gab, empfand der im Bewußtsein seiner Schuld mißtrauische Kaiser aufs neue Besorgnis um die eigne Sicherheit. Gallus ward aus Ephesos, wo er studierte, zitiert, sein jüngerer Halbbruder mußte Nikomedien verlassen, und beide erhielten ‹345› für die nächsten Jahre das Krongut Fundus Macelli in Kappadokien zum Aufenthalte.

Die äußeren Lebensbedingungen waren hier für die jungen Leute nicht ungünstig. Der Landsitz, den sie bezogen, bot allen fürstlichen Luxus. Ein reicher Palast, in einem schönen, quellendurchrieselten Parke gelegen, bildete ihre Behausung, und für geistige Beschäftigung ward wie bisher durch geeignete Lehrer gesorgt. Und doch empfand Julian sehr bald dies ganze Dasein als eine Verbannung, die es in der Tat auch war.

Zunächst ward, sicher auf höheren Befehl, das christliche Element in der Bildung und auch Beschäftigung beider Prinzen verstärkt. Sie erhielten eingehende Unterweisung in der Auslegung der biblischen Bücher und mußten, wie es heißt, getauft und in den Klerus aufgenommen, sogar der Gemeinde als Lektoren Bibelabschnitte vorlesen. Eine früh entstandene Legende hat die Geschichte von Kain und Abel auf die Brüder übertragen und sie beide mit sehr ungleichem Erfolge eine Basilika zu Ehren eines Märtyrers bauen lassen: während Gallus' Werk guten Fortgang genommen, sei Julians Bau immer wieder zusammengestürzt. Die Geschichte ist bezeichnend für die meisten christlichen Berichte über Julian, den man kein Bedenken trägt in üblen Gegensatz zu seinem angeblich so frommen Bruder, jenem verbrecherischen Fürsten der Folgezeit, zu stellen.

Dem geistigen Wachstum des Heranreifenden aber genügten seine Lehrer, die christlichen Sophisten, nicht mehr. Sein Lesehunger und Erkenntnisdrang fand keine Stillung. Er selbst behauptet, er habe in jener Zeit nichts Ordentliches gelernt. So war es auch nur eine Birne für den Durst, wenn er sich allerhand Bücher aus der Bibliothek des späteren Bischofs Gregorios abschrieb.

Viel schlimmer aber war die sonstige Isolierung der Prinzen, die der argwöhnische Constantius verfügt hatte. Zum Umgange bot sich ihnen nur die Dienerschaft dar, sie sahen niemanden sonst, vor allen Dingen fehlte ihnen jeglicher Verkehr mit Altersgenossen. Julian meint, der rauhe Charakter seines Halbbruders habe sich in jener Vereinsamung ausgebildet. Viel wahr-

scheinlicher ist, daß er selbst damals in seinem Hunger nach Freundschaft und menschlichem Umgange durch den Verkehr mit unter ihm Stehenden das Augenmaß für den gesellschaftlichen Abstand verlor und einen Fehler entwickelte, der später oft genug an ihm hervortreten sollte.

Und in dieser Zeit der Vereinsamung, des Unmutes, des Sehnens trat nun eine furchtbare Erkenntnis in sein Bewußtsein: die Binde fiel von seinen Augen, er erhielt irgendwie Klarheit über Constantius' Tat an seiner Familie. Er berichtet uns selbst, daß diese Entdeckung des Frevels ihn beinahe zum Selbstmorde getrieben habe. Natürlich suchte seine Umgebung ihm die verzweifelten Gedanken auszureden, indem sie dem tief Erregten gegenüber den Kaiser in Schutz nahm und alle Schuld auf andere, namentlich aber auf das Heer abwälzte. Doch Julians innerer Friede war tief gestört, und mit zwingender Notwendigkeit stellten sich die Folgen dieser Erkenntnis ein: der heftigste Haß gegen den Urheber dieses Greuels, gesteigert durch den gefängnisartigen Aufenthalt, und dazu das stärkste Mißtrauen gegen das christliche Regiment, das sich mit einer solchen Tat eingeführt hatte, wie gegen dessen Diener, die sie noch zu beschönigen suchten. So bildete sich der Bekämpfer des Christentums in dieser Zeit langsam heran, die christliche Bildung, die man ihm hatte angedeihen lassen, wurde ihm allmählich zur Waffe. Daß freilich dort in Macellum schon der Christenfeind fertig geworden sei, daß er in solchem Sinne gegen den christenfreundlichen Gallus rhetorisch disputiert habe, ist wieder eine Fabel gleich der oben berührten. Wissen wir doch aus seinen eigenen Erinnerungen an jene jugendliche Epoche, daß er damals noch über heidnische Religionsgebräuche gleich den Christen spottete.

II.

Julians erste Jünglingsjahre.

So vergingen Julian etwa sechs Jahre, da trat wieder ein neuer Wechsel ein. Denn während der Prinz studierte, während er mit dem ungleich gearteten Halbbruder auf Macellum trübe Tage dahinlebte, hatten sich im Römerreiche heftige politische und kirchliche Kämpfe abgespielt. Die gemeinsame Regierung der Constantinssöhne fand ein schnelles Ende; Constantin II. ward von Constans besiegt und fiel in der Schlacht ‹340›. Der Beherrscher des Ostens, Constantius, mußte immer wieder gegen die Perser in schweren Kämpfen zu Felde ziehen, die er wenig ruhmvoll führte, und auch der Bürgerkrieg erhob nach längerer Unterbrechung im Reiche wieder sein Haupt. Constans erlag dem Usurpator Magnentius in Gallien; eine andere, unbedeutendere Schilderhebung fand ihren Führer in Vetranio. Mit beiden ward der Kaiser fertig. Vetranio unterwarf sich bald; da jedoch der Feldzug gegen den tatkräftigen Magnentius sehr schwierig schien, so lockte Constantius, um den Gegner im Rücken zu beunruhigen, die Germanen des Rheins nach Gallien. Um aber anderseits gegen Persien gedeckt zu sein, glaubte er den Reichsschutz hier wieder einem Cäsar anvertrauen zu müssen. Gebunden durch seines Vaters Bestimmung, daß nur ein Verwandter des Kaisers dieser Würde teilhaftig werden dürfe, ernannte er den Gallus zum Cäsar; denn außer ihm besaß er nach dem Tode seiner Brüder keinen näheren Verwandten im kräftigen Alter.

Weit bedenklicher noch hatten sich die religiösen Zustände entwickelt, viel wirrer noch ist deren Bild. Hier stand der Westen gegen den Osten: der dämonische Athanasius, beschützt durch Rom und Constans, der schon bereit war, gegen Constantius einen Bruder- und Religionskrieg zu führen, trat dem mehr dem Arianismus sich zuneigenden Osten entgegen. Überall wechselte Verbannung und schnelle Aufhebung des Exils, überall herrschten Trug und Fälschungen, sah man wüste Raufereien der kirchlichen Gegner, bei denen zuweilen das Blut in Strömen floß und die weltliche Gewalt ge-

legentlich nicht nur versagte, sondern selbst den Einsatz bezahlen mußte. Dazu Konfiskationen und Verelendung überall, unerschwingliche Steuern, gewalttätige Münzverschlechterung: eine arge Zeit.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Julians Ohr auch in der Stille des kappadokischen Schlosses von diesem Lärm der Welt Kunde empfangen hat. Einmal erschien denn auch Constantius auf seinen Feldzügen in Kappadokien, und der Prinz lernte endlich seinen ihm jetzt tiefverhaßten Vetter kennen. Aber auch sonst scheint sein lebhafter Geist sich genaue Nachricht von allem Geschehenen, namentlich von den kriegerischen Vorgängen verschafft zu haben. Denn als er nach Jahren vor dem Kaiser stand und auf ihn eine Lobrede halten mußte, gab er eine ungemein genaue Schilderung der Feldzüge und Kämpfe des Constantius, die selbst dann, wenn wir eine spätere eingehende Bearbeitung seiner Rede annehmen, uns doch noch zeigen würde, mit welch lebendiger Anteilnahme das Auge Julians damals die Geschichte des Reiches verfolgt haben muß.

Mit den Ketten, die Gallus gefesselt hatten, fielen auch die Bande Julians ⟨351⟩. Er kehrte auf kurze Zeit nach Nikomedien, das so manche freundliche Erinnerung für ihn besaß, zurück und nahm hier auch von seinem Bruder Abschied, der ihn auf dem Wege nach seiner neuen Residenz Antiocheia in Nikomedien aufsuchte. Dann wandte er sich, nun frei in der Wahl seines Aufenthaltsortes und wohl auch wieder im Besitz eines Teils seines Erbes, den Stätten zu, wo Philosophie gelehrt ward. Er ging aber bezeichnender Weise nicht auf eine der Universitäten des Reiches, wo ein bezahlter Sophist oder Philosophieprofessor sein Wesen trieb, sondern dorthin, wo man ihm den Sitz der neuplatonischen Philosophie wies. Denn nun war es genug mit der Aneignung älterer Weisheit, Julian verlangte nach dem langen Bücherstudium die Philosophie des Augenblicks in ihren bedeutendsten Vertretern kennen zu lernen.

Freilich diese griechische Philosophie, die Philosophie des damaligen Neuplatonismus war reich nur an Ansprüchen und allenfalls an einem von früheren Jahrhunderten aufgestapelten Wissen, arm dagegen an wirklichem Können. Sie hatte einst als führende geistige Macht in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts das Erbe des Stoicismus angetreten. Nicht aber etwa jener späten stoischen Lehre, die einen Besitz von Moralien verwaltete, von eindringlichen Betrachtungen über die wahren Werte des Daseins, über den Unnutzen des Reichtums, sondern sie hatte das Erbe des großen Stoikers Poseidonios übernommen, des letzten spekulativen Kopfes der Griechen auf lange Zeit hin. Er hatte, im starken Anschlusse an Platon, dem stoischen Denken eine neue mystische Richtung gegeben und durch die merkwürdige Vereinigung exakter Forschung und religiös spekulativen Sinnens eine Weltanschauung begründet, die, in allerletzter Folgerung doch wieder antiwissenschaftlich wirkend der Forschung einen von der Religion bewachten Weg

wies, sollte doch die Ermittlung der Kräfte der Natur allein auf die Bewunderung ihres Schöpfers zurückführen. Aber beseligend blieb die erhabene Vorstellung der von Gott durchfluteten Welt, in der der Einzelmensch sich geborgen fühlen durfte, beseligend das Bewußtsein, daß die Seele selbst, himmlischen Höhen entstammend, nach Vollendung ihrer Erdenfahrt ihre alte Heimat wiedergewinnen sollte. Diese religiöse Mystik erwies sich auch sonst noch in hohem Grade schöpferisch oder wenigstens für die Zukunft bestimmend. Poseidonios' philosophisches System bot für den Glauben und die Religion aller bekannten Völker weitesten Raum: da fand der Olymp der Griechen, da fanden die Kulte der schon lange vor den Hellenen um ihrer Weisheit willen bewunderten Orientalen, namentlich der Gestirndiener Platz. So bewegte sich denn diesem System zufolge eine Fülle von göttlichen Kräften um die höchste Urkraft, die alle ihre Diener zum Heile des Alls lenkte, ein Himmelreich entstand, bewohnt von zahlreichen Göttern, Untergöttern, Dämonen, eine heilige Hierarchie. Alles ferner, was den Menschen von jeher mit der Überwelt verbunden hatte, Prophezeiungen jeglicher Art, Sprüche heiliger Seher erhielten Aufnahme in diesem weitherzigen System. — Das Erbe also dieses großen Philosophen trat der Neuplatonismus über 250 Jahre später an. Der eigentliche Begründer dieser Schule ist der bedeutende Plotinos, ein wahrhaft spekulativer Kopf, der in der Hauptsache der Metaphysik, dann auch der Ethik zugewandt, alle exakte Forschung verschmähte. Er tat den bedeutsamen Schritt, weit über seine Vorgänger hinaus den Urgrund alles Seins jenseits des Denkens und Denkbaren zu fixieren: eine philosophische Idee, die durchaus nicht etwa überschwenglicher Phantasie entsprungen ist, sondern schöpferisches Denken zeigt. Auch bei ihm erscheint eine Stufenleiter von Kräften, aber sie sind alle überabstrakten Wesens, sie gehen auseinander durch Überquellen hervor, bis dann endlich die Welt der Erscheinungen, die böse Materie erreicht wird. Den gleichen spiritualistischen Charakter zeigte seine Lehre von der intelligibeln Welt, der dreigeteilten Seele des Menschen, seine Deutung der Mythen, die Verteidigung der Götterbilder, die Empfehlung des Gebetes. Alles drängt bei ihm auf die Vereinigung der Seele mit der Gottheit hin, das letzte Ziel der Philosophie ist diese Anschauung des Göttlichen zu gewinnen, erreicht wird es durch die Ekstase. So fällt Religion und Philosophie zusammen. Mit der Einordnung der vorhandenen Göttergestalten des Völkerglaubens freilich gibt sich der Denker nicht eingehend ab, denn Plotin ist Philosoph, er ist religiös, aber kein Theologe im Sinne der Zeit.

Stärkere Akzente auf die Ethik und auf jenen Volksglauben setzte sein Schüler Porphyrios, der große Christenfeind, dessen scharfe Polemik der modernen Theologie so manche Erkenntnis vorweggenommen hat, dessen Bücher später noch von Julian benutzt worden sind. Mit der Ehrlichkeit, die ihn auszeichnet, sprach er sich über die Schwächen des Volksglaubens

aus. Er deutete die Götter allegorisch oder sah in ihnen eine Verfälschung der Religion durch die Einflüsse der Dämonen, denen er auch das Aufkommen der Tieropfer und der Zauberei schuld gab: eine Anschauung, der christlichen zum Verwechseln ähnlich. So befreite Porphyrios sich und seine Gesinnungsgenossen von Zweifeln und reinigte in diesem Kreise die Volksreligion, die er nicht zu ändern vermochte, durch ein höchst fragwürdiges Mittel. Seine Bedenken aber und seine Versuche sie zu zerstreuen, galten im wesentlichen den griechischen Mythen. Die religiösen Gebilde der Orientalen, mochten sie ägyptischen, chaldäischen, indischen, jüdischen Ursprungs sein, erkannte er in weitestem Maße an.

Aber der Dogmatismus war im raschen Wachstum begriffen: auf Porphyrios folgt eine Persönlichkeit, der nichts im Himmel und auf Erden dunkel bleibt, die mit beherrschender Sicherheit jegliche Frage zu beantworten bereit ist. Das ist Jamblichos, der Syrer, wieder ein Orientale, den man später immer nur den «Göttlichen» nannte. Kein Urteil aber ist eine schlimmere Selbststeinigung als dieses, nichts beweist die philosophische Denkschwäche der Folgezeit trauriger. Denn Jamblich ist trotz der Ausgestaltung und Vereinheitlichung des neuplatonischen Systems ein höchst unfruchtbarer Geist. Als Schriftsteller von einem aller edlen Überlieferung der Griechen hohnsprechenden Ungeschick und einer Gleichgültigkeit gegen jede gute Form, zeigt er als Philosoph das unerfreuliche Bestreben, seine Vorgänger zu überbieten und dadurch zu verdrängen. Er vermehrte die überirdischen Wesen zwischen dem Ureinen und der Materie durch neue Hypostasen und schuf eine komplizierte Klasseneinteilung dieser höheren Wesen. Ihm genügte nicht Plotins erhabener, über alles Denken und Denkbare hinausgehender Urgrund, sondern er ersann in geistlosem Wettbewerb noch ein übergeordnetes Ureins. Er schied von der intelligibeln Welt eine intellektuelle, denkende, die das Vorbild der sichtbaren sein sollte, und forderte denselben Unterschied auch für die Götter. Er führte ein festes System der Dreiheit überall durch und erreichte durch solches Multiplizieren die Zahl von 360 Göttern, ein wirres Gestöber von Gottheiten, das nur im Kopfe des anmaßenden Propheten eine wirkliche Einheit darstellte. Für ihn gab es — dies übrigens in Wiederholung früherer Philosophen — nirgends einen Widerspruch zwischen Platon und Aristoteles, für ihn verschmolzen die Sprüche der Pythagoreer, der Chaldäer, Phöniker und anderer Völker in einer heiligen Gottesstimme, und des Herakleitos von Ephesos dunkle Worte erhielten nun gleiche magische Kraft. Trotz seiner genauen Einteilung des Götterklerus ließ er doch die einzelnen göttlichen Gestalten ineinander übergehen, und der Sonnengott, dessen Dienst damals allgemein geworden war, und dessen Begriff alle anderen religiösen Vorstellungen in einem Pantheismus aufsog, war auch sein Zentralgott.

In feierlicher, mit unaufhörlichen Kunstausdrücken durchsetzter Sprache pries er die Prophetie unter jeder Form, verherrlichte er das Gebet und die

Opfer und verlangte dabei die genaueste Beobachtung des Ritus. Er sah die Götter leibhaftig von ihren himmlischen Höhen herabsteigen und beschrieb ihre Erscheinungsform entsprechend ihren Graden mit dem Verständnis eines Zauberers. Kein Wunder, wenn der Mann, der in solchen Vorstellungen lebte, jeden Zweifel an irgend einem göttlichen Wunder oder Dogma für unzulässig erklärte. Seine verstiegene, nicht einmal besonders schwärmerische, sondern schon an dogmatischer Arterienverkalkung leidende Theologie, die mit Emphase den Priester hoch über den Philosophen, die frommen Barbaren über die skeptischen Hellenen stellte, hatte so den letzten Rest des wissenschaftlichen Sinnes aus der griechischen Philosophie verbannt.

Jamblich wirkte ungeheuer auf die eigne wie die folgende Zeit. Seine religiösen Ideen, namentlich aber seine Anschauungen vom Verkehre mit den Göttern fanden in Pergamon Pflege, wo sein Jünger Aidesios eine Schule gründete. Zu ihm begab sich Julian. Dem Kaiser konnte der Besuch des Prinzen in Pergamon weiter nicht unlieb sein, denn Jamblichs Schule war den Christen nicht geradezu feindlich. Hatte doch der Meister selbst oft gegen Porphyrios gestritten, dessen Christenhaß damals noch in frischem Andenken stand.

Aidesios nahm seinen neuen Schüler freundlich auf, der voll heißen Verehrungsbedürfnisses, stürmisch, wie er stets geblieben ist, und nicht gerade taktvoll den Greis mit Geschenken überhäufte, damit er ihm von seiner Wissenschaft mitteile. Aber Aidesios wies ihn zurück mit den Worten, er fühle sich zu alt, um ihn noch in die Philosophie einzuführen, der Prinz möge sich an seine Schüler Eusebios und Chrysanthios wenden. Dies geschah sofort, und Julian, der so lange fast nur aus abgeleitetem Wasser seinen Durst gestillt, fühlte sich beglückt durch den Unterricht der beiden Philosophen, von denen Eusebios ihn in die Dialektik einführte, während Chrysanthios mehr den philosophischen Enthusiasmus der Schule in dem Jüngling entzündete. Dieser Glaube nun an die Möglichkeit einer unbegrenzten Steigerung der Seelenkräfte war es, der den schwärmerischen Julian an den Wendepunkt seines inneren Daseins führte. Äußerungen, die Eusebios über den Trug der Magier mehrfach zum Schlusse seiner Vorträge wiederholte, machten des Prinzen Aufmerksamkeit rege, und so vernahm er denn, daß der Philosoph Maximus von Ephesos zauberischer Kräfte mächtig sei, ein Bild der Hekate habe er lachen lassen, Fackeln in den Händen der Statue durch einen Wink entzündet. Kaum hatte Julian dies vernommen, so rief er aus: Du hast mir den Mann gewiesen, den ich suchte! und nach kurzem Abschied zog er raschen Entschlusses nach Ephesos.

Er irrte sich nicht: die Begegnung, der Verkehr mit Maximus machte in Julians Dasein Epoche. Im vollen Bewußtsein seiner Würde trat ihm der Magus Kleinasiens entgegen. Seine blitzenden Augen, sein berauschender Redestrom äußerten den tiefsten Eindruck auf den jungen Mann. Leiden-

schaftlich gab sich der Prinz dem philosophischen Wundertäter hin, so zwar, daß Maximus, im Grunde ein kalter Egoist, die Fülle dieser Ansprüche bald lästig empfand und den Chrysanthios zu seiner Unterstützung berief. Aber auch beiden zusammen gelang es kaum, dem jugendlichen Feuergeiste zu genügen. Julian freilich merkte davon nichts. Er glaubte wirklich, hier auf alle Fragen seines Innern volle Antwort zu erhalten, und schloß aufs neue eines Lehrers ganze Persönlichkeit in sein dankbares Herz. Also in die Vorhalle der Philosophie selbst eingetreten, rühmt er, daß er von Maximus in der Übung der Tugend unterwiesen sei und gelernt habe, in den Göttern die Führer zu allem Guten zu erkennen. Bei Maximus, erklärte er mit jugendlichem Optimismus, sei die leidenschaftliche Wildheit und der Trotz seines Wesens von ihm gewichen. Und der Einfluß dieses berückenden, wenn auch keineswegs dämonischen Mannes hat auf Julian bis zu seinem Tode dauernde Wirkung geübt, gewiß zur Verwunderung manches Menschenkenners in seiner Umgebung.

In den eben zitierten Worten legt Julian selbst das Bekenntnis ab, daß er in Ephesos unter Maximus den Göttern sich zugewandt habe. Sein Zeugnis wird bestätigt von Heiden und Christen. Namentlich sieht Libanios Maximus' großes Verdienst darin, daß er Julian geholfen gleich einem Leu seine Fesseln zu sprengen, und einen Herrscher, in allem den Ersten, herangebildet habe. Wir werden, nüchterner denkend, Maximus nur die Rolle eines letzten Handlangers, dessen Julians Natur zu ihrer Entwicklung bedurfte, zubilligen können. Hätte er diesen nicht gefunden, so würde ihn ein anderer dorthin geführt haben, wohin sein ganzes schwärmerisch mystisches Wesen schon seit langer Zeit drängte. Das Christentum war ihm durch die Erkenntnis vom Frevel seiner Verwandten, wohl auch durch die Betrachtung des wilden Kirchenstreites vergällt worden, sein philosophisches Dichten und Trachten fand hier keine Weiterentwicklung. Dagegen sah er bei den Neuplatonikern Milde und edle Sitte, Nachfolge und Ausbildung platonischer Gedanken, Befriedigung aller mystischen Sehnsucht, Ergründung hoher Geheimnisse, dergleichen stets noch die Jugend besonders gelockt hat. Lerneifrig, wie er war, fand er kein Genüge an den festen christlichen Dogmen, wo bei den Platonikern das stete Streben, das Vorwärtsdringen bis ins innerste Heiligtum zu winken schien. Wir wissen von so manchem früheren Heiden und den Gründen seines Übertrittes zum Christentum, hier sehen wir einmal den entgegengesetzten Vorgang sich mit einiger Deutlichkeit vollziehen.

Aber Julian hatte sich nicht nur mit Maximus in Spekulationen verloren, sondern war auch ein in allen Sätteln gerechter Sophist geworden. — Seit den Tagen, da Sokrates sich mit den Sophisten maß, da Platon diese ausgezeichneten Denker und Sprachschöpfer mit ungerechtem Hasse verfolgte, hatte der Kampf zwischen Sophistik und Philosophie nie ganz aufgehört und

war namentlich im zweiten Jahrhundert n. Chr. wieder in helle Flammen ausgeschlagen. Damals bekämpfte der Rhetor Aristeides aufs heftigste den Sophistenfeind Platon, Dion und Marcus Aurelius wurden aus Rhetoren stoische Philosophen, der Skeptiker Sextus Empiricus schrieb gegen die Redner. Aber das gleiche Jahrhundert sah auch schon die Gegensätze sich zu einem neuen Wesen vereinigen: der Skeptiker Phavorinus vermochte als echter Sophist über alles zu disputieren, und der platonisierende Popularphilosoph Maximus von Tyrus ist ganz Sophist, der beide Seiten einer Frage zu verteidigen weiß. Vollends gilt dasselbe für das vierte Jahrhundert. Der Aristoteliker Themistios, den Julian vielleicht damals kennen lernte, verantwortet sich zwar noch mit einiger Schärfe gegen den Vorwurf sophistischer Tätigkeit, aber seine Reden sind trotz eines gewissen philosophischen Anstriches oder gerade deswegen sophistische Leistungen. Und wiederum ist der schon oft von uns genannte Rhetor Libanios der Philosophie keineswegs abgeneigt, sondern kennt und benutzt seinen Platon. So vereinigt denn auch Julian beides. Seine später zu betrachtenden Schriften, Reden und Briefe sind sophistischen Gepräges gleich den literarischen Kundgebungen mancher Kirchenväter der Zeit, und doch vielfach philosophischen Inhalts. Fortwährende Zitate aus allen möglichen wirklich gelesenen oder in Anthologien exzerpierten Schriftstellern sollen seine Gelehrsamkeit bezeugen, und dabei werden doch ernste Probleme gründlich durchdacht.

Immerhin war für den innerlich zur alten Religion Zurückgekehrten äußere Zurückhaltung nötig. Denn mochten damals die Heiden noch nach vielen Zehntausenden zählen, mochte so mancher Schriftsteller, dem Namen nach Christ, in Vers und Prosa die alten Götter feiern, und die heidnischen Rhetoren und Historiker offen ihren Glauben bekennen, so war doch für einen Julian jeder Gesinnungswandel, der an die Oberfläche trat, dem mißtrauischen Kaiser gegenüber bedenklich. Der Prinz konnte Philosophie treiben, soviel er wollte, aber der offene Übertritt zu den Göttern, ein Opfer vor aller Augen war für ihn ein Ding der Unmöglichkeit. Dagegen empfing er den Besuch vieler Heiden, die nicht etwa der Ruf seines Übertrittes, sondern die Kunde von dem der Philosophie leidenschaftlich ergebenen Prinzen nach Jonien zog.

So erzählen uns die heidnischen Berichte, die christlichen hängen Julian den Vorwurf der Heuchelei an. Nach ihnen soll der Jüngling damals von seinem Bruder einen uns heute noch vorliegenden Brief erhalten haben, in dem Gallus ihm seine Freude darüber ausspricht, daß die traurigen Gerüchte über seinen Abfall zum Heidentum sich glücklicherweise nicht bestätigt hätten, sondern ihm vielmehr durch den Bischof Aetios gute Kunde von Julians eifriger Frömmigkeit zugekommen wäre. Dieses ebenso sophistische wie salbungsvolle, theologisierende Schreiben ist schwerlich echt, sondern von einem Feinde des heidnischen Kaisers in der schon früher bemerkten Absicht, dem

bösen Kain den guten Abel gegenüberzustellen, gefälscht worden. Dies ist nicht ganz ohne Geschick versucht worden, denn Julian kannte allerdings, wie wir aus seiner Korrespondenz wissen, den Aetios, den geistlichen Berater des Gallus, und schätzte ihn hoch. Um so weniger aber wird er nach der schrankenlosen Offenheit seiner Natur gerade vor diesem Manne ein unwürdiges Gaukelspiel aufgeführt haben. Auf gleicher Stufe stehen die Nachrichten, die Julian sogar nach Nikomedien zurückkehren und dort zum Scheine ein fast mönchisches Leben und zwar wieder als kirchlichen Vorleser führen lassen.

So verflossen dem Prinzen drei schöne, nur einmal durch eine längere, vielleicht nervöse Krankheit getrübte Jahre, in denen er seinen heißen Drang nach Erkenntnis zu stillen vermochte und auch mehrfach Gelegenheit fand, durch Gefälligkeit und Wohltun sein gutes Herz zu betätigen. Mit dem Jahre 354 aber hatte dies Dasein wieder einmal ein Ende und zwar wie stets durch den Willen des Kaisers. — Gallus, Julians Bruder, war, wie wir gesehen, zum Cäsar und Hüter des Ostens gemacht worden, damit der Kaiser selbst sich gegen den Usurpator Magnentius wenden könnte. Aber Constantius hatte mit Gallus' Erhebung keinen glücklichen Griff getan, denn an dem Cäsar erlebte die römische Welt wieder einmal das Schauspiel eines grausamen und feigen Tyrannen, um so widerwärtiger, als der Elende, dessen Charakter selbst sein Bruder nicht ganz ohne Tadel ließ, in Ergebenheit gegen die Geistlichkeit sich nicht genug tun konnte. Schwach dazu gegen seine Gattin, Constantius' ehrgeizige Schwester Constantia, brutal gegen Untergebene, trotzend auf seine Stellung hatte er ein Schreckensregiment in Antiocheia geführt und gleich den Bourbonen in Neapel die Leidenschaften des niederen Volkes gegen die Vornehmen bei Teuerungen zu entflammen gewußt. Botschaften des Kaisers halfen zuerst gar nichts, Gallus hetzte seine Leibwache gegen die Überbringer der Mandate auf und ließ dann deren Ermordung unbestraft. Constantius verfuhr wieder sehr charakteristisch. Er zog den Cäsar nicht vor sein Tribunal, sondern lud ihn mit freundlichen Worten an seinen Hof zu Mailand. Gallus hatte den Mut zum Morde, aber nicht zum Kampfe, er folgte in banger Voraussicht des Kommenden dem Rufe seines Augustus, und wurde dann nach allerhand Winkelzügen — man fühlt sich an die Höfe des 16. Jahrhunderts versetzt — endlich doch hingerichtet, wie er es nach seinen Taten verdient hatte ⟨Ende 354⟩.

Es begann nun nach bewährtem Brauche eine Verfolgung der Freunde des beseitigten Cäsars. Eine regelrechte Bestrafung seines Anhangs wäre nur ein Akt der Gerechtigkeit gewesen, jetzt aber ward ein ganz summarisches Verfahren, unter lebhafter Teilnahme des ränkevollen Hofeunuchen Eusebios, eingeleitet. Auch Julian, der stets in diesem seinen Gegner gesehen hat,

kam in Verdacht der Teilnahme an Gallus' Vorgehen, denn ein Gerücht war zu Constantius' Ohren gedrungen, der Prinz habe in Constantinopel heimlich seinen Bruder gesprochen.

Und doch darf man den Kaiser nicht zu streng verurteilen, daß er auf diese Beschuldigung hin Julian nach Mailand zitierte. Er war kein Menschenkenner, er mußte ferner von dem lebhaften Wesen und auch wohl von unvorsichtigen Äußerungen des jungen Sanguinikers gehört haben, und das Auftreten des Gallus, mit dem Julian fünf Jahre der Verbannung geteilt hatte, war ja nicht sowohl gegen den Kaiser selbst als gegen die Staatsgewalt an sich gerichtet gewesen. So verdient in den Augen gerecht Urteilender das Verhör in Mailand keinen allzu herben Tadel. Aber die Methode, nach der Constantius verfuhr, mußte nicht nur den unschuldig Angeklagten empören, sie zeigte die gleiche Hinterhaltigkeit wie das bei Gallus beobachtete Verfahren. Sieben Monate ward Julian in Gefangenschaft ohne eigentlichen Bescheid, in steter Unsicherheit gehalten. Bei der feindlichen Stimmung des Hofes gegen ihn wuchs die Gefahr einer Verurteilung. Da griff die Kaiserin Eusebia, deren Einfluß mit dem der Eunuchenpartei am Hofe rang, rettend ein. Sie bestimmte ihren Gemahl zu einem persönlichen Verhöre, aus dem sich des Prinzen Schuldlosigkeit ergab. Aber ganz ließ Constantius sein Opfer noch nicht los. Zunächst brachte man Julian in Mailands Nähe, in Comum, unter, wahrscheinlich, um ihn noch länger zu beobachten. Wieder half Eusebia, ihr Zureden bewog den Kaiser, seinem Vetter einen Aufenthalt in Griechenland zu gestatten. Niemand war glücklicher als der befreite Prinz. Seine bisherige Fassung in der Gefahr war, so sehr er sich später ihrer rühmen mochte, doch nur eine künstliche gewesen, erst jetzt fühlte er sich von einem schweren Drucke erlöst, und dazu winkte nun die Aussicht auf ein Studium in Athen. Denn ein Aufenthalt in der Reichsuniversität war für alle jungen Leute damals das höchste Ziel der Wünsche. So pries denn auch Julian, obwohl man allgemein ihn einen Verbannten nannte, sein Geschick und fand mit Homerischem Ausdruck, er habe eine goldene Rüstung gegen eine eherne eingetauscht.

Dankbaren Herzens vergaß er der Kaiserin ihre Handlungsweise nicht. Aber ebensowenig vermochte er aus seinem Gedächtnisse die Erinnerung an Constantius' Vorgehen zu tilgen. Im Bewußtsein der eignen Schuldlosigkeit war er über das Verhör und seine Handhabung so entrüstet, daß er auch in dem Prozeß gegen Gallus nur eine durchaus ungerechte Tat erblicken konnte, die er zum größten Teile dem Einflusse des Eusebios beimaß. Und seine Abneigung gegen den kaltherzigen und dabei doch so bigotten Vetter mochte ein Regierungsakt des Constantius aus der Zeit, da Gallus' Schicksal sich erfüllte, noch besonders steigern. Wahrscheinlich am 1. Dezember 354 verfügte der Kaiser die Schließung aller Tempel und das Verbot aller Opfer bei Todesstrafe und Einziehung des Vermögens. So schien der Ruf des

Renegaten Firmicus Maternus, der etwa um 346 sich an Constantius und Constans mit der fanatischen Bitte um Verfolgung des heidnischen Kultes gewendet hatte, Erhörung zu finden. Aber noch war die Zeit nicht reif für die unerbittliche Durchführung des Gesetzes.

Vor allen anderen «Hellenen» durfte Julian selbst die Kraft des neuen Gebotes sehr skeptisch beurteilen. Als er dem kaiserlichen Befehle folgend nach Italien gegangen war, hatte ihn sein Weg auch über Ilion geführt. Dort erlebte er nach eigner Erzählung etwas sehr Merkwürdiges. Er bat den Bischof der Stadt, Pegasios, ihn zu den Tempeln der Stadt zu führen. Bereitwillig und kundig erfüllte dieser den Wunsch und zeigte ihm nun die Statue Hektors, vor der noch die Opferfeuer der Einwohner flammten. Auf die verwunderte und prüfende Frage Julians erklärte der Bischof ruhig die Landsleute Hektors in ihrem Rechte, ihren wackeren Mitbürger nach Art christlicher Märtyrerdiener zu ehren. Dann führte er ihn zum Heiligtum der Stadtgöttin Athena, das sich in noch ganz unverletztem Zustande zeigte, und schlug angesichts dieser Stätte des Heidentums kein Kreuz. Ein Gerücht bezeichnete den Pegasios auch als Verehrer des Helios. Solcher christlichen Opportunisten gab es damals nicht wenige: Pegasios wußte, wem er sich von seiner anderen, der hellenischen Seite zeigen durfte.

* * *

«Wir Leute aus Thrakien und Jonien sind ja Griechenlands Nachkommen, und wer von uns nicht aller Einsicht bar ist, der sehnt sich danach, seine Vorfahren und sein Land zu begrüßen. Das war auch für mich schon lange ein Gegenstand der Sehnsucht . . . ., und ich wünschte solchen Besitz inniger als den von vielem Gold und Silber»: so läßt sich Julian in seiner Rede auf die Kaiserin Eusebia über seine griechische Reise vernehmen. Aber wie es ihm in Athen gegangen ist, welche Professoren er dort gehört, welche Eindrücke im Einzelnen er empfangen, darüber berichten unsere Quellen entweder nichts oder nur verhältnismäßig wenig: begreiflich genug, denn Julians Aufenthalt in Athen war von sehr kurzer Dauer. — Immerhin ist es wahrscheinlich, daß der neue Schüler der weitberühmten Universität sich bei dem Rhetor Prohairesios, dem er noch später trotz dessen christlicher Gesinnung gewogen blieb, in der Beredsamkeit, d. h. in der Sophistik weiter ausbildete. Dieser war damals wohl der bedeutendste und einflußreichste Lehrer der Hochschule, ein Mann, bei dem sich in sehr viel vornehmerem Sinne als bei Maximus geistige Bedeutung mit Würde und Erhabenheit der persönlichen Erscheinung verband. Wessen Vorlesungen der Prinz sonst besucht hat, ob er bei den philosophischen Professoren hörte, deren Unterricht infolge der reichen Stiftungen, die ihnen eigneten, unentgeltlich war, ist unbekannt. Im Grunde kam für einen Julian, der so gute Hofmeister gehabt, der in Kleinasien studiert und soviel selbsttätigen Fleiß entwickelt hatte, auf die Wahl seiner Lehrer nicht mehr viel an.

Natürlich erregte die Tatsache, daß ein Verwandter des kaiserlichen Hauses am Orte studiere, allgemeine Neugier in Athen, aber auch Julians durchgebildete Persönlichkeit versammelte bald eine Anzahl von bewundernden Studenten und Professoren um sich. Keineswegs zu seiner Freude: das oft noch scheue Wesen des lange Vereinsamten äußerte sich nicht selten in heißem Erröten, wenn die Menge sich um ihn drängte und seinen Worten lauschte.

Julian war 23 Jahre alt, er gehörte nicht mehr zur Schaar der «Knaben», wie der Rhetor seine oft so ungeberdigen Zuhörer nannte. Darum und als Prinz nahm er nicht Teil an dem tollen Treiben der athenischen Studenten, an dem Keilen der Füchse durch die «Chöre», die Landsleute des Professors, an dem Bade, das die älteren Semester mit einem Neuangekommenen vornahmen, noch an den üblichen Störungen des Kollegs oder an den häufigen Studentenkrawallen, an denen die würdigen Lehrer oft nicht ganz unschuldig waren. Dagegen verkehrte er in einem kleineren Kreise gleichstrebender Menschen, namentlich mit dem Antiochener Celsus, dem noch der spätere Kaiser seine Gnade erwies, einem Schüler des Libanios wie des Themistios, also von dem gleichen Bildungsideale beseelt wie Julian.

Aber das Auge noch eines anderen Mannes hatte ihn in Athen beobachtet, des Gregor von Nazianz. Der weilte damals zugleich mit Basileios, seinem Landsmann, in Athen, im seligen Genusse eines aufgeklärten Humanismus schwelgend, voll unbefangener Freude auch am studentischen Treiben, aber als Christ doch wieder von der damals noch so heidnischen Stadt abgestoßen. Dort sah er den jungen Julian. Später, da er den toten Feind des christlichen Glaubens mit echt südländischem Hasse verfolgte, glaubte er diesen Eindruck von ihm gewonnen zu haben: «Er schien mir in seinem Wesen nichts Gutes zu verraten: der Nacken ohne Festigkeit, die Schultern auf- und niederzuckend, der Blick des Auges unstet und überall umherschweifend, von wahnsinnigem Ausdruck, die Füße hatten keinen festen Stand und wechselten oft ihre Stellung, die Nase blähte sich vor Anmaßung und Verachtung, das Mienenspiel zeigte dasselbe Wesen. Lachen konnte er ganz ungeheuer, so daß alles schütterte. Sein Ja und Nein war ganz ohne Verstand, beim Sprechen stockte er und wurde atemlos, er fragte wirr durcheinander und sehr unverständig, seine Antworten waren nicht besser, eine stieß immer die andere, nichts von ruhiger Festigkeit, nichts durch Erziehung Geordnetes». Es ist mehrfach bemerkt worden, daß diese Beobachtungen eines gehässigen Feindes keineswegs ganz parteiisch sind. Aber anderseits ist der Wissenschaft der Nachweis gelungen, daß Gregor, was ihm sein Umgang mit Julian gezeigt hatte, umzubiegen verstanden hat, bis alles dem physiognomischen Schema eines weichlichen, affektierten, bösartigen und tückischen Menschen einigermaßen entsprach.

In die eleusinischen Mysterien hat der Prinz sich damals sicher einweihen lassen. Die Nachricht ist angezweifelt worden, aber völlig ohne Grund.

Denn diese Einweihung lag in Julians ganzer Richtungslinie. Längst hatte ja die Theologie, besonders die der Neuplatoniker alle heiligen Gebräuche und Kulte mit immer mystischerem Gewebe umzogen, namentlich aber alles, was mit Orakeln oder göttlicher Offenbarung zusammenhing, sublimiert. Wohl vorbereitet durch den ionischen Magus Maximus, begierig, in das Allerheiligste uralter Gottesdienste einzudringen, wäre Julian sich selbst untreu geworden, hätte er Eleusis gemieden.

Da rief ihn, gerade als er begonnen in Athen festeren Fuß zu fassen, wieder der Mann ab, der stets, bis zuletzt störend in sein Dasein eingriff, der Kaiser, um ihn mit einem gewichtigen Amt zu betrauen. Wer damals von Athen schied, mochte er Heide oder Christ sein, machte aus seinem Lebewohl gern eine kleine Szene, etwa wie noch heute der Romfahrer von der ewigen Stadt sich an der Fontana di Trevi trennt. Dieser Sitte hat Julian nicht minder als sein späterer Feind, der Christ Gregor, seinen Tribut dargebracht. «Wie viele Thränen ich vergoß», schreibt der spätere Kaiser im Jahre 361 an die Athener, «welche Klagelieder ich anstimmte, die Hände zu eurer Akropolis ausgestreckt, als mich der Befehl erreichte, und die Athena anflehend, ihren Schützling zu retten und nicht auszuliefern, dafür habe ich viele unter euch zu Augenzeugen, vor allen aber die Göttin selbst, die mir bestätigen kann, daß ich sie um den Tod in Athen anflehte, um jener Reise zu entgehen».

Unser Bild von Julian ist vollständiger geworden. Aus der Enge des Exils von Macellum hinausgetreten, wenn auch noch nicht in die eigentliche Welt, wohl aber unter strebende Menschen, unter Denker oder wenigstens solche Persönlichkeiten, die die Zeit dafür hielt, wirft sich der Prinz voll von tausend Fragen und in heißem Verlangen nach geistiger Autorität auf seine Lehrer. In jugendlichem Überschwange noch ohne Augenmaß für wirklichen Menschenwert bietet er einer vornehmen Persönlichkeit unwillkommene Geschenke und verehrt maßlos einen Charlatan. Seinem leidenschaftlichen Eifer erliegen die Lehrer beinahe, und auf seine ganze Umgebung wirkt er leicht angreifend. Die ungleichmäßige Schnelligkeit seines Sprechens, hastige Geberden, schmetterndes Lachen, überhaupt unharmonisches Wesen, höfischer Grandezza wie griechischer Gehaltenheit entbehrend, verstimmen zuerst bei nur kurzer Bekanntschaft. Aber schon gewinnt er Freunde, nicht etwa als Prinz, sondern als strebender Philosoph und Sophist, und besonders als warmherziger Mensch, dem trotz seines Wissensdurstes und seiner Bücherleidenschaft nichts Menschliches fremd ist. So erscheint die ganze Persönlichkeit schon jetzt als eine Art Proteus. Der äußeren Unstetigkeit seines Lebens entspricht die innere Unruhe, der selbst die großen Aufgaben, die bald an ihn herantraten, nicht zu wehren vermochten. Die Vielseitigkeit seines Wesens tritt schon in diesem Abschnitte seines Daseins hervor: bald sollte die staunende Mitwelt davon den nachhaltigsten Eindruck gewinnen.

III.

Julian als Cäsar.

1. Vorbereitungen.

Mittlerweile hatten sich am kaiserlichen Hofe und durch ihn Ereignisse vollzogen, die wieder recht deutlich zeigten, wie wenig Constantius es verstand, die Fähigkeiten seiner besten Diener zum Wohle des Reiches zu verwenden. Als Magnentius sich gegen ihn erhob, beging der Kaiser, wie wir sahen, geradezu Landesverrat, indem er die Germanen nach Gallien zog. Nun galt es, der bösen Gäste wieder ledig zu werden, der romanisierte Franke Silvanus schien dafür der geeignete Mann. Aber in einer Zeit, wo selbst ein Athanasius das Mittel der Fälschung nicht verschmähte, gelang es der Hofkamarilla durch ein gefälschtes Schreiben gerade den Silvanus bei dem Kaiser zu verdächtigen. Es hieß, der Franke plane eine Usurpation, und obwohl die Germanenkrieger der Garde über diese Machenschaften sich heftig empörten und das Komplott entlarvt ward, schützte der Kaiser doch die ruchlosen Anstifter. Mittlerweile aber hatte Silvanus, über Constantius' Gesinnungswechsel gegen ihn unterrichtet, zum verzweifeltsten Mittel, zur wirklichen Usurpation, gegriffen und war nun erst recht der kaiserlichen Strafe verfallen, die nach gewohnter Weise auf dem Wege gemeinster Intrigue endlich zum Morde führte ⟨7. September 355⟩. Dem Vollstrecker des Mordbefehls, dem magister militum Ursicinus, nützte seine Tat freilich wenig, denn nun wieder galt er, weil er seine Brauchbarkeit erwiesen hatte, als verdächtig. Mit Unrecht mochte also Julian in des Kaisers Haltung gegen ihn selbst stets ein persönliches Mißtrauen erkennen. Constantius war gegen alle gleich, er bekämpfte immer einen durch den andern, wie Ludwig XI., ohne gleich diesem den großen Zug zum Ganzen zu betätigen.

Von den zwei Parteien an seinem Hofe war schon die Rede, der Einfluß des Eusebios und der Kaiserin bekriegten sich heftig. Eusebia hatte

schon einmal gesiegt, da sie die athenische Reise Julians durchsetzte. Nun stieg die Germanennot in Gallien, der Kaiser aber trug Bedenken selbst dorthin zu gehen, weil er Italien nicht verlassen mochte, und gedachte jetzt Julian zum Cäsar zu machen. Doch der Hof war dagegen. Er stellte dem Kaiser vor, seine Gegenwart würde die Feinde wie gewöhnlich vertreiben, und erinnerte dazu warnend an den Fall des Gallus. Eusebia aber wollte davon nichts wissen. Mit dem weiblichen Scharfblick für den Wert der Persönlichkeit erkannte sie in Julian den Mann, der in Gallien Ruhe und Ordnung stiften konnte und bestand auf der Wahl des Verwandten. Dem zögernden Kaiser soll sie eingeredet haben, daß der unerfahrene Jüngling ihm keinen Schaden bringen würde, seine etwaigen Erfolge fielen auf Constantius selbst zurück, sein Untergang befreie ihn von aller Furcht vor der Verwandtenrache. Doch widerlegt, von anderen Gründen abgesehen, Constantius' Verhalten während des Feldzuges selbst diesen Bericht.

Der Prinz erschien also, noch ahnungslos, was man mit ihm vorhabe, in Mailand. Noch war der Kaiser nicht dort, sondern befand sich auf einem Feldzuge, und nur Eusebia war Julians gewärtig. Alsobald trat sie mit ihm, wie er selbst erzählt, in näheren schriftlichen Verkehr. Ihre Briefe erreichten ihn in einer Vorstadt Mailands, wo er ungewiß und nicht ohne Sorge über die Pläne des Kaisers wohnte, und forderten ihn auf getrost ihr alles zu sagen, was ihn bedrücke. Schon hatte er ein Schreiben aufgesetzt, indem er sie beschwor, ihn so schnell wie möglich heimzusenden, da fiel ihm zu rechter Zeit ein, wie bedenklich es für ihn sei, mit der Gattin des Kaisers zu unterhandeln. Und doch sehnte er sich mit allen Kräften seiner Seele fort und hätte gern den Brief doch abgesandt. Ein heißes Gebet fand wie so oft in jener glaubensstarken Zeit Erhörung: im Traume wähnte er eine Götterstimme zu vernehmen, die von der Absendung des Schreibens ihm den Tod verhieß. Aber noch kämpfte er lange mit sich, und erst in einem ernsten Selbstgespräche gewann er die Überzeugung, daß die Gottheit es am besten mit ihm meine und weit höherer Einsicht als er selbst mächtig sei. Er entschloß sich, dem kaiserlichen Willen, den er nun endlich im Einzelnen kennen gelernt, zu gehorchen, und weitere mahnende Briefe der Eusebia bestärkten ihn in seiner Entscheidung. Constantius traf ein, und so ward denn aus dem bisherigen Gelehrten ein Krieger zurechtgestutzt, der Philosophenbart fiel zum Gespötte des frechen Hofgesindels unter der Schere, anstatt des Palliums mußte Julian das gewöhnliche Gewand des Bürgers anlegen. Ungern tat er es. Sein philosophischer Gleichmut war dem Hohne der Höflinge durchaus nicht gewachsen. Namentlich aber hielt er sich dem Kaiser gegenüber keineswegs für befähigt die schwere Aufgabe wirklich zu lösen. Doch Constantius redete ihm zu und verschaffte ihm — bezeichnend genug für die augenblickliche Stimmung am Hofe — eine Audienz bei der Kaiserin, die ihm ein paar gnädige Worte schenkte.

So mußte er denn, besonders im Hinblicke auf die Gefahr, die ein längeres Zaudern bringen konnte, wohl oder übel den Cäsarenpurpur anlegen. Am 6. November 355 stellte der Kaiser ihn in seiner neuen Würde dem Heere vor. Es war eine merkwürdige, widerspruchsvolle Szene: hier die laute Freude der Krieger über den jungen Führer von kaiserlichem Geblüte, dort der noch immer niedergeschlagene Prinz, der wider seinen Willen zum Feldherrn umgemodelte Sophist, der zuletzt seine ganze Stimmung nicht besser bezeichnen konnte als mit dem homerischen Worte:

«Purpurn senkte der Tod sich herab und das harte Verhängnis».

Also hatte der tote Gallus in seinem Bruder einen Nachfolger gefunden. Und wie man jenen mit dem regierenden Hause durch eine Heirat verbunden, so geschah jetzt das Gleiche mit Julian. Wenige Tage nach der formellen Erhebung zum Cäsar mußte der Prinz eine ältere Frau, eine andere Schwester des Constantius, Helena heiraten. Ihm sind Frauen stets gleichgültig gewesen. Seiner von geistigen Interessen und einem bald sich einstellenden Tatenehrgeiz ausgefüllten Natur bedeutete das Weib nichts, wenngleich Ibsen sich das dankbare dichterische Motiv nicht hat entgehen lassen wollen, der Helena einen starken Einfluß auf Julians Entwürfe zu verleihen. Ob er Kinder mit ihr gehabt, steht dahin. Eine Überlieferung will wissen, Eusebia habe aus Eifersucht auf ihre Schwägerin dieses Glück zu hintertreiben gewußt: eine Abscheulichkeit, die man der Kaiserin kaum wird zutrauen dürfen.

Trotz der feierlichen Proklamation, trotz der Verschwägerung wurde der jetzige Cäsar nicht besser als der frühere einfache Prinz behandelt. Eine strenge Bewachung hielt ihn in engsten Schranken. Wir kennen seine eignen beweglichen und sicher nicht übertriebenen Klagen über dieses höfische System: überall feste Schlösser, Türhüter, Visitierung seiner Sklaven nach heimlichen Briefen, genaue Vorschriften über die Zahl seiner Diener. Wohl gelang es ihm, einen heidnischen Sklaven und seinen wackern Arzt, den bekannten Oreibasios, in seiner Nähe zu behalten, aber nur weil beide ihre Gesinnung zu verbergen wußten. So verlebte er auch die letzte Zeit in Mailand ziemlich traurig, und nur ein gewisser Trost war für den vom sympathischen Umgange mit Freunden Abgeschnittenen das Studium der Bücher, die ihm die Kaiserin als Ersatz für die in Athen bei seinem eiligen Aufbruche zurückgelassene Bibliothek geschenkt hatte.

Wie eine Satire auf den Augenblick mutet es an, wenn Julian in solcher Lage noch eine Lobrede auf den Kaiser halten mußte. Er betrat damit ein literarisches Gebiet, auf dem sich die Spuren fast unzähliger Vorgänger und auch die mehrerer Zeitgenossen deutlich zeigten. Die Lobrede besaß demgemäß einen durchaus festen Stil und war aus rhetorischen Handbüchern zu erlernen. Gleichwohl muß man sich davor hüten, diese Machwerke gar zu geringschätzig zu betrachten, denn in vielen Fällen bilden

sie doch eine wichtige geschichtliche Quelle für die nähere Kenntnis des Gefeierten.

Julian war nicht der erste, der den Constantius verherrlichte, vor ihm hatte sein Freund Themistios und der von ihm so hochverehrte Libanios dasselbe getan, und beiden hat der Cäsar manches entlehnt. Doch nicht nur diese haben mit ihren Bildern und rhetorischen Wendungen dem jungen Redner aushelfen müssen, auch noch andere Muster sind hier verwendet worden. Gehalten ist freilich diese Rede niemals in der vorliegenden Form. Denn fast jede antike Rede ist für uns zunächst kein Zeugnis eines geschichtlichen Augenblicks, sondern ein Stück Literatur. Julian hat weder so breit, noch so offen vor seinem Augustus geredet. In den langen Nächten seines gallischen Feldzuges eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt und an einer zweiten Lobrede auf den Kaiser tätig, konnte er leicht die Bearbeitung jener ersten erledigen.

Denn wenn Julian nach beliebtem Schema des Kaisers Vorfahren nennen und preisen, seine Erziehung und Bildung, seine Taten und die diese bedingenden Eigenschaften rühmen mußte, so war es ein Unding, innerhalb einer solchen Rede auch von einer schlechten Handlung, dem Verwandtenmorde, zu reden, mochte er den Frevel auch noch so sehr als einen erzwungenen bezeichnen. Auch nehmen wir ein solches Interesse an kriegerischen Taten, eine solch selbständige Kenntnis militärischer Einzelheiten in der Rede wahr, daß wir es hier nicht nur mit dem Sophisten, dem diese Dinge fern genug lagen, sondern schon mit einem Soldaten, mit dem im Lager schriftstellernden Cäsar zu tun haben.

Immerhin, ein Sophist steht vor uns, ein Mann, der in attischen Formen, also in einer toten Sprache, schreibend, alle Feinheiten und auch Mätzchen der Moderhetorik verwendet, der unaufhörlich geflügelte Worte braucht, die Vorschriften der Schule über die klassischen Schriftsteller ängstlich befolgt, mit einem Worte, die ungeheure Macht der grauen Theorie deutlich beweist. Und doch zeigen sich dem, der an dieses Schriftstück einige Liebe wendet, bald individuelle Züge. Denn gezwungen, den gefährlichen, hinterhaltigen Constantius ins Gesicht zu loben, sucht Julian sich von diesem Drucke durch einen raschen Sprung auf Gebiete zu befreien, die mit dem Gegenstande selbst nur mittelbar verbunden sind. Er benutzt die Gelegenheit zu eingehenden Schlachtenschilderungen, die zwar, wie öfters bei ihm, nicht ganz plastisch herauskommen und allzu sehr an literarische Vorbilder erinnern, aber doch einer gewissen Lebhaftigkeit nicht entbehren und somit eine wichtige Quelle für die Kriegsgeschichte jener Zeit bilden. Auch andere geschichtliche Exkurse dienen demselben Zwecke, und der werdende Schriftsteller zeigt hier schon eine gewisse Weitschweifigkeit, die wir auch sonst bei dem Redseligen bemerken. Erfreulicher sind andere persönliche Züge: die Freude des Sprechenden über die angebliche Liebe des Kaisers für Athen und das offene

Geständnis des Verfassers, daß die Lobrede so ganz und gar nicht zu den von ihm mit Vorliebe bestellten Gebieten gehöre.

In der Tat, Julian paßte nicht zum Schmeichler. Er hat denn auch trotz aller notwendigen Phrasen nicht ganz die ängstliche Kriegführung des Kaisers verschweigen mögen, und wenn er auch daraus dem Constantius einen Ruhmestitel zu gewinnen sucht, so erkennen wir doch unschwer, daß des Cäsars frisches Herz für die Soldaten schlägt, die sich durch den bänglichen Oberfeldherrn im Wettlauf nach dem Siege nicht hemmen ließen. Wir haben also in dieser Rede, die, wenn sie auch so nicht gehalten worden ist und erst später Ausarbeitung gefunden hat, doch zu den frühesten schriftstellerischen Versuchen Julians gehört, schon ganz den späteren Autor, keinen hochbedeutenden, aber einen sehr interessanten Schriftsteller: gründlich unterrichtet, ziemlich weitschweifig, recht subjektiv, ehrlich und frisch, so steht er vor uns. Natürlich nimmt der Redner sich wohl in acht, vor dem Kaiser seinen eignen hellenischen Glauben zum Ausdruck zu bringen. Aber ebenso wenig erheuchelt er einen christlichen Augenaufschlag, sondern redet stets in sehr unbestimmten religiösen Ausdrücken von der wohlwollenden Gottheit und ähnlichen Begriffen. Ein schwerer Gewissenszwang lag also trotz allem Drucke nicht auf ihm, nur wenig anders als bei den anderen Sophisten, die vor dem Kaiser sprechen durften, was sie wollten, und die schrieben, was sie empfanden.

2. Taten in Gallien.

Die Provinz, die Julian von dem Feinde befreien sollte, befand sich in einem entsetzlichen Zustande. Die Germanennot in Gallien war nun schon ein Jahrhundert alt. Im dritten Jahrhundert drangen die Franken in das reiche Land ein, nachdem der vom Limes umschlossene Bezirk genommen war. Ihnen folgten die Alemannen. Dem Usurpator Postumus freilich gelang es, beide Völker aus der Provinz zu vertreiben und die Rheingrenze zu behaupten, in deren Nähe er den Schwerpunkt seines Reiches verlegte. Aber nach seiner Ermordung erschienen die Feinde wieder und mußten durch den Kaiser Probus aufs neue verjagt werden. Die schweren Völkerstürme riefen tiefes soziales Massenelend hervor, der furchtbare Bauernaufstand der sogenannten Bagauden, der auch den Pöbel der Städte auf seine Seite zog, nahm die ganze Sorge der römischen Regierung in Anspruch. Es gelang jedoch den richtigen Mann an die rechte Stelle zu setzen: Maximian, des großen Kaisers Diokletian Cäsar, unterdrückte allmählich die Bauernbanden und bezwang die Deutschen. Nicht gering waren auch die Erfolge von Julians Großvater Constantius, der mit den Franken am Niederrhein focht und zweimal die Alemannen besiegte, in deren Land er einen Streifzug unternahm, dazu ließ er es sich angelegen sein, die schwere Steuerlast der hart

mitgenommenen Provinz, Gallien zu erleichtern. Noch einmal reckte sich das Römerreich in alter Kraft aus. Die Anlegung der steinernen Rheinbrücke bei Köln scheint zu beweisen, daß man die Sicherheit des linken Rheinufers nicht mehr für gefährdet hielt und schon über den Strom hinüberblickte. Aber mochte auch Constantin im Amphitheater von Trier die wilden Bestien sich an ihren germanischen Opfern müde reißen lassen, hinter den eben niedergebrochenen Reihen der Deutschen standen stets neue Kämpfer bereit.

Dazu beraubten sich die Römer in schicksalsschwerer Verblendung der eignen Schlagkraft. Der Entscheidungskampf bei Mursa, zwischen Constantius und Magnentius z. T. mit germanischen Soldaten ausgefochten, nahm einen ungemein blutigen Verlauf; am Abend des Schlachttages deckten zusammen an 54000 Gefallene die Wahlstatt. Und der Sieger hatte sich, wie wir gesehen, nicht gescheut, um seinen Feind in die Mitte zu nehmen, die Franken über den Rhein zu rufen. Auch die Alemannen waren wieder da: ihr Führer Chnodomar schlug Magnentius' Bruder Decentius, der zum Schutze Galliens zurückgeblieben war, und da dieser bald nach dem Süden abrücken mußte, so öffnete sich das wehrlose Land dem Sieger. Jetzt erst erkannte Constantius nach so manchem Fehlgriffe seine Pflicht und beschloß die Deutschen aus Gallien herauszuschlagen. Aber, wie nicht selten, erwählte er zwar das richtige Werkzeug zur Tat, ohne dieses doch zur vollen Entwicklung seiner Leistungsfähigkeit kommen zu lassen. Er fand in Silvanus den geeigneten Mann, doch ließ er ihn, wie oben gezeigt, durch eine elende Hofintrigue erst zum Rebellen werden und dann untergehen.

Bei solchem Zustande der Dinge fanden die Germanen leichtes Spiel. Noch Diocletian hatte im Römerreiche die Grenzfestungen und die Besatzungen vermehrt, dagegen verstärkte Constantin auf Kosten der Grenztruppen das Feldheer. In der letzten Zeit erforderten nun die inneren Kämpfe des Römerreichs immer mehr die Aufstellung größerer Armeen und wurden die Besatzungen an der Grenze noch schwächer. Der Widerstand, den die gewaltige Germanenwoge fand, war demnach kraftlos genug, und die Völkerwelle konnte, die Rheinfestungen überstrudelnd, in ihren letzten Ausläufern bis tief nach Gallien hineinfluten. Fünfundvierzig Städte waren in die Hände der Deutschen gefallen, zuletzt die alte römische Siedlung Köln, erst kürzlich zu einem neuen Ausfallstor nach Germanien geworden. Über 55 km vom Rheine entfernt, also etwa in dem Abstande, den Bingen von Trarbach besitzt, dehnten sich jetzt im linksrheinischen Römergebiete germanische Ansiedlungen aus, deren Bewohner sich gegen Angriffe nach altgewohnter Weise durch ein weites Ödland von 165 km geschützt hatten, eine Strecke, die bis ins heutige Luxemburg und Lothringen hineinreichte. Und auch jenseits dieser wüsten Zone sah es traurig genug aus. Die gallischen Städte hatten durch das furchtbare Zerstörungswerk ihre herrlichen Vorstädte, den Schmuck ihrer Villen, verloren, in einen engen Mauerring

sich zurückziehend nahmen sie schon das Wesen mittelalterlicher Zusammendrängung an.

Dieser trostlose Zustand erfuhr durch die unvernünftige römische Finanzwirtschaft noch eine bedeutende Verschlimmerung. Die Hauptlast der Abgaben lag auf den Schultern der Armen, denen es nur ein schwacher Trost sein mochte, wenn sie gerade den gallischen Adel in germanischer Sklaverei schmachten sahen. Dazu nirgends im Lande ein festes Regiment, nach dem die Gallier sich hätten richten können, das einen neuen sicheren Zustand gewährleistet hätte. Denn die Römer waren fern, die einzelnen kaiserlichen Heeresteile ohne einheitliche Führung. Die Germanen aber scheuten sich, die Städte, deren sie sich bemächtigt hatten, zu besetzen und zu regieren, ihre Heerhaufen durchschweiften das Land, waren überall und nirgends, die allgemeine Unsicherheit vermehrend und einem Feldzuge gegen sie große Schwierigkeiten bereitend.

Seit den Germanenkriegen der Kaiser des ersten und zweiten Jahrhunderts hatte sich das römische Heer beträchtlich verändert. Die sogenannten «Hilfstruppen», gebildet aus den tüchtigsten Kriegern Galliens und des angrenzenden Germaniens, ein Werk Maximians, hatten die Legion weit überflügelt. Die Heere der Zeit bestanden zumeist aus geworbenen Leuten, mit denen ihr Dienstgeber eine ganz bestimmte Kapitulation abschließen mußte, die nicht selten von den Soldaten in entscheidender Stunde zum Nachteile des Reiches ausgebeutet ward. Dazu traten die im Steuerweg herbeigeführten Rekruteneinstellungen des Grundbesitzes, dazu die nach dem Prinzip des Erbzwanges eingereihten Soldatensöhne. Weiter konstituierte man ausländische Ansiedler als eigne Körperschaften und unterstellte sie römischen Offizieren. Solche traten vor allem in Gallien auf. Es waren die sogenannten Laeti, die mit den einzelnen gallischen Gemeinden so verknüpft waren, daß diesen ein Teil des von den Laeti gewonnenen Bodenertrages zufiel, es waren jedoch nicht eigne Truppenkörper, sondern nur Rekrutierungsbezirke. Den Laeti standen im Range die Gentiles nach, die, ohne Bodenbesitz, uns gleich jenen noch öfters begegnen werden. — Das Kommando des Heeres führten unter dem Kaiser der magister peditum und der magister equitum, ein ungemein hohes Amt, mit größten Ehrungen am Hofe bedacht, an der Grenze kommandierten dagegen die duces, auch sie durch hohe Insignien ausgezeichnet.

Die Fechtweise des römischen Heeres hatte sich unter dem Einflusse seines Ersatzes aus den Ausländern stark barbarisiert. Einen Teil der Kavallerie bildeten die hochberühmten, allgemein angestaunten Panzerreiter, deren Ausrüstung man von den Persern angenommen hatte, die Stärke des Fußvolkes Gallier und Germanen, deren Schlachtgesang, der barritus, von einem Schriftsteller der Zeit, wahrscheinlich Julian selbst, nicht ohne poetische Farben geschildert wird. Die Führung des Heeres aber zeigte noch immer,

wenn sie in kraftvoller Hand lag, nichts von barbarischem Wesen, sondern die planvolle Benutzung gegebener Möglichkeiten, wie sie einem kriegsgewohnten Kulturvolke eignen mußte.

Eine ruhige Betrachtung der Überlieferung lehrt, daß Julian, der für einen Krieg noch ganz ungeschulte Sophist, mit dem Kaiser einen bestimmten Feldzugsplan festgesetzt hat. Zweimal ist im Laufe der Ereignisse der Versuch gemacht worden, den Feind gleichzeitig von Westen wie von Süden zu fassen; an der ersten Unternehmung nahm Constantius selbst als Führer des Südkorps teil. Wenn das Unternehmen aber das zweite Mal mißlang, so lag dies nicht am üblen Willen des Kaisers, der den Cäsar auf seine Weise zu unterstützen geneigt war.

Julian selbst hat sich freilich in seinem Briefe an die Athener sehr unmutig darüber ausgesprochen, daß der Kaiser ihm zum Kriege mit den Deutschen nur 360 Mann, «Leute, die nur beten konnten», wie er sie ein andermal bezeichnete, mitgesandt, ihn zum Untergebenen seiner Offiziere gemacht, die Sammlung des Heeres in andere Hände gelegt und ihn angewiesen habe, überall des Kaisers Bild zu zeigen. Diese Bemerkungen jedoch stammen aus der Zeit, da der Cäsar sich schon im Kriege mit dem Augustus befand und alles zusammensuchte, um seinen Gegner in den Augen der Untertanen herabzusetzen. Es ist bezeichnend für die Ehrlichkeit des Briefschreibers, daß gerade seine unwilligen Auslassungen uns die Möglichkeit gewähren, die Richtigkeit der meisten getroffenen Anordnungen zu erkennen.

Denn wenn, wie es die Folgezeit lehrte, der Kaiser entschlossen war, vom Süden her den Angriff seines Cäsars zu unterstützen, so konnte er bei der großen Schwäche der dem Römerreiche gegen die Nordländer zur Verfügung stehenden Streitkräfte und selbst der Perser nie ganz sicher, von seinen Truppen nicht viele abgeben. Auch wäre es geradezu ein Akt des Selbstmordes gewesen, dem unversuchten Gelehrten gleich die ganze Gewalt in die Hände zu legen. Es galt vielmehr, diesen, geleitet von gedienten Offizieren, sich erst in die Dinge hineinleben zu lassen. Daß aber Constantius, wie nicht selten, hier eine üble Wahl traf, ist ihm um so weniger als böser Wille auszulegen, als er später bereit war, die schlechten Offiziere durch bessere zu ersetzen und dem Cäsar nach einiger Zeit unbeschränkte Vollmacht in seiner Provinz zu verleihen.

Gleichwol, der Kaiser wäre nicht er selbst gewesen, hätte nicht seine bängliche Vorsicht und sein stetes Mißtrauen dem jungen Führer ein ziemlich schweres Hindernis in den Weg gelegt. Um jeden Versuch, ein seinem neuen Feldherrn allzu ergebenes Heer entstehen zu lassen, von vornherein abzuschneiden, durfte Julian den Soldaten keins der bei festlichen Gelegenheiten üblichen Geschenke machen. Es war nur eine schwache Hilfe, daß der wackere Ursulus, einer der hohen kaiserlichen Finanzbeamten, den Verwalter

der gallischen Kassen anwies, jede Geldforderung des neuen Statthalters zu erfüllen, denn die Bestände dieser Kassen werden bei der allgemeinen Not dürftig genug gewesen sein.

Julian reiste ab. Der Kaiser begleitete ihn bis Laumellum und entließ ihn unter der Obhut des Marcellus und Sallustius, von denen dieser dem Cäsar in zivilen, jener in militärischen Angelegenheiten als Beirat dienen sollte. In Turin ereilte ihn die Hiobspost von der Einnahme Kölns, des Kaisers Begleitung, die schon darum wußte, hatte dem Fürsten die Unglücks-kunde bisher verschwiegen. Um so schwerer traf sie jetzt den sensibeln Julian, der nun, des Zwanges der kaiserlichen Gegenwart ledig, in düsterster Stimmung darüber klagte, daß man ihn auf diesen verlorenen Posten ge-stellt habe.

Die erste gallische Stadt, deren Boden der Prinz betrat, war Vienna. Dem Enkel des Constantius Chlorus ward ein besonders herzlicher Empfang bereitet, allgemein war die Hoffnung, daß nach allem Elend, nach der Ger-manennot, der Wirtschaft der Usurpatoren ein legitimer Fürst das Heil bringen würde. Ja, es scheint, daß auch die Heidenschaft der Stadt der Ruf von Julians religiöser Gesinnung erreicht hatte, und man auch in diesen Kreisen ein besonderes Vertrauen auf den neuen Statthalter setzte.

Zunächst galt es nun für den Cäsar die winterliche Ruhepause zur An-eignung des Soldatenhandwerks zu benutzen. Er focht und exerzierte eifrig zum Tone der kriegerischen Flöte, er studierte strategische Bücher, ähnlich wie es seiner Zeit in gleicher Lage der Besieger des Mithradates, Lucullus getan. Die Mühe und das Mißbehagen war dabei nicht gering. Noch war ein Rest jener bitter resignierten Stimmung, die ihn der neuen Aufgabe gegen-über beseelt hatte, nicht ganz verscheucht, noch spottete er über den «Ochsen, der gesattelt worden sei», noch gedachte er mit Sehnsucht des verlassenen Platon. Aber in diesem hochbegabten Jünglinge lebte echtes Heldenmark, der Zögling der Sophisten ward, unterstützt durch eine rüstige, breitschultrige Leibeskraft, binnen kurzem zum Soldaten und aus dem eifrigen Krieger im Laufe weniger Jahre ein glänzender Feldherr.

Von einem einheitlichen selbständigen Plane des Cäsars gegen den ihm gegenüberstehenden Feind reden unsere Quellen nicht, sie führen uns nur von einer Unternehmung des römischen Heeres zur andern. Und doch läßt sich aus diesen Angaben das vollständige Bild einer sehr wohl überlegten Heeresleitung gewinnen. Man befand sich den Germanen gegenüber in einer keineswegs einfachen Lage. Entweder mußte man ihre weit über den Osten Galliens zerstreuten, die Städte vermeidenden Gewalthaufen einzeln zu schlagen suchen, wobei man nicht sicher war, daß sie nicht auf die Nachricht von diesem Vorgehen hin sich plötzlich alle gegen die Römer vereinigten, oder man strebte in altrömischer Taktik danach, die von den Deutschen ge-räumten Städte zum Stützpunkte der eignen Bewegung zu machen und so,

von Stadt zu Stadt vordringend, den alten Besitz zurückzuerobern. Aber auch dieser Plan bot die allergrößten Schwierigkeiten. Denn machte sich das römische Heer auf, um die Städte wiederzugewinnen, so konnten die Feinde, weit zerstreut wie sie waren, in seinem Rücken neue Verwüstungen vornehmen oder, das Allergefährlichste, die Armee auf dem Marsche überfallen. Es war also eine zweischneidige Maßregel, wenn Julian sich entschloß, zuerst eine Reihe von gallischen Plätzen zu sichern und dann seinen Marsch gegen den Rhein zu richten, es war ein Kriegsplan, der mehrfach durch kühne germanische Unternehmungen gestört und beinahe vernichtet wurde, aber es war gegenüber der deutschen Planlosigkeit oder wenigstens dem Mangel an gemeinsamer Initiative doch feste Einheit in diesem Vorgehen, eine sichere Einfachheit, die trotz aller unvorhergesehenen Hemmungen zum Ziele führte.

Julian schuf sich also zuerst eine natürliche und zweckmäßige Operationsbasis. Nachdem er den Winter 355 und die erste Hälfte des Jahres 356 unter gründlichen Vorbereitungen in Vienna zugebracht und auch noch am 19. Februar zusammen mit Constantius ein neues wirkungsloses Verbot der heidnischen Opfer erlassen, wandte er sich nach Autun, das soeben einen heftigen Angriff der Deutschen durch die Tapferkeit seiner aus Veteranen bestehenden schwachen Besatzung abgewehrt hatte. Am 24. Juni zog er dort ein, dann ging es sofort nach kurzer Beratung über den einzuschlagenden Weg auf sehr beschwerlichen Pfaden weiter nach Norden. Entschlossen, durch Kühnheit die verzweifelte Bevölkerung Galliens wieder aufzurichten, erreichte der Cäsar nur mit sehr geringer Bedeckung die Stadt Autosiodurum ⟨Auxerre⟩. Hier ward den Soldaten eine kurze Rast vergönnt. Dann marschierte Julian weiter nach Tricasä ⟨Troyes⟩, wobei er unterwegs ein hemmendes Marschgefecht mit dem Feinde hatte, den er nur zurückweisen, nicht nachdrücklich schlagen konnte. Auch hier mußte er, nach solchen Gewaltmärschen, dem Heere etwas Ruhe gönnen. Danach war das nächste und vorläufig letzte Ziel des Zuges Reims, das zu einem starken Proviant- und Waffenplatz gemacht ward, denn hier traf er das Gros des Heeres unter Ursicinus, dem jetzt Julians Begleiter Marcellus im Kommando folgen sollte. So hatte der Cäsar, Schnelligkeit und Kühnheit mit Umsicht verbindend, eine breite auf fünf Plätzen ruhende südnördliche Operationsbasis geschaffen und überall, wohin er gelangte, das feste Vertrauen zu seiner Leitung erweckt. Die Aufstellung war genommen, der Angriff konnte beginnen, dessen nächstes Ziel die Wiedergewinnung Kölns war.

Der Feldzug, methodisch angelegt und folgerichtig durchgeführt, nahm dann auch guten Fortgang. Julian mußte nach seinem kühnen Zuge von Vienna bis Reims jetzt mit stärkeren Massen auftreten, als er südöstlich vordringend nach Decempagi ⟨Dieuze⟩ marschierte. Die ganze Gefährlichkeit aber seines Unternehmens, die wir oben berührt haben, zeigte sich auch hier wieder, ein neues sehr heftiges Marschgefecht auf schlecht bekanntem Ge-

lände brachte die Nachhut des Heeres in eine recht bedenkliche Lage, aus der nur die barbarischen Hilfstruppen ihre Kameraden befreiten. Man kam jetzt in stärker besetztes Gebiet, schon in Feindesland hinein. Aber der Gegner erwies sich trotz aller wilden Tapferkeit, trotz seiner gefährlichen schnellen Überfälle von vornherein als der strategisch Unterlegene, dem jede einheitliche Führung fehlte. Der wichtige Paß von Zabern war nicht besetzt, erst eine gute Strecke jenseits desselben, bei Brumath fanden die Römer den Feind, den sie in halbmondförmiger Aufstellung schlugen und in die Flucht warfen. Zu gleicher Zeit nahte der Kaiser von Rätien her und fiel in das Land der Alemannen ein, die nun den Feldzug noch mit Mühe bis in den Winter hineinzogen, um dann bei dem nur allzu schnell kriegsmüden Constantius Frieden zu finden. So war Julian von Süden her gedeckt und konnte nordwärts auf Köln losgehen, das ihm, durch seinen raschen Zug erschreckt, die Frankenfürsten überlieferten. Die Stadt ward jetzt ebenso wie Reims zu einem neuen Waffenplatze gemacht.

Ohne große Waffentaten hatte also der Feldzug durch geschickte Strategie, durch richtiges Zusammenwirken beider römischen Heere zu einem erfreulichen Ergebnisse geführt: in zehn Monaten war das tiefgebeugte Gallien zwar noch nicht ganz befreit worden, aber doch wieder etwas zu Kräften gekommen und die stärkste, die älteste Römerfeste am Rhein dem Reiche wieder gewonnen. Nach einem solchen guten Anfange durfte Julian über Trier zurückgehend Winterquartiere in Sens beziehen.

Ruhe gab es nun freilich hier nicht, denn der bevorstehende Hauptkampf mußte aufs gründlichste vorbereitet werden. Es galt, die immerhin sehr schwachen militärischen Kräfte der Römer richtig zu verteilen und sie auf die bedrohten Punkte zu stellen, die durch die Germanenhaufen stark gefährdete Verpflegung zu sichern, dazu auch die einzelnen Volksstämme der Feinde möglichst auseinander zu halten und ihre Vereinigung zu hemmen. — Mit welch rührigem Gegner aber Julian zu tun hatte, zeigte sich jetzt zum dritten Male. Der Feind hatte in Erfahrung gebracht, daß die besten Truppen der Römer, Scutarier und Gentiles, um der billigeren Verpflegung willen nicht alle in Sens, sondern in den nächsten kleinen Orten untergebracht waren, und griff nun das Hauptquartier des Prinzen mit furchtbarem Ungestüm an. Julian war schon ganz Soldat, man sah ihn vor Wut schäumen, daß die Schwäche seiner Mannschaft ihn an einem Ausfalle hinderte. Doch mußte er sich ganz auf die Verteidigung beschränken, die er, Tag und Nacht auf den bedrohtesten Posten zu finden, mit solcher Ausdauer und Umsicht leitete, daß endlich nach dreißig schweren Tagen das Germanenheer abzog.

Dies alles hatte sich begeben, ohne daß Marcellus, Julians militärischer Beirat und Führer der bei Sens stehenden Reiterei, sich vom Flecke gerührt hätte. Das war zuviel für den leidenschaftlichen jungen Cäsar, der schon lange mit Unmut die Bevormundung durch den älteren Offizier ertragen

hatte, und das Verhältnis beider Heerführer wurde immer gespannter. Auch zu Constantius' Ohren drang die Nachricht von Marcellus' Haltung. Eine Überwachung Julians, ja eine peinliche Bevormundung lag nun zwar durchaus in seiner Absicht, aber ein derartiges Auseinanderfallen der römischen Führung konnte der Augustus doch nimmermehr dulden, und so zog er Marcellus zur Verantwortung. Da aber Julian seinem Vetter mißtraute und voraussah, auf welch fruchtbaren Boden Marcellus' etwaige Gegenklagen fallen könnten, so schickte er zu gleicher Zeit seinen Oberkämmerer Eutherius nach Mailand, eine Persönlichkeit, von deren unbestechlichem Gradsinn Julian manch offenes Wort über seine häufigen Stimmungswechsel gerne ertrug. Diesem gelang es, die Anschuldigungen, die Marcellus, wie erwartet, gegen Julians verwegene Selbständigkeit erhob, zu zerstreuen und das militärische Vorgehen des magister equitum ins rechte Licht zu setzen. Marcellus ward demzufolge seines Postens enthoben, und Julian war nun auch formell Höchstkommandierender, eine Stellung, die er durch seinen Feuereifer sich tatsächlich schon vorher erzwungen hatte. An Marcellus' Stelle aber sollte bald ein anderer Offizier treten, der dem Cäsar noch mehr Mühe und Ärger bereitete. Reich an kriegerischen Talenten war Constantius' Umgebung eben nicht.

Im Winterquartier zu Sens begann nun Julian jene eigentümliche Lebensweise, die für das Dasein des außerordentlichen Mannes so bezeichnend ist und gelegentlich wohl an Friedrich den Großen erinnert, mit dem er sonst freilich keinen Vergleich aushält. Der frühere Sophist und Neuplatoniker hatte in harten Monaten seiner Schuldigkeit in ungewöhnlichem Grade genügt, aber seine alte Liebe zu den Studien vergaß er nicht. Es gelang ihm jetzt, die dafür notwendige Zeit zu erübrigen, indem er die Stunden der Nacht dreifach einteilte, einige davon dem Schlafe, andere den Staatsgeschäften, ein Drittel der Lektüre widmete. Er vermochte oder erlernte es, allein durch die Kraft des Willens, im richtigen Augenblicke zu erwachen und dann, vom einfachen Feldbett sich erhebend, die Werke der Philosophen, Redner und Historiker zu lesen oder auch selbst produktiv zu schaffen.

Freilich, die neue Frucht seiner literarischen Tätigkeit zeigt, rein äußerlich betrachtet, höfisches Wesen, ist wieder ein Panegyrikus, auf die Kaiserin Eusebia. Aber es ist hier doch etwas Besseres als früher geleistet, das Gefühl der persönlichsten Dankbarkeit spricht aufs stärkste mit, jene Tugend, die der Cäsar in so hohem Maße besaß und oft betätigte. Von dieser subjektiven Empfindung geht sein Panegyrikus aus, und so wird dem an sich unerfreulichen und unfruchtbaren Literaturgenre wieder ein Zug individuellsten Lebens verliehen. Natürlich muß Julian sich dem Schema der Lobrede anpassen und vom Vaterlande wie von der Herkunft Eusebias preisende Worte sprechen. Aber gerade dabei geht dem Halbhellenen das Herz so recht auf, er fühlt sich als der Kaiserin Landsmann und schwelgt, seiner hellenischen Abkunft sich bewußt, im Lobe des reinen Griechentums, gleich seinem späteren Gegner,

Gregor von Nazianz, kein echter Grieche mehr, sondern ein Philhellene, ein antiker Humanist. Das sophistische Schema der Zeit schrieb ferner dem Lobredner des Weibes vor, die Beispiele der geschichtlichen Heroinen zu häufen, von einer Semiramis, Nitokris, Rhodogune, Tomyris zu sprechen; Julian hält sich lieber an das alte Ideal des echtgriechischen Weibes, an Penelope. Aber er bleibt nicht bei einem solch traditionellen Vergleiche stehen, sondern versteht in dieses Idealbild ganz besondere Züge einzutragen. So wenig der ungern und kurz Vermählte vom Weibe an sich weiß, so fühlt er doch instinktiv durch, was eine Eusebia an der Seite dieses Kaisers bedeutet, und zeigt nun mit beredten Worten den mildernden Einfluß der kaiserlichen Gattin. Trotz aller gezwungenen Lobsprüche auf Constantius erkennt man aus Julians Darlegung deutlich, wie oft Eusebia Akte der Willkür oder des Argwohns in ihren Wirkungen abzuschwächen verstanden hat. Namentlich aber verweilt der Autor bei seiner eignen kurz zuvor erledigten Angelegenheit. Obwohl er auch hier des Kaisers unheilvolle Haltung notgedrungen verschleiert, so tritt doch gerade an dieser Stelle Julians eigne Stimmung in jenen düsteren Mailänder Tagen mit vollster Deutlichkeit hervor, und dieser Schilderung entspricht der heiße Dank für die moralische Hilfe, die ihm Eusebia damals gewährt hatte. So ist das Ganze trotz der sophistischen Mittel, trotz gelegentlicher philosophischer Bilder und vieler Gelehrsamkeit, trotz lästiger Weitschweifigkeit kein ermüdender Panegyrikus, sondern eine Art persönlichen Dankschreibens in der Form einer Lobrede.

Wohl mußte Julian die Nacht zur Hilfe nehmen, wenn er seine literarischen Neigungen befriedigen wollte. Denn eine schwere Arbeitslast lag auf ihm, die militärischen Pflichten und die Aufgaben, die nun auch die Verwaltung seiner Provinz und die Rechtsprechung an ihn stellten, verlangten seine ganze Kraft. Er nahm sich seines verantwortungsvollen Amtes in einem Grade an, daß er sich auch auf den ihm bisher unbekannten Gebieten bald zu einem Meister entwickelte.

Der Feldzugsplan des Jahres 357 glich dem des Vorjahres aufs Genaueste. Man beschloß den Feind noch einmal von zwei Seiten anzugreifen und hoffte ihn diesmal glücklicher als damals «wie in einer Zange» zu fassen. Julian, dem in Severus ein vortrefflicher, ebenso erfahrener wie loyaler Unterfeldherr zur Seite stand, hatte Reims zum Sammelpunkte des Heeres bestimmt, um von dort wieder den Stoß nach Südosten zu richten. Aus Italien sollte dagegen der vom Kaiser zum magister peditum ernannte Barbatio mit 25 000 Mann herankommen und bei Basel zugleich mit Julian die Feinde zerquetschen. Aber wieder erneuten sich die unerfreulichen Erfahrungen des Vorjahres, und zwar in doppelter Beziehung. Es gelang den Laeten im Rücken des Westheeres, lange bevor Barbatio erschien, Lyon zu überfallen, das sich einer solchen Überraschung nicht im mindesten versehen hatte, und wenigstens die Umgegend der Stadt gründlich zu verwüsten. Wohl verlegte

Julian den Germanen den Rückweg, wohl vermochten die römischen Reiter dem heimkehrenden Feinde einen Teil der Beute wieder abzujagen, aber Barbatio versagte wie früher Marcellus gänzlich; er gab ausdrücklich Befehl, den Rest der Laeti auf ihrem Rückzuge nicht zu belästigen. So gewann die Fechtweise der Feinde ähnliche Teilerfolge wie zuvor, und die Haltung eines kaiserlichen Generals, der noch dazu Julians Offiziere mit Erfolg am Hofe verlästerte, brachte wieder der römischen Sache nicht geringen Schaden.

Und leider blieb es auch weiter bei diesem Zustande des getrennt Marschierens und getrennt Schlagens oder auch nicht Schlagens. Julian drang nun durch den diesmal zwar verbauten, aber nicht besetzten Paß von Zabern ins Elsaß vor und erschien am Oberrhein, auf dessen Inseln die Germanen Schutz gesucht hatten. Unterdessen bemühte sich Barbatio, von sich aus den Strom zu überschreiten. Aber er hatte kein Glück; es gelang dem Feinde, durch stromabwärts treibende Bäume die Schiffsbrücke zu zerstören. Nun forderte Julian den Kameraden auf, ihm einige seiner übrig gebliebenen Boote zu überlassen, um den Feind auf den Rheininseln fassen zu können. Aber Barbatio verbrannte wahrhaftig den Rest seiner Kähne, und der Cäsar mußte nun durch Aufspürung einer Furt sein Ziel zu erreichen suchen. Das Unternehmen glückte jedoch völlig und scheuchte die Germanen auf das rechte Rheinufer zurück. Durch den Eindruck dieses seines Sieges gedeckt, konnte Julian jetzt, wie er ein Jahr zuvor Köln wieder aufgebaut hatte, die anderen früher zerstörten Festungen wiederherstellen. Seine nächste Sorge galt Zabern, dem wichtigsten strategischen Punkte nach Köln, dem neuen Einfallstore der Germanen nach Gallien. Die Stadt ward besetzt und mit Vorräten auf ein Jahr versehen. Zugleich war es nötig, das zur Offensive bestimmte Heer gut zu verproviantieren, denn Barbatio hatte dem Cäsar wieder einen Streich gespielt, indem er den aus Gallien kommenden Train für sich in Beschlag genommen und den für ihn unbrauchbaren Rest kurzer Hand verbrannt hatte. Doch dieser blinden Kleinlichkeit folgte die Strafe auf dem Fuße, einer jener plötzlichen germanischen Überfälle, die auch einem Julian gefährlich genug gewesen waren, fügte Barbatios Heere große Verluste zu. Den Heerverderber kümmerte freilich dieser Mißerfolg wenig, er zog sich in die Winterquartiere an das kaiserliche Hoflager zurück, um dort nach Gewohnheit über den Statthalter Klage zu führen.

Trotz aller Erfolge auch dieses neuen Feldzuges, trotz der wachsenden Zuversicht auf die Wiederherstellung der alten sicheren Zustände konnte Julian sich nicht über die Gefahr seiner Lage täuschen. Daß er Barbatio und dessen meisterhafte Kreuz- und Querzüge losgeworden, war kaum ein großer Vorteil zu nennen, denn gerade der Abzug der römischen Hauptmacht, von dem die Feinde genaue Kunde erhalten hatten, erweckte nun bei den Germanen die Hoffnung, mit den 13000 Mann des gefährlichen Cäsars endlich fertig werden zu können. Ein beträchtliches Aufgebot unter vielen

Fürsten sammelte sich bei Straßburg und ward der Leitung des Chnodomar unterstellt. Im Vertrauen auf ihre Kraft sandten die Deutschen dem Prinzen die Aufforderung zu, das ihnen vom Kaiser überlieferte Land zu verlassen. Julian behielt die Gesandten bis auf weiteres bei sich, es galt ihm, Zeit zu gewinnen und durch die Vollendung der Zaberner Befestigungsarbeit seine Rückzugslinie zu sichern.

Über das Hauptereignis dieses Feldzuges hat Julian selbst ein kleines uns nicht mehr erhaltenes Buch geschrieben. Wir kennen es jedoch indirekt durch den Bericht des Ammianus. Mit dessen Ungenauigkeiten und Unklarheiten hat man sich nun schon lange abgequält, in der Tat gelangen wir nur zu einer unvollkommenen Anschauung des wirklichen Herganges. Es ist dies allein Julians Schuld. Der jugendliche Heerführer ward bei der Schilderung der eignen Taten augenblicklich zum echten Sophisten, der eine Schlacht nicht ohne Anleihe bei der Poesie, namentlich bei Homer zu beschreiben vermochte. So entstand ein teils ungenaues, teils durch rhetorische Farben entstelltes Bild des Erlebten und Geleisteten.

Die sogenannte Schlacht bei Argentoratum ist nun nicht bei Straßburg, sondern zwischen dieser Stadt und des Cäsars Hauptquartier, Zabern, geschlagen worden. Julian verließ auf die Nachricht, daß die Feinde den Rhein überschritten, im August des Jahres 357 Zabern und marschierte ostwärts in der Richtung auf Brumath, den Schauplatz jenes glücklichen Gefechtes des vergangenen Jahres, machte dann nach einer Strecke von etwa 31 km, also nach einer für das Altertum sehr beträchtlichen Marschleistung, Halt und erklärte seinen Leuten, um sich ihrer Stimmung zu vergewissern, seine Absicht: er wolle hier im verschanzten Lager neue Kräfte sammeln und am nächsten Tage ausgeruht den Feind schlagen. Die Antwort der Soldaten war die erwartete. Ein allgemeiner freudiger Zuruf, der Feldherr solle sie ungesäumt gegen die Germanen führen, bewies Julian, was er von diesem Heere erwarten durfte. Auch sein praefectus praetorio Florentius meinte, man dürfe sich die Gelegenheit, das Gros der Feinde zu vernichten, nicht entgehen lassen und die siegesfreudigen Soldaten nicht verstimmen.

So rückte man denn weiter bis in die Nähe des Rheins und erfuhr durch einen feindlichen Posten, den man auf einem Hügel überraschte, daß die Germanen in drei Tagen und Nächten über den Strom gesetzt seien. Nach unseren Berichten zählten sie gegenüber dem geringen Heer Julians von 13000 Mann 35000 Krieger, eine Zahl, die wohl viel zu hoch gegriffen ist, aber auf das richtige Maß nicht zurückgeführt werden kann.

Im ganzen war die Lage Julians nicht ungünstig. Sein Heer zeigte den besten Mut, für den Fall einer Niederlage fand der Cäsar an dem neubefestigten Zabern Rückhalt, während die Feinde in roher Siegeszuversicht den Rhein in ihrem Rücken gelassen und somit das Törichteste getan hatten, was in ihrer Lage möglich war. Noch einmal also stand geschulte römische

Taktik und Strategie wilder barbarischer Kraft gegenüber, die freilich, im deutschen Fußvolk sich zusammenfassend, ein schweres Gewicht in die Wagschale zu werfen vermochte.

Das römische Heer nahm Aufstellung. Links stand auf einer Anhöhe Severus, Julian nach römischer Gewohnheit auf dem rechten Flügel, den die gesamte Reiterei deckte. Die Germanen hatten dagegen in einem schilfigen Graben dem Severus einen Hinterhalt gelegt, ihr Fußvolk schaarte sich in dichten Massen um Chnodomar und die kleineren Fürsten. Auf das laute Verlangen der Krieger mußten die germanischen Führer von den Pferden steigen und das Los ihrer Kämpfer teilen. Auf der anderen Seite soll Julian die Reihen der Römer durcheilend überall wuchtige Ansprachen gehalten haben: als ein Bericht aus der Feder des prinzlichen Heerführers selbst hat diese Nachricht geringe oder keine Gewähr.

Die Führung der Germanen erwies sich auch hier wie im ganzen Feldzuge als ziemlich unentwickelt. Jener Hinterhalt wurde von der Höhe, die Severus besetzt hatte, rasch entdeckt und vernichtet. Aber dafür setzte nun die furchtbare Wucht des deutschen Angriffes gegen den rechten römischen Flügel ein. Die Alemannen, nach germanischer Weise Reiter und Fußvolk gemischt, überrannten die berühmten feindlichen Kürassiere und jagten sie in die Flucht. Die Infanterie jedoch hielt wacker den deutschen Heereskeilen stand, und während sich diese, durch die ihrigen immer wieder neu verstärkt, in die Römer tiefer und tiefer hineinzuschieben suchten, warf sich Julian seinen Reitern entgegen und brachte sie zum Stehen. Doch kam die erschütterte Truppe nicht mehr zur Verwendung. Der Cäsar mußte nun seine ganze Aufmerksamkeit dem Kampfe des Fußvolkes zuwenden. Seine Umsicht, die die stärkste Reserve, die Garde der sogenannten Primani, erst zuletzt einsetzte, siegte hier über den letzten verzweifelten Vorstoß des Feindes. Da nun der rechte deutsche Flügel schon unterlegen war, so konnte der Erfolg des Tages nicht mehr zweifelhaft sein. Die Germanen machten Kehrt, die Flucht ward bald allgemein, man warf sich in den Rhein, um ans andere Ufer zu gelangen, verfolgt von den Geschossen der Sieger. Auf dieser Flucht ward auch Chnodomar noch ereilt und mit seinem Gefolge zu Gefangenen gemacht. Der Verlust der Römer soll sich auf 243, der der Feinde auf mindestens 6000 Mann belaufen haben: wir kennen solche unglaubliche Angaben aus der römischen Geschichtschreibung wie aus Julians Panegyrikus.

Der Cäsar hatte glänzend seine Schuldigkeit getan, der von den Philosophen bestaunte fürstliche Neuplatoniker hatte sich nicht nur als Organisator des Sieges, sondern auch als umsichtiger Schlachtengeneral erwiesen. Die Begeisterung der Soldaten, denen er stets ein Vater war, kannte keine Grenzen, man rief den Helden einmütig zum Augustus aus, eine Ehrung, die Julian entrüstet zurückwies. Denn er blieb sich wohl bewußt, an wie fester Kette ihn der kaiserliche Hof hielt. Nach allen Erfahrungen mit Constantius und

seiner Umgebung konnte er sich denn auch nicht wundern, daß der Kaiser im Gefühle seiner Machtvollkommenheit wie seiner Anteilnahme an dem Feldzuge nicht nur den großen Erfolg sich selbst zuschrieb, sondern auch seine eigne Rolle in der Schlacht zu rühmen wußte. Und nachdrücklich sorgten Julians Feinde am Hofe dafür, daß die steten Siegesberichte des Cäsars, jenes «Ziegenbocks, geschwätzigen Maulwurfs, des Affen im Purpur, des griechischen Literaten», wie ihn die Schranzen nannten, lächerlich gemacht wurden, ein Hofwitz gab ihm den neuen Übernamen «Siegerich» ⟨Victorinus⟩.

Der moralische Eindruck der Schlacht war das Beste an dem Siege. Das Römerreich hatte gezeigt, was es noch zu leisten vermochte, wenn seine Streitkräfte von einem Manne gelenkt wurden, der nur seiner Pflicht lebte und die alte militärische Tradition noch einmal zu Ehren brachte. Aber echt soldatische Persönlichkeiten waren damals im Palast und Heer selten, und so blieb der unablässig sich ersetzenden Germanenkraft gegenüber die glänzende Tat doch nur Episode.

Nach dem Siege zeigte sich, welchen schweren Schaden Barbatios unbedachter Abzug der römischen Sache zugefügt, welche Last diese Kopflosigkeit auf Julians Schultern gewälzt hatte. Eine Verfolgung des Feindes von Süden her, geführt durch ein noch fast intaktes Heer, hätte den Rest der Alemannen vernichten können. So aber blieb dem Sieger nichts anderes übrig, als die Toten zu bestatten, die zurückbehaltenen alemannischen Gesandten endlich zu entlassen, die feige römische Reiterei empfindlich zu bestrafen und dann nach Zabern zurückzugehen, um das Heer nach dem schweren Kampfe neu zu ordnen, denn der Feind war auch für den Augenblick noch keineswegs völlig gebrochen.

Wir treten damit in die dritte Periode der Germanenfeldzüge des rastlosen Cäsars ein. War bisher alles gelungen, weil gegenüber der wilden Raubsucht der Deutschen und ihrer regellosen Kriegführung dem römischen Wägen das Wagen entsprochen hatte, so zeigt nun auch die dritte Phase des Krieges denselben Geist überlegter und kraftvoller Offensive.

Der Plan, der dem neuen Feldzuge zugrunde lag, ist wieder verhältnismäßig einfach. Zuerst sollten die Alemannen, da die Kräfte zur Verfolgung gefehlt hatten, aufs neue nachdrücklich geschreckt werden und in ihrem eignen Lande den Feind sehen, dann galt es, die Franken am Niederrhein einzuschüchtern und auch hier den Strom von der germanischen Herrschaft zu befreien, unter deren Drucke die jetzt sehr notwendige Einfuhr des britannischen Getreides nach Gallien schwer geschädigt worden war.

Bisher hatte man den Rhein nur berührt, jetzt ward er mehrfach überschritten. Zwar zeigten die Truppen Julians nach der Alemannenschlacht größte Lust, sichs in den Winterquartieren wohl sein zu lassen, aber seinem Einfluß gelang es doch, die Widerstrebenden für den neuen Zug zu gewinnen.

Man überschritt den Strom bei Mainz, drang tief in die germanischen Wälder ein und stellte das von Traian am Einfluß der Nidda in den Main erbaute Kastell wieder her. Aber auch jetzt war der Feldzug noch nicht zu Ende, denn kaum hatte man mit den Alemannen auf zehn Monate einen Waffenstillstand abgeschlossen, als ein überaus kühner fränkischer Streifzug die ganze Aufmerksamkeit des Cäsars in Anspruch nahm. Erst im Januar 358 kapitulierten die Feinde, die sich in zwei leeren römischen Kastellen aufs äußerste verteidigt hatten.

Die Pause des Waffenstillstandes mit den Alemannen benutzte der Prinz, um die Rheinmündungen zu sichern und dem britannischen Getreide nun den Durchgang nach dem verwüsteten Gallien zu verschaffen. Sein Präfekt Florentius schien nicht abgeneigt, die Verpflegung der Provinz von den Chamaven und salischen Franken zu erkaufen, und Constantius sprach, vorsichtig wie immer, halbwegs seine Billigung dieses Vorschlags aus. Aber Julian war anders entschlossen. Mit Blitzesschnelle, wie ein wohl auf ihn selbst zurückgehender Bericht rühmt, erschien er unter den Feinden und unterwarf sie ⟨Sommer 358⟩. Doch hatte er diesmal die Sache etwas überstürzt. Er unterließ es, die Verpflegung seiner Leute gründlich zu ordnen, und auf einmal brach in dem hungernden und auch jämmerlich bezahlten Heere eine laute Empörung aus, die sich in heftigem Schelten auf den asiatischen Griechen und den gelehrten Klugschwätzer entlud. Aber Julian wußte die Meuterer, deren Auflehnung nicht ganz unberechtigt war, zu beruhigen, auch die Aussicht auf reiche Beute, die ein neuer Alemannenzug versprach, wird nicht wenig zur Beschwichtigung der Empörung beigetragen haben.

Zunächst aber galt es, die Getreideversorgung Galliens in umfassendster Weise zu beschaffen. Eine Flotte von 600 Lastschiffen ward zusammengebracht, zum Teil auch neue erbaut, ein Jahr danach ⟨359⟩ konnte ihre Ladung in den von Julian wieder aufgebauten Scheunen untergebracht werden.

Der Alemannenkrieg rechtfertigte denn auch die Hoffnungen der Soldateska. Im Juli oder August ward der Rhein überschritten und das Land furchtbar ausgeraubt. Etwas ähnliches geschah im Jahre 359, wo ein Überfall beinahe zur Gefangennahme vieler germanischer Fürsten geführt hätte.

Auch nach Britannien blickte der Cäsar schon hinüber. Dort regten sich wieder die alten Feinde der Briten, Pikten und Skoten. Aber selbst hinüberzuziehen verbot dem Prinzen die Rücksicht auf die Alemannengefahr, er begnügte sich daher mit der Sendung des Lupicinus nach der Insel.

Bei allem Ehrgeiz galt Julian der Ruhm gewonnener Schlachten allein wenig. Er hatte wesentlich die eine große Aufgabe zu erfüllen: Wiederaufbau der verödeten Provinz Gallien, Wiederherstellung des Bollwerks gegen die Germanen. Wir haben gesehen, wie sich allmählich die Städte aus ihren Trümmern erhoben, aber auch für den Ersatz der Bevölkerung sorgte der Cäsar. Überall erging an die besiegten deutschen Stämme der scharfe Befehl,

die gallischen Gefangenen auszuliefern. Dabei ließ der gewissenhafte Regent peinliche Kontrolle üben und duldete keine lässig summarische Ausführung des Gebotes. Dazu mußten die Überwundenen, wo es nur irgend ging, die Verpflegung der Kastellgarnisonen bestreiten, und, wo dies nicht möglich war, wenigstens Material zum Wiederaufbau der Forts und Römerstädte liefern. So sollen an 20 000 Gefangene wirklich zurückgegeben worden sein, für deren Ernährung durch die Getreideflotte der umsichtige Cäsar Sorge getragen hatte, so erstanden die alten Römersitze Neuß, Bonn, Andernach, Bingen den Rhein entlang wieder, freilich bei dem immer blutloser werdenden Zustand des Reiches wohl kaum von höherem Werte als Potemkinsche Dörfer.

Den Feldzug selbst hatte Julian zum Teil als einen Kleinkrieg geführt. Überlistung der Feinde durch markierte Bewegungen, nächtliche Überfälle durch fliegende Korps zeigen, daß er aus der germanischen Kriegsführung der vergangenen Jahre sich einiges als brauchbar angeeignet hatte. Auch zögerte er nicht, gelegentlich einen fremden Bandenführer, gleich dem Franken Charietto, einen gewissenlosen Massenmörder, dessen Gestalt Freytag in seinem «Jngo» so trefflich verwertet hat, vorübergehend in seinen Dienst zu nehmen.

Das Verhältnis zu seinen höheren Offizieren scheint auch nach Barbatios Entfernung nicht erquicklich gewesen zu sein. Wieweit Julian da eine Schuld trifft, ist schwer zu sagen. Daß der impulsive Cäsar für diese Männer, die, durch den Kaiser ausgewählt, an diesem stets einen Rückhalt hatten, ein leichter Umgang gewesen wäre, wird niemand behaupten wollen. Aber anderseits hatte Julian als erfolgreicher Feldherr das Recht, sich sein Heer zu erziehen, und es war schwer für ihn, damit vor den höheren Befehlshaberstellen Halt zu machen. Ein Severus bewährte sich, und wenn auch er im Verlaufe des Alemannenfeldzuges von 358 plötzlich versagte, so waren die Gründe dafür rein körperlich. Aber mit dem praefectus praetorio, Florentius, der so recht den Stempel des kaiserlichen Hofes trug, einem Manne, der lieber Tribut hatte zahlen wollen als schlagen, erlebte Julian manche Mißhelligkeit. Er sah mit Recht in ihm einen Vormund, den zu diesem Amte nur büro-kratische Erfahrung, nicht wirkliche Kenntnis der Zustände berechtigte.

Ein ganz anderes Verhältnis dagegen gewann er zu Saturninus Secundus Sallustius, einem erfahrenen, bejahrten Beamten, einem philosophisch durch-gebildeten Manne, dessen hellenischer Glaube ihn dem Cäsar noch besonders wert machte. Doch gerade das erweckte wieder den Verdacht des arg-wöhnischen Kaisers, der nun den neuen Freund Julians an eine andere hohe Stelle berief. Wie schmerzlich der Cäsar den Verlust empfunden hat, werden wir weiter unten noch im einzelnen sehen. Er hat auch noch später Sallustius nicht aus den Augen verloren.

Während des dritten Feldzuges gegen die Germanen hatte Julian seinen Regierungssitz verändert. Von Lugdunum, das sah er sehr richtig ein, ließ sich das Land nicht mehr übersehen noch der Krieg leiten. So schlug er nun

sein Quartier in Paris auf, wo er dem Mittel- und Niederrhein gleich nahe war. Hier hauste er im Thermenpalast, genoß das milde Klima der Stadt, freute sich an der Seine und ihrem ebenmäßigen Laufe und rühmte, ein Freund des Landbaues seit den kleinasiatischen Ferientagen, die hohe Kultur des Landes, das Wein und Feigen hervorbrachte. Aber auch einen harten Winter hat er dort erlebt. Er sah den Strom gefrieren und versuchte sich auf seine Weise gegen die Kälte abzuhärten. Den recht zweifelhaften Erfolg seiner Bemühungen hat er uns mit geschmackloser Wichtigkeit mitgeteilt und zum berechtigten Abscheu seines Feindes Gregor von Nazianz die abstoßenden Einzelheiten seines Versuches nicht verschwiegen.

3. Inneres Walten und literarische Tätigkeit Julians in Gallien.

Die schwersten Kämpfe waren beendigt, die reiche Provinz begann an ihre Errettung zu glauben. Aber dem gründlichen Regenten genügte nicht die Heilung allein der Kriegsschäden, er erkannte mit scharfem Auge noch viel tiefer liegende Übel.

Denn Gallien seufzte unter demselben harten Steuerdrucke wie die übrigen Provinzen oder Diözesen, in die Diokletian das weite Reichsgebiet eingeteilt hatte. Die Verhältnisse lagen hier vor dem Germanenkriege nicht besser als anderswo und erfuhren durch ihn naturgemäß eine beträchtliche Verschlimmerung. Namentlich war der kleine Mann aufs schwerste belastet, und auch der mittlere Bürgerstand fiel immer mehr unaufhaltsamer Vernichtung anheim. Die Naturalsteuern, die, in der Hauptsache durch das Schwinden der Edelmetalle und die fortdauernde Verschlechterung des Münzfußes bedingt, im dritten Jahrhundert an die Stelle der Geldsteuern getreten waren, wurden zum Ruin des antiken Wohlstandes. Zur Grundsteuer kam die Kopfsteuer, die wesentlich von den wirklich arbeitenden Landbebauern erhoben ward, dabei machte man in der Besteuerung nur zwischen dem Boden im Gebirge und auf dem flachen Lande einen Unterschied, nicht aber zwischen fettem und magerem Lande. Dazu ward der in der Stadt lebende Großgrundbesitzer, der sein Gut an kleine Leute verpachtet hatte, nicht von der Kopfsteuer getroffen, die der Bauer und Pächter bezahlen mußte, den Bauern aber lag außerdem auch noch die Grundsteuer auf. Und in nicht minder ungerechter Weise wurde die Censitierung gehandhabt. Sie geschah nicht etwa in genauer Besichtigung und Abschätzung des Besitzes durch einen Inspektor, sondern durch eine peinlich kontrollierte Selbsteinschätzung auf dem Markte der Stadt. Nach der Erklärung des zu Besteuernden wurden noch Nachbarn und Sklaven befragt, und es kam bei den leicht zwischen den verschiedenen Erklärungen eintretenden Widersprüchen wohl auch zur Anwendung der damals unheimlich oft geübten Folter. So gab der Arme

in seiner Angst nicht selten sein Einkommen höher an, als es in Wirklichkeit war, während der Reiche durch seine guten Freunde in der Behörde etwaige Differenzen ausgleichen lassen konnte. Der Arme, nur in seltenen Fällen durch einen auf Bitten der Gemeinde selbst ausgesandten kaiserlichen Censitor, einen sogenannten Peraequator, geschützt, verlor zuletzt völlig die Freude an seinem Besitze und verfiel dem wirtschaftlich stärkeren Großgrundbesitzer. So war bald zwischen dem Sklaven, den Constantius' folgenschweres Gesetz vom 30. Oktober 322 völlig an die Scholle gefesselt hatte, und dem ursprünglich freien Pächter, dem der Abzug von seinem Stück Land verboten war, kaum ein Unterschied mehr.

Neben diesen Steuern aber bildete das alle fünf Jahre fällige Geldgeschenk an das kaiserliche Heer, das sogenannte Donativ, eine neue Auflage. Zu ihr wurde nun die an sich schon schwer belastete städtische Bevölkerung und zwar innerhalb dieser die Handeltreibenden, d. h. alle, die eine Ware verkauften, leider darunter auch wieder die in der Stadt die Erträgnisse ihres Besitzes feilbietenden unglückseligen Colonen herangezogen.

Mit Recht bezeichnen die Kenner dieser Zustände die Naturalsteuern als das Hauptelend des wirtschaftlichen Lebens der Zeit. Denn das oben Gesagte genügt noch lange nicht, um die Schwere des Druckes, der auf den Reichsuntertanen lag, völlig zu veranschaulichen. Hatte doch die Naturalwirtschaft auch zur Folge, daß ein Statthalter öffentliche Bauten in kostenlosen Auftrag geben konnte und der Arme Frohndienste leisten mußte, der Bauer zur Herstellung einer Straße mitten aus der Ernte herangeholt ward. Dementsprechend war auch der Transport der Naturalgefälle unentgeltlich.

Vollends aber verlangte die Unterhaltung der früher kaiserlichen, jetzt den Untertanen zufallenden Post fast unerschwingliche Leistungen. Zwar durfte man die Post nur auf Grund eines vom Kaiser, von den Präfekten oder dem magister officiorum ausgestellten Scheines benutzen, aber wie oft ward dieses Gebot umgangen! Und der Postbetrieb ruinierte auch die Tiere des Vorspanns und schadete so der Landwirtschaft empfindlich.

Endlich die Landplage des Beamtenheeres, das Diokletian in die römische Welt gesandt und Constantius, der in orientalischer Unnahbarkeit und Unsichtbarkeit regierende Herrscher, sicher nicht vermindert hatte! Überall sah man die kaiserlichen Botenreiter, die agentes in rebus, die die Post benutzen durften, deren Augen Mißstände aufspüren sollten, um sie dem Kaiser zu berichten, und die zu einem wahren Spionenheere angeschwollen waren, von dem man sich loskaufen mußte. Dazu die selbstsüchtige Strenge aller sonstigen Beamten, deren Weizen blühte und hundertfältig trug. Wahrhaftig, man kann es verstehen, wie alles sich in diese Laufbahn drängte, nur um Hammer zu sein, nicht ewig als Ambos zu dulden.

Für den vom kaiserlichen Hofe fürsorglich bewachten Regenten war es vorläufig unmöglich, mit diesem ganzen System zu brechen, wie er es später

nachdrücklich getan hat. Zunächst galt es, irgend welche andere Mittel und Wege zu finden, die diesem durch die Kriegsnot gesteigerten Elend abhelfen konnten. Der klare Blick für das im Augenblicke Gebotene, der den Krieger Julian kennzeichnet, leitete auch hier seine Maßregeln. Wir haben schon früher ‹S. 33› gesehen, daß er seine Soldaten zu ihrer Verpflegung auf das Land verteilte und sie nicht in einer Stadt konzentrierte: ein militärisch nicht einwandfreies Vorgehen, wie die Folgen gezeigt haben, aber durch die Not der Zeit nicht nur entschuldigt, sondern auch geboten. Ferner war es ein außerordentlich richtiges Verfahren, daß er in seinen letzten Feldzügen, wo es nur angehen wollte, die Besatzungen der neu gewonnenen Kastelle durch die Umwohner, also die Feinde, verpflegen ließ. Was er endlich tun konnte, um durch größte Selbstentäußerung, die freilich dem Philosophen kein besonderes Opfer mehr auferlegte, Geld zu sparen, hat er getan. Constantius hatte in seiner peinlich bürokratischen Art selbst das Menu für den Tisch des Cäsars entworfen, Julian strich sogar davon noch manchen Posten und begnügte sich mit einfacher Soldatenkost. — Aber dies alles waren nur peripherische Maßnahmen. Der neue Statthalter arbeitete sich daher mit angestrengtem Eifer in die Berechnung der Steuern hinein, um eine gerechte Verteilung zu erzielen. Freilich geriet er dadurch in einen Zwist mit seinem praefectus praetorio Florentius, in dessen Hand die Beitreibung der Steuern und die Rechtspflege in der Provinz lag. Dieser hatte, da der Kornertrag Galliens im Jahre 358 für das Heer noch immer nicht genügte, kurzer Hand die Steuern erhöhen wollen. Nun legte ihm Julian ein neues besseres Finanzprogramm vor, hatte aber natürlich bei dem starren kaiserlichen Beamten damit kein Glück. Da sich jedoch der Prinz aufs entschiedenste weigerte, den von Florentius beabsichtigten Steuerzuschlag gutzuheißen, so kam die Sache an den Kaiser, der wie immer seinem Beamten recht gab. Aber es gelang dem Cäsar, sich die Steuerbeitreibung in den besonders mitgenommenen belgischen Landen abtreten zu lassen und hier die Probe auf sein Exempel zu machen. Seine Berechnung erwies sich als richtig, und so war Gallien die einzige Reichsprovinz, in der, selbst nach stärkster Verheerung durch den Krieg, die Steuern eine Verminderung — und zwar um volle zwei Drittel — erfahren konnten.

Die Entlastung aber der benachteiligten armen Bevölkerung konnte sich nicht ohne genaue Beaufsichtigung der Rechtspflege vollziehen. Auch dies war wieder ein Eingriff in das Amt des Florentius, der durch des Cäsars Betätigungseifer nicht aus dem Ärger kam. Julian mag wie oft auch hier den richtigen Takt nicht beobachtet haben, aber, wenn es sich um Recht und Gerechtigkeit handelte, um höchste Werte des Daseins, so konnte die Rücksicht auf den Takt kaum ins Gewicht fallen.

Julian hielt also eifrig Gerichtstage ab. Er gab sich dabei die äußerste Mühe, sein rasch auflodernde Temperament zu zügeln, namentlich, wo es

sich um Prozesse in Angelegenheiten ausgebeuteter Provinzialen handelte. Der Diebstahl, den Beamte begangen haben sollten, ward nur bei wirklich ausreichenden Beweisen bestraft, in einem Falle, wo eine Verschuldung nur psychologisch wahrscheinlich war, erklärte der Regent, die bloße Anklage dürfe niemals für die Schuld des Beklagten sprechen.

So waltete Julian in Gallien. Noch heute schlägt manchem Franzosen das Herz höher, wenn er des Wohltäters seines Vaterlandes gedenkt, des «vigoureux soldat», des «administrateur accompli», wie Lavisse ihn genannt hat.

* * *

Wir haben gesehen, welche Sorge der eifrige Cäsar trotz der militärischen Unternehmungen und der umfassenden Verwaltungsgeschäfte doch noch den eignen literarischen Studien zuwandte. Er wollte, obwohl er einmal halb scherzhaft sich über sein ganz barbarisch gewordenes Wesen beklagt, sich auf der alten Höhe seiner Bildung erhalten, und auch dieses ist ihm gelungen. Studien aber ohne selbständiges Schaffen kannte er ebenso wenig wie andere produktive Menschen. Freilich, Julian stand im Herrendienste, und so mußte er, sehr gegen seine eigne Überzeugung, wieder einmal seine Feder dem Mächtigen zur Verfügung stellen. Da er, trotz ängstlicher Bewahrung der äußeren Loyalität, sich bewußt bleiben mußte, daß er im Prinzipe fortgesetzt gegen den Geist der kaiserlichen Regierung verstieß, so war es notwendig, Constantius, der genau über die Maßnahmen des Statthalters unterrichtet blieb, möglichst bei guter Laune zu erhalten. Daher folgte nun der ersten Lobrede auf den Kaiser die zweite, wahrscheinlich zwischen den Jahren 357 und 359 entstanden und wohl gleich der ersten später umgearbeitet.

Man hat diese Schrift als ein «Machwerk» bezeichnet. Allerdings: um ihrer selbst willen verdient sie kaum gelesen zu werden. Aber für die Kenntnis von Julians Persönlichkeit ist sie von erheblichem Werte. Wie fast alles, was er schrieb, ein Stück seines inneren Lebens war, so ist selbst diese Lobrede, die ursprünglich nur eine Neuauflage des ersten Panegyrikus sein sollte, ein sprechendes Zeugnis für vieles, was sein Fühlen und Denken bewegte. Selbstverständlich hat wieder manches, was er hier zur Sprache bringt, seine bestimmten Vorbilder. Aber gleichwohl arbeitet er in der zweiten Lobrede noch weit weniger nach dem Schema als in der ersten. Der sophistische Zwang, der das Lob des Gefeierten auf Kosten der Helden der Vorwelt verlangte, wird mit einem hörbaren Rucke abgeschüttelt. Und obwohl der Verfasser die asiatischen Heldentaten des Kaisers notgedrungen noch einmal behandeln muß, sucht er mit besonderer Liebe nur das Bild des von philosophischem Bewußtsein getragenen Musterherrschers zu entwerfen: es ist der Fürst nach dem Sinne Platons, dem allein das Glück seines Volkes am Herzen

liegt. Auch hier befolgt Julian ein Vorbild: Themistios, der Staatsmann, Philosoph und Rhetor hatte vor ihm so zu Constantius gesprochen. Aber seine Rede klingt abstrakt im Vergleiche mit den begeisterten Worten des Prinzen, denn dieser hatte selbst schon eine Herrscheraufgabe gelöst. Durch seine Ausführungen über den wahren Regenten hindurch tönt die Empfindung heißer Sehnsucht nach richtiger Pflichterfüllung in seinem hohen Berufe, aber auch das schöne Bewußtsein der wirklich erfüllten Pflicht, eine Stimmung, deren persönliche Energie auch durch scharfe Worte über den Widerstand, den ein Fürst erfahre, noch weiter gekennzeichnet wird. So schreibt er denn in diesem seinen Fürstenspiegel, daß der wahre Herrscher nicht durch Strafen zur Pflicht auffordere, «sondern er stellt sich vielmehr selbst als solchen ‹d. h. als guten Wächter›, er enthält sich jeder Lust, verlangt an Geld weder ein bißchen geschweige denn viel, nimmt den Untertanen nichts, gibt dem Schlafe nur wenig nach und wehrt die Untätigkeit von sich ab. Denn in der Tat ist kein schlafender oder wachend dem Schlafenden ähnlicher Mann zu irgend etwas nütze. Er wird sie ‹die Untertanen› aber gegen sich und die Behörden in Gehorsam erhalten, wenn er den besten Gesetzen und den richtigen Befehlen deutlich folgt und überhaupt die Leitung dem von Natur königlichen und führenden Teile der Seele überläßt, nicht aber dem leidenschaftlichen und zügellosen. Und wie könnte man wohl militärische Anstrengungen, dazu die auf den Krieg vorbereitenden Friedensübungen am besten zu bestehen lehren? Allein dadurch, daß man sich selbst stark und tüchtig zeigt. Denn in der Tat, für den fechtenden Soldaten bleibt der schönste Anblick ein weiser Kaiser, der selbst alles mit angreift, der ermutigt, der aufruft, der da, wo ein Schrecknis sich zeigen will, heiter und furchtlos, da, wo man zittert, ruhig und fest bleibt. Denn nach dem Herrscher richten sich naturgemäß die Untertanen, mögen sie Besorgnis, mögen sie Mut empfinden. Nicht weniger aber als um solches muß er Fürsorge für ihre Verpflegung und die Beschaffung des Nötigen treffen. Denn oft sind die treuesten Wächter und Schützer der Herden, vom Mangel gezwungen, wild gegen die Hirten und, kaum daß sie diese von ferne gesehen, so umbellen sie dieselben und fallen sogar die Herden an . . . . . Indem er nun den Übermut tilgt und Gesetzlosigkeit und Ungerechtigkeit und Begierde nach unmäßigem Besitze, so läßt er die daraus erwachsenden Zwistigkeiten und ganz aussichtslosen Kämpfe überhaupt nicht entstehen, stellen sie sich aber doch ein, so vernichtet er sie so schnell wie möglich und scheucht sie aus seiner Stadt hinweg . . . . . Und kein Ding veranlaßt einen solchen, ein falsches und unechtes und zweideutiges Gesetz den vorhandenen hinzuzufügen, ebenso wenig wie er seinen eignen Kindern Sprößlinge aus dem Blute von Sklaven und Unedlen zugesellen wird. Er ist bedacht auf Recht und Gesetz, und weder Eltern noch Verwandte noch Freunde veranlassen ihn zu einer Rechtsbeugung ihnen zu Liebe. Denn er weiß, daß aller gemeinsamer Herd,

gemeinsame Mutter das Vaterland ist . . . . Dessen Gesetz zu berauben und zu vergewaltigen, sieht er für einen größeren Frevel als die ruchlose Verletzung des Besitzes der Götter an. Denn das Gesetz ist . . . . ein heiliges und wahrhaft göttliches Weihgeschenk des höchsten Gottes . . . . . Er wird . . . niemals gern mit einem Urteilsspruche sich befassen, in welchem die Gesetze dem Schuldigen den Tod zuerkennen». Von diesen Worten geht kein kalter Hauch der Theorie aus, sondern alles ist erlebt: bewußt oder unbewußt schildert der Cäsar sich selbst in seiner nimmermüden Sorge für die Untertanen, in seinem tätigen Zugreifen, seinen Kämpfen mit rebellischen Soldaten, in seinen gewissenhaften Richtersprüchen.

So wird unter Julians Händen aus einer höfisch angelegten Rede ein neues, lebendiges Wesen. Ein anderes und doch wieder nicht völlig verschiedenes Gepräge zeigt die Trostrede, die Julian beim Scheiden seines Freundes Sallustius ‹358› an sich selbst richtete. Wieder wird das Schema, das die Antike für solche Fälle zur Verfügung stellte, und in dem so mancher Autor erstickt ist, kurzer Hand über Bord geworfen oder höchstens für den Schluß der Rede, wo die guten Wünsche folgen, aufbewahrt, sonst ist das Ganze der lebendige Ausdruck tiefer Trauer um den Verlust, der stets sich erneuende Versuch, den Trennungsschmerz zu bewältigen. Die Mittel der Philosophie werden immer wieder aufgeboten, um durch erhabene Beispiele des Altertums, um durch die Kraft der Abstraktion dem Schreiber Trost in den Schmerzen der Sehnsucht zu spenden, aber wir merken, und zwar stärker als bei anderen antiken Menschen, daß der beredte Philosoph in Julian diesmal doch schwächer als sein lautschlagendes Herz bleibt.

Sallustius war ein begeisterter Anhänger der neuplatonischen Philosophie, diese wird das feste Band um den Cäsar und seinen Freund geschlungen haben. Die gleiche Rolle spielt das philosophische Glaubensbekenntnis auch bei Julians anderen Freundschaftsverhältnissen. So schreibt er an den Philosophen Priskos, den Schüler seines eignen früheren Lehrers Aidesios, in charakteristisch unmittelbarer Antwort auf einen Brief des Angeredeten: «ich . . . schwöre Dir bei dem, der mir alle meine Lebensgüter schenkt und erhält: ich will nur deshalb leben, um euch ein wenig nütze zu sein. Sage ich aber «euch», so meine ich die wahren Philosophen. Mit Überzeugung hältst Du Dich zu ihnen, und Du weißt, wie ich Dich liebte, Dich liebe, Dich sehen möchte. So soll Dich denn die Vorsehung immerdar bei guten Kräften erhalten, Du mein teuerster, mein liebendster Bruder . . . ». Und einem Paare anderer, uns unbekannter, in Philosophie mit ihm verbundener Genossen spricht er seinen Wunsch aus, sich vom Fortschritte ihrer Studien überzeugen zu können, und beschwört sie mitten aus seinem schon ganz barbarischen Zustande heraus, an der Rhetorik, der Poesie, besonders aber an Aristoteles und Platon festzuhalten, jener Grundlage, jenem Gebäude des wissenschaftlichen Strebens.

Von politischer Bedeutung ist der vielleicht ins gleiche Jahr ⟨358⟩ fallende Brief an den damals hochberühmten Arzt Oreibasios, den der Cäsar in jener Zeit mit der Anfertigung eines Auszuges aus Galenos betraute. Auch dieses Schreiben ist der ganze Julian: den Eingang bildet ein sophistisches Zitat. Es folgt der Bericht über einen wahrscheinlich fingierten Traum: der Schreiber will den Sturz eines großen Baumes erblickt haben, in dessen Nähe ein Schößling unversehrt geblieben sei. An dieses sehr deutliche Bild vom Kaiser und der eignen Person schließen sich vertrauliche Eröffnungen an über sein Verhältnis zum Hofeunuchen Eusebios und zum praefectus praetorio Florentius, deren Namen er freilich nicht nennt, sondern nur andeutet. Er beklagt sich heftig über seinen Präfekten und dessen Vorgehen gegen die armen Provinzialen, die er selbst nie und nimmer fahnenflüchtig im Stiche lassen wolle. Er fürchtet, daß ihn ein böses Geschick ereilen könne, aber er ist sich der göttlichen Hilfe auf seinem rechten Wege wohlbewußt und sieht in seinem guten Gewissen den besten Trost, nur Sallustius solle ihm erhalten bleiben. Sein ganzes Empfinden aber wurzelt im peripatetischen und platonischen System, ja, er stellt dieses in seiner ruhig klaren Erkenntnisfähigkeit weit höher als die schroffe Lehre der Stoa.

Auch mit Libanios setzte Julian den Verkehr fort, soweit es gehen wollte, und fühlte sich als Verehrer des hochberühmten Rhetors sicher hochbeglückt, wenn ihn in Gallien eines jener fein geformten Schreiben des Antiocheners erreichte, das die Liebe des siegreichen Cäsars zur Wissenschaft und seine Freundestreue pries.

Wir haben oben gesehen, daß Julian seinen Gesinnungsgenossen auch die Beschäftigung mit der Dichtung zur Pflicht macht. Auch er war ja ein Freund der Poesie, freilich wohl mehr im Interesse ihrer sophistischen Verwertung, denn das Versemachen gehörte damals zur allgemeinen Bildung, hat doch selbst der trockene Constantius sich auf diesem Gebiete versucht. Den sophistischen Charakter tragen daher auch ein paar Gedichtchen des Cäsars, Epigramme nach einem alten Schema, dem sogenannten epideiktischen Genre angehörig: der Dichter hält sich über das staunenswerte Gefüge einer Orgel auf, ekelt sich vor dem stinkenden gallischen Biere, dem er jede Beziehung zum Weingotte abspricht, anderer Sächelchen ähnlichen oder geringeren Schlages ganz zu geschweigen. — Einen Musenhof in Paris aufzuschlagen war Julian weder gewillt noch befähigt, es fehlte ihm dazu an der nötigen Muße, und auch am Verständnis für die einheimische römische Kultur. Seine Briefe aus jener Epoche reden öfter von der keltischen Barbarei, daß im Lande ein reiches Geistesleben lateinischer Zunge frische Blüten trieb, ist dem philhellenischen Statthalter der Provinz unbekannt geblieben. Die Scharen griechischer Rhetoren aber, die ihn dort aufgesucht haben sollen, scheinen nur Zugvögel gewesen zu sein.

4. Der Abfall Julians.

In dem unruhigen, zerstückten Dasein Julians bildet sein Aufenthalt in Gallien weitaus noch die einheitlichste Epoche, die Intensität, mit der er regierte und lebte, gab jenen fünf Jahren reichsten Inhalt. Und doch ward auch diese Entwicklung, dies zukunftsvolle Schaffen durch einen jähen Wechsel abgeschnitten.

Das Verhältnis der fürstlichen Vettern war während dieser Zeit im ganzen das gleiche geblieben. Wie Constantius nun einmal war, hatte er Julian wenigstens nicht mit bewußter Absicht geschadet, sondern seinen Plänen hie und da wirklich Vorschub geleistet, ohne doch bei den Konflikten des Cäsars mit den kaiserlichen Offizieren stets für seinen Vetter Partei zu nehmen. Es wäre aber über menschliche Kraft hinausgegangen, wenn der Prinz in dieser Haltung des Augustus nicht ein bewußtes Spiel gesehen hätte. Zunächst jedoch war seine erste Pflicht, seinem Kaiser ein loyaler Untertan zu sein, und wenn auch Julians Gedanken sich viel mit seinem Verhältnisse zu Constantius beschäftigten, so nahmen sie doch in dieser Zeit niemals eine rebellische Richtung, jener Traum, von dem wir soeben geredet, spiegelt nur die ängstliche Frage des Prinzen nach dem eignen Schicksale bei einem etwaigen Sturze des Kaisers wieder.

Während nun der Regent eine große, fast schon verlorene und zerfallene Provinz rettete, belebte und stärkte, hatte den Imperator der alte Feind im Osten, das Perserreich beschäftigt. Der Krieg war zuerst von den kaiserlichen Befehlshabern gegen überlegene Truppenmassen der Orientalen ziemlich unglücklich, wenn auch nicht ganz ruhmlos geführt worden, nachdem aber die Stadt Amida ⟨Diarbekr⟩ von Shâpur in schwerem Kampfe gewonnen und damit ein wichtiger Waffenplatz in die Hände des Feindes gefallen war, mußte Constantius persönlich die Führung des Krieges übernehmen ⟨Winter 359/60⟩. Die Perser waren, obschon durch die tapfere Verteidigung der eroberten Stadt geschwächt, immerhin noch zahlreich genug, die römischen Legionen des Ostens dagegen demoralisiert, wie das schon so oft ihr Schicksal gewesen. Bei der militärischen Schwäche des Reiches, dazu angesichts eines Feldzuges, der das Prestige des Kaisers stärken sollte, fiel Constantius' Blick auf die Kerntruppen des Westens, von deren Siegen ihn die gehäuften Berichte des schreibeifrigen Cäsars unterrichtet hatten. In einseitiger Sorge um den Osten des Reiches, nicht aus Neid auf die Erfolge des Prinzen noch gar in der Absicht Julian wehrlos zu machen, verlangte er jetzt für den Perserkrieg die vier besten germanischen Corps des gallischen und auch des ohne sein Wissen in Britannien weilenden Heeres und dazu eine Auslese der übrigen Truppen. Der Tribun und Notar Decentius überbrachte das Gebot des Kaisers. Julians Stallmeister Sintula und Lupicinus sollten diese Elite nach dem Osten führen.

Constantius' Vorgehen, durch die Not veranlaßt, zeigt die Kurzsichtigkeit, die er nicht selten bewiesen hat. Es war eine ganz falsche Rechnung, wenn der Kaiser glaubte, das siegreiche gallische Heer könne sich den Luxus einer starken Schwächung leisten, der Rest würde genügen, um etwaigen germanischen Angriffen Trotz zu bieten. Julians Armee war klein genug, sie betrug etwa 23000 Mann, eine Zahl, die, um mindestens die Hälfte verringert, nicht ausreichte, die weitläufige Grenze gegen die unruhigen Germanen zu decken. Dazu waren diese auch durch ihre Niederlagen noch nicht so völlig demoralisiert, wie der Kaiser vielleicht annehmen mochte: das sollte sich bald aufs neue zeigen.

Auch Constantius war es nicht ganz wohl bei dem Befehl. Er konnte sich die Bedenken seiner Forderung nicht verhehlen, er sah den Widerspruch des Cäsars voraus. Diesen jedoch nun durch eindringliche, offene Schilderung der Zwangslage des Reiches seinem Wunsche gefügig zu machen duldete seine kaiserliche Grandezza nicht, und so verhehlte er seine richtige Erkenntnis und wahre Empfindung durch den verschärften Befehl an Julian, dem Vorgehen des Sintula und Lupicin ja keinen Widerstand zu leisten.

Der Feldherr fühlte sich in der Tat durch dieses Gebot schwer betroffen. Es bedeutete für ihn nicht mehr und nicht weniger als eine Art Abdankung, einen völligen Verzicht wenigstens auf weitere Siege. Er konnte vielleicht bei einem neuen starken Angriffe der Germanen eine Zeitlang noch in der Verteidigung verharren, aber an den nachdrücklichsten Schutz der Provinz durch die Offensive, die er bisher geübt, war nun nicht mehr zu denken. Gleichwohl war jeder offene Widerstand vorläufig unmöglich, und Julian konnte daher nur seine Bedenken gegen eine Maßregel äußern, die auf den künftigen Ersatz des Heeres nicht ohne Folgen sein würde. Denn ein Teil der Barbaren war unter der Bedingung angeworben, daß sie nur in Gallien dienten, es war vorauszusehen, daß sich von nun an weniger Germanen zum Dienste melden würden. Aber Sintula, der seines Auftrages sicher war, hatte kein Ohr für diese Klagen, er traf dem Befehle gemäß seine Auswahl und zog ab.

Es war kein unerheblicher Vorteil für Julian, daß Lupicinus noch in Britannien stand, so konnte man die Absendung des anderen Heeresteiles noch etwas hinausschieben. Der Cäsar selbst aber unterließ nichts, seine Loyalität zu beweisen. Er wandte sich an den ihm höchst unsympathischen Florentius, den höchsten Beamten Galliens, dessen tätige Gegenwart im Augenblicke sehr nötig war, der sich aber damals vor etwaigen soldatischen Unruhen wohlweislich nach Vienna zurückgezogen hatte. Julian bat ihn ebenso dringend wie freundlich zu kommen, ja er erklärte ihm zuletzt in wenig angebrachter Offenheit, er wolle lieber auf seine hohe Würde verzichten als die Provinz dem Untergange weihen. Es war alles umsonst, Florentius blieb in seinem Verstecke.

Julian mußte nun etwas tun, um nicht Verdacht zu erregen. Er gab daher Befehl, die Truppen aus den Winterquartieren herauszuziehen. Damit aber verlor er und noch mehr die kaiserlichen Offiziere die Leitung der Dinge aus den Händen. Denn jetzt ward aus den zerstreuten Detachements wieder eine Einheit, ein organisch pulsierender Körper, und bald gab es in diesem nur einen Gedanken, eine Stimmung der Empörung gegen das drohende Schicksal. Ein Pamphlet verbreitete sich durch das Heer, voll leidenschaftlicher Klagen über die weite Entfernung, die den Soldaten bevorstehe, über das Elend, das ihren Weibern und Kindern nahe sei, über die Mißhandlung des Feldherrn. Die gleiche Aufregung aber ergriff auch die Zivilbevölkerung, die sich schon aufs neue dem Feinde ausgeliefert sah. Mit Recht drangen daher die kaiserlichen Offiziere, denen Julian jenes gefährliche Schriftstück vorlegte, darauf, daß man aus den im Augenblicke vorhandenen Truppen schleunigst die verlangten Abteilungen stellen sollte, ohne die Ankunft des Lupicinus abzuwarten. Der Feldherr war bereit, die Furcht seines Stabes vor einer Militärrevolte milderte er durch das den Soldaten gegebene Versprechen, ihre Familien ihnen auf Ochsenkarren nachführen zu lassen.

So schien die Gefahr wenigstens für den Augenblick beschworen zu sein. Aber die elementare Entwicklung der Dinge spottete auch hier aller Vorsichtsmaßregeln. Es erhob sich die Frage, welcher Weg für den Abmarsch zu wählen sei. Julian widerriet, die Truppen über Paris, sein Hauptquartier, ziehen zu lassen, er war sich seiner Beliebtheit bei den Soldaten bewußt und fürchtete einen heftigen Ausbruch ihrer Anhänglichkeit. Aber gerade davon wollte der Generalstab nichts wissen, ihm erschien im Gegenteil die Persönlichkeit des Cäsars besonders geeignet, der beginnenden Unzufriedenheit zu steuern. So veranlaßte die Torheit der Offiziere mittelbar das Unheil, das des Prinzen Zurückhaltung zu vermeiden trachtete.

Zunächst ließ sich freilich noch alles gut an. Der Feldherr ging seinen Leuten entgegen ⟨Februar 360⟩, sprach die ihm Bekannten freundlich an und wies sie auf die Erfüllung ihrer neuen Pflichten hin. Die Frontoffiziere lud er dann zum Gastmahl ein und bat sie, noch etwaige Wünsche zu äußern. Das aber war zuviel für dieses dem Cäsar blind ergebene Heer, der edle Renner verspürte die Nähe seines alten Herrn und wollte keinen Fremden auf sich dulden. Einen Tag nach seiner Ankunft erhob sich das Militär in heftigster Empörung, besetzte den Palast und rief den Cäsar unter lautem Geschrei, wie schon einmal nach der Alemannenschlacht, zum Augustus aus. Julian vernahm den wilden Lärm im oberen Stockwerke seines Palastes, als er sich gerade zur Ruhe begeben wollte. Das Getöse wuchs. In seiner Gewissensangst betete der Prinz um ein Zeichen von oben. Sein Gott erhörte den Gläubigen, ein himmlischer Wink beschied ihn, sich dem Wunsche des Heeres nicht zu widersetzen. Gleichwohl beschloß Julian, solange wie möglich die Entscheidung hinauszuschieben. So trat er denn, da gegen Morgen der

Lärm immer schlimmer ward, hervor und suchte die Aufregung zu beschwichtigen. Aber es half alles nichts, in dem allgemeinen Sturme verhallte jedes abmahnende Wort. Man hob endlich den Cäsar nach germanischer Weise auf den Heerschild und rief ihn noch einmal laut zum Augustus aus: der ganze Vorgang ein sprechender Ausdruck des Mischwesens jener römischen Heere. Dann suchte man nach einem Diadem, und da beim Mangel eines solchen die Selbstachtung Julians den Ersatz durch ein Frauengeschmeide oder gar den Brustschmuck eines Pferdes zurückwies, so mußte die Halskette eines Offiziers endlich diesen Dienst versehen. Also war der Feldherr durch den Willen der aufrührerischen Soldaten zum Usurpator geworden. Er konnte jetzt auch noch den nächsten Schritt eines solchen nicht unvollzogen lassen, er mußte dem Heere ein Geldgeschenk versprechen. Wir werden ihm nach allem Gesagten Glauben schenken, wenn er uns berichtet, er sei aus innerstem Herzen seufzend in den Palast zurückgekehrt.

Dieselbe Stimmung der Niedergeschlagenheit beherrschte ihn in der nächsten Zeit. Da brachte die Unkenntnis der kaiserlichen Offiziere über die Sachlage den gleitenden Stein in schnelleres Rollen. Man machte Bestechungsversuche beim Heere. Julian, davon unterrichtet, achtete nicht darauf und schloß sich wieder in seinem Palaste ein. Aber der Mann, der ihm die Nachricht von jenem Vorgehen seiner Feinde gebracht, ein fanatischer Anhänger seines Vorgesetzten, wiegelte die Bürger und Soldaten von neuem auf, und da die Abgeschiedenheit des Cäsars in der letzten Zeit allen unheimlich geworden war, so stürmte die Menge wieder in den Palast, um sich von Julians Leben und Wohlsein persönlich zu überzeugen. Dann richtete sich die Wut der Masse gegen die kaiserlichen Offiziere, die Julian nur mit vieler Mühe zu schützen vermochte. Und jetzt erreichte die Bewegung auch noch die unter Sintula abmarschierten Mannschaften und trieb sie in das Lager des Cäsars zurück.

Noch immer wäre Julian gerne zurückgetreten, denn so tief er in seines Herzens Grunde den Mörder seiner Familie haßte, so hoch dachte der Platoniker und der Soldat von seiner Pflicht als Führer eines dem Kaiser untergebenen Heeres, und so gefährlich mußte ihn ein Konflikt mit der Macht des schon so oft siegreichen Constantius bedrücken. Aber er konnte nicht mehr zurück. Wohl aber durfte er durch den großen Tumult die Ordnung unter den Soldaten nicht gefährden lassen. Er erkannte die bedenkliche Gefahr, die der Aufruhr der ganzen Disziplin zu bringen drohte. Daher schärfte er seinen Leuten ein, daß sie Beförderungen nur von ihrem Verdienst zu erwarten hätten. Er verlangte von ihnen völlige Ruhe, wenn der Kaiser mit dem Geschehenen einverstanden wäre und ihm allein Gallien überließe.

Von dem großen Ereignis mußte nun auch der Augustus durch seinen Cäsar endlich unmittelbare Kunde erhalten. Schon die kaiserlichen Offiziere hatten in bester Absicht vor dem Ausbruche der Rebellion darauf gedrungen,

es scheint aber, daß Julian, der ewigen Bevormundung müde, diesem Wunsche nicht Folge geleistet hat. Jetzt aber war es höchste Zeit dazu. Julian schlug seinem Vetter gegenüber, treu seiner bisherigen Haltung, einen möglichst ruhigen und ergebenen Ton an. Er nannte sich wie früher nur «Cäsar», er hob seine loyale Gesinnung, seine Leistungen in Gallien hervor, berührte die Ursachen der Verstimmung unter den Soldaten, den Mangel an Belohnungen für die schwer angestrengten Soldaten, ihre Unzufriedenheit mit einem stets gegängelten «Führer», ihre Entrüstung über den Befehl, Gallien zu verlassen. Dann gab er eine Darstellung des Tumultes und seines eignen Verhaltens dabei. Er fügte hinzu, er sei bei dem Aufruhr seines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Endlich brachte er, nach einem warnenden Hinweise auf höfische Einflüsterungen, in versöhnenden Worten seine Forderungen und Anerbietungen zur Sprache: er könne dem Kaiser die nur für Gallien angeworbenen Truppen nicht senden, er dürfe die Provinz nicht entblößen, doch dafür wolle er Ersatztruppen stellen, Constantius solle den Präfekten senden, die Besetzung aber der niedrigen Beamten- und Offizierstellen möge dem Cäsar zufallen. — Diesen Brief überbrachten Pentadius und Eutherius, jener eine dem Kaiser sehr genehme Persönlichkeit, dieser, den Julian schon einmal als Fürsprecher bei seinem Vetter verwendet hatte, damals bei aller Welt ungemein beliebt.

Das Schreiben war durchaus ehrlich gemeint und enthielt richtige Angaben. Denn selbst wenn der Cäsar vielleicht seine persönliche Gefahr überschätzte, in die ihn der Tumult gebracht, so war dies ein höchst verzeihlicher Irrtum, daß aber die Soldaten voll Unmuts über ihre schlechte Bezahlung waren, hatte der Aufruhr am Rheine gelehrt.

Indessen, es hätte für den Prinzen selbst noch einen anderen Ausweg gegeben. Er konnte, woran er auch vorübergehend gedacht, sein Kommando niederlegen und sich dem Kaiser persönlich zur Verfügung stellen. Dies aber wäre das Ende seiner Laufbahn und höchst wahrscheinlich auch seines Daseins gewesen. Constantius, der schon früher nach Gallus' Ausgang den völlig Schuldlosen lange genug in der Ungewißheit über Leben und Tod hatte schweben lassen, würde mit Julian jetzt kurzen Prozeß gemacht haben.

So wurde denn der Brief mit seinen wohlabgewogenen Worten und Vorschlägen, begleitet auch noch von verschiedenen Schreiben der Soldaten, dem Kaiser zugestellt, den sein persischer Feldzug damals bis zum kappadokischen Cäsarea geführt hatte. Natürlich wußte der Herrscher schon von dem Aufruhr des gallischen Heeres, aber der Brief versetzte ihn doch noch in eine solche Wut, daß die Gesandten um ihr Leben fürchteten. Gleichwohl glaubte er mit Recht die größere Gefahr vom Oriente her drohen zu sehen und beschloß daher, zuerst den Perserkrieg zu Ende zu führen. An Julian aber ward der Quästor Leonas, übrigens ein Christ, abgesandt und diesem ein sehr energischer Brief mitgegeben, des Inhalts, der Kaiser billige nichts

von dem Geschehenen und erwarte von dem Statthalter die Rückkehr in seinen alten Stand. Zugleich ernannte Constantius Julians Quästor Nebridius an Florentius' Stelle zum Präfekten und fügte noch einige andere Veränderungen hinzu.

Der Kaiser hatte trotz aller Empörung dem Cäsar noch eine Frist zur Besinnung gelassen. Es war ein Akt eher der Klugheit als der Milde. Vielleicht hätte Eusebia wieder das Verhältnis der Vettern bessern können, aber sie war kurz vor der Ankunft der Gesandtschaft Julians gestorben. Auch Julians Gattin ereilte in dieser Zeit der Tod. Helena verschwand still, wie sie gelebt hatte.

Heer und Volk Galliens hatten Julian zum Augustus ausgerufen und ihn zur Annahme des Diadems gezwungen, so überließ der Feldherr beiden, die Sache bis zuletzt durchzuführen. Leonas mußte vor der Armee und den Bürgern, die Julian, auf dem Tribunal sitzend, zusammenberufen, den kaiserlichen Brief verlesen. Als er aber an die Stelle gekommen war, wo der Kaiser alles Geschehene zusammen mit der neuen Würde Julians verwarf, brach der Fanatismus der Menge in erneuten Zurufen auf den Augustus Julianus hervor. Deutlicher konnte sich nicht zeigen, daß Julian kein blos militärischer Usurpator war, sondern daß ein ganzes großes Land, durch ihn den Barbarenfäusten und einer ruchlosen Beamtenwelt in schwerem Ringen entrissen, jetzt sein Selbstbestimmungsrecht empfand, indem es seinen Retter zum Kaiser erkor. Es war ein ganz individueller Vorgang, die Provinz erklärte dem bürokratischen Kaisertum den Krieg.

Noch kam es allerdings nicht zum Schlagen, denn beide Parteien waren noch nicht fertig. Julians Aufgabe war nur zum größten Teile, noch nicht vollständig gelöst, Constantius aber lag der Perserkrieg ob. So ward der schriftliche Verkehr zwischen den feindlichen Vettern nicht ganz abgebrochen, wenn auch Constantius recht gereizte Töne anschlug, ja auch noch von Gesandtschaften reden unsere Berichte.

Denn noch immer hielt Julian an der Möglichkeit einer friedlichen Beilegung des Zwistes fest, die Zeit konnte ihren mildernden Einfluß üben. Dazu war Florentius' Macht jetzt dahin, und der Prinz ließ sich einen Nebridius gefallen. Aber wiederum konnte er sich mit den anderen vom Kaiser verfügten Ernennungen nicht versöhnen, sie alle anzuerkennen, wäre überdies der erste Schritt zur völligen Unterwerfung gewesen. Auch Lupicinus, der endlich aus Britannien zurückgekehrt war, ward nicht wieder verwendet, sondern als Mann von sehr zweifelhafter Gesinnung in Gewahrsam gebracht, eine Maßregelung, die Constantius freilich sehr übel vermerkte.

Wie recht Julian gehabt, als er auf den noch immer notwendigen Schutz der Provinz hinwies, zeigte die nächste Folgezeit. Die attuarischen Franken am Niederrhein waren wieder einmal im Gange und mußten gezüchtigt werden. Danach zog der Feldherr den ganzen Rhein bis nach Basel hinauf,

stellte überall die alte römische Herrschaft wieder her und ging dann über Vesontio nach Vienna in die Winterquartiere.

Trotz aller Pflichten und unablässiger Sorgen aber lebte er auch im Lager seinen alten Neigungen. In Paris eine philosophische Tafelrunde um sich zu versammeln war ihm unmöglich, doch durfte er in jener Zeit auf den Besuch seines angebeteten Lehrers Maximus hoffen. Mit allen Sinnen lebte er ihm entgegen, er erzählt uns selbst, wie er in der Nähe der Stadt Besançon einmal einen Mann in Philosophentracht erblickt und schon den Ersehnten zu erkennen geglaubt habe. Unter den Staatsgeschäften und inmitten der Waffen blieb Julian der alte Schwärmer.

Der Cäsar hatte sein Winterquartier in Vienna aufgeschlagen, es war ein Akt kriegerischer Vorsicht gegen die Maßnahmen seines Vetters. Denn die Kriegsrüstungen des Kaisers erhielten jetzt immer greifbarere Gestalt. Man bemerkte, daß an den nach Gallien führenden Straßen Magazine angelegt wurden, und durch einen Zufall gelangten sogar die näheren Pläne des Constantius zur Kenntnis seines Gegners. Ein plötzlicher Einfall der Alemannen vom Stamme des Vadomar im Winter des Jahres 360 rief Julian aufs neue zu den Waffen. Er bemächtigte sich durch eine List der Person des Germanenfürsten, überschritt danach wieder einmal den Rhein und suchte die Alemannen durch einen verheerenden Zug heim. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man aus vorgefundenen Briefen, daß Constantius sich durch Vadomar Berichte über Julian hatte geben lassen. Andere Aufklärungen folgten, aus denen hervorging, daß der Kaiser, wie er schon einmal getan, die Germanen gegen seinen augenblicklichen Feind, den Statthalter Galliens, aufzuhetzen versucht hatte. — Dementsprechend wurde auch der Ton der kaiserlichen Briefe jetzt schärfer. Der Bischof Epiktet von Centumcellä überbrachte ein neues Schreiben, in welchem dem Prinzen nur Sicherheit des Lebens verbürgt ward: der Kaiser schien also schon mit der völligen Unterwerfung des rebellischen Untertans zu rechnen.

Aber Julian konnte sich noch immer nicht zur Tat entschließen. Wohl beging er zu Ende des Jahres 360 das Fest seiner fünfjährigen Regierung, die Quinquennalia, im vollen kaiserlichen Schmucke des Augustus, aber seine steten Fragen an die Götter, seine Versuche, sie durch Opfer zu versöhnen, zeigten, wie bange ihm zu Mute war. Selbst die günstigsten Sprüche, die er empfing, überzeugten ihn noch nicht von der Notwendigkeit raschen Losschlagens.

Diese Unsicherheit, die uns so ganz und gar nicht das häufige Bild eines entschlossenen Usurpators zeigt, verrät auch noch ein anderer Akt Julians aus jener Zeit. Er feierte noch am 6. Januar 361 das Epiphanienfest mit den Christen. Er genügte dadurch seiner Pflicht als Statthalter, der von seinem Herrn bestellt war, die christliche Religion anzuerkennen. Er handelte klug, nicht gerade jetzt durch die Hervorkehrung heidnischer Ge-

sinnung die Stellung zu Constantius noch zu verschärfen und auch die Gesinnung eines großen Teiles des gallischen Volkes sich dadurch zu entfremden. Nur schnellfertiges Aburteilen hat dieses Vorgehen des Cäsars einfach Heuchelei genannt.

Auf die Dauer war freilich dieser ungewisse Zustand unhaltbar. Stärker und stärker wurden die gegnerischen Rüstungen an der Grenze Galliens und im ganzen übrigen Reiche betrieben, bei längerem Zuwarten mußte die militärische Lage des Prinzen sich verschlechtern. So entschloß Julian sich denn endlich zum Bruche mit dem Kaiser. Und nun allein auf sein Heer gestützt, dessen Hauptmasse aus Heiden bestand, trat er offen zum alten Kulte über. Ein Opfer an die große pontische Göttin Ma, die in blutigen Mysterien gefeiert ward, eröffnete den Akt der Kriegserklärung, der zu Basel geschah. Julian redete zu seinen Soldaten, gab ihnen als Ziel des Marsches Illyrien und machte ihnen zur Pflicht, sich jeder Schädigung des Privateigentums zu enthalten. Dann ward das Heer, dessen Zustimmung sich in lauten Zurufen verriet, auf den Namen Julians vereidigt. Nur der wackere Nebridius weigerte sich, dem neuen gallischen Kaiser zu schwören. Er wäre der Erbitterung der Soldaten zum Opfer gefallen, hätte nicht Julian den von der Menge Verfolgten geschützt. Die Hand wollte er ihm freilich in seiner starren Aufrichtigkeit nicht reichen, denn die, bemerkte er, gehöre allein seinen Freunden.

So hatte Julian, der offene, sonst so schnell entschlossene Mensch, sein Wesen wieder gefunden: anstatt der Verhandlungen und Briefe behauptete wieder die frische Tat ihr Recht. Freilich verhehlte sich der Prinz nicht die Schwere seines Unternehmens, die Größe der Aufgabe, einen Feind anzugreifen, dessen Mittel die seinigen bei weitem überstiegen, dem seine Untertanen zwar nicht mit Begeisterung, aber doch mit einer durch die Furcht befestigten Loyalität anhingen. Es galt demnach für Julian, dessen Heer, wenn auch durch Aufnahme germanischer Krieger und alter Soldaten des Magnentius verstärkt, immerhin nur 23000 Mann zählte, durch Schnelligkeit und Überraschung den Gegner zu überwinden. Rasch setzte er daher überall in Gallien Beamte nach seinem Sinne ein, machte den Flavius Sallustius zum Präfekten, traf in seinem Heere einige Veränderungen der Kommandos und nahm zuletzt auch noch die Einkünfte der Silber- und Goldbergwerke Galliens für sich in Beschlag.

Dann trat er im Juli 361 seinen Zug an. Die geringe Zahl seiner Leute zu verschleiern teilte er das Heer in mehrere kleine Haufen, die, an verschiedenen Stellen erscheinend, den Eindruck einer an mehreren Punkten einsetzenden Invasion hervorriefen. Eine Abteilung ging gegen Norditalien vor, ein Kommando unter dem noch öfter zu nennenden Magister armorum Nevitta gegen Südrätien, mit dem Gros seiner Truppen zog Julian durch den Schwarzwald und dann die Donau entlang, bis zu dem Punkte, wo der

Strom schiffbar ward. Augenzeugen sahen den Feldherrn dort zu Fuße vorwärts eilen, bedeckt von Schweiß und Staub, «die Augen gleich Sternen funkelnd», voll von jenem Feuereifer, der sich nie genug tun konnte. — Auf den dort am Strome vorgefundenen Schiffen ging nun die Fahrt ununterbrochen stromabwärts, nirgends, bei keiner Stadt ward angelegt, bis man nach elf Tagen im Oktober Bononia, 19 Milien von Sirmium der Hauptstadt des Landes entfernt, erreichte. Von hier ward ein rascher Handstreich auf Sirmiums Kommandanten Lucilianus gemacht, durch eine List gefangen und vor Julian geführt, suchte jener noch den ganzen Trotz des kaiserlichen Offiziers gegen den Usurpator zu behaupten, empfing aber eine scharfe Verwarnung durch seinen Besieger. Mit dem Kommandanten fiel denn auch die Stadt Sirmium ⟨Mitrovica⟩ selbst in die Hände des Prinzen, dem sie sich freudig ergab. Zur Belohnung für ihre Haltung veranstaltete Julian dort ein festliches Wagenrennen.

Sirmium, in früheren Zeitläuften so oft das Hoflager der Herrscher, eines Diocletian, Licinius, Constantius, als wichtiger strategischer Punkt das Hauptquartier des germanischen Heeres, von Magnentius berannt, war also in einer Nacht genommen, ein schwerer moralischer Schlag für die kaiserliche Sache. Das Gewonnene aber ward nun auch sofort gesichert. Julian schuf dem Platze ein gewaltiges Vorgelände durch den großartigen Zug nach dem Hämus, wo er den wichtigen Paß von Succi ⟨Trajanstor⟩ besetzte. Dieser, etwa 843 m hoch gelegen, beherrscht die Ebene der Maritza und damit die Anmarschlinie von Konstantinopel über Adrianopel nach der Ebene von Ostrumelien. Damals schied er zwei Provinzen, Thracia und Illyrium. Damit war zunächst das Nötige erreicht, weiter zu gehen, wäre überaus gefährlich gewesen. Julian, der mit Schnelligkeit und Verwegenheit größte Vorsicht zu verbinden verstanden und dessen neuester Feldzug durchaus den gleichen Geist wie der germanische gezeigt hatte, zog sich jetzt in die Winterquartiere zu Naissus ⟨Nis⟩ zurück. Er deckte somit Sirmium und ein ungeheures Hinterland, das ihm jetzt gehörte, und empfing selbst durch Succi Deckung. Das Unternehmen war bisher glänzend verlaufen.

Unterdessen hatten die Kaiserlichen nicht viel getan. In Rom waren Taurus, der Praefectus Praetorio Italiens, und der bekannte Florentius Konsuln, kaum aber hatten sie von Julians Anmarsch gehört, so ließen sie ihr Amt im Stiche und flüchteten über die julischen Alpen davon. Besser benahm sich dagegen Gaudentius, dem Julian schon lange ebenso mißliebig wie sein Kollege Pentadius. Constantius hatte ihn nach Afrika beordert, um diese Provinz, die Kornkammer Italiens, zu decken. Der Auftrag wurde mit größter Sorgfalt vollzogen, als Italien in Julians Hände fiel, bewies Gaudentius die Wichtigkeit seines Postens dadurch, daß er die Getreideflotte Afrikas an Italien vorbei nach Konstantinopel sandte, eine Tat, die bei längerer Kriegsdauer in Italien eine furchtbare Hungersnot hervorgerufen hätte. Julian

mußte schwere Sorge empfinden, seiner Umgebung jedoch suchte er sie nach Kräften zu verhehlen.

Während der militärischen Unternehmungen und Vorbereitungen pausierte die Zivilregierung Julians ebensowenig wie seiner Zeit in Gallien. Um das gewonnene Land auch wirklich zu besitzen, erwarb es der Feldherr durch unermüdliche Beschäftigung mit den inneren Angelegenheiten desselben. Vor allem suchte er wieder die Einwohner seines neuen Reiches von der unerträglichen Steuerlast zu befreien, die auf ihnen lag, und nachdrücklich ihrer Verarmung zu wehren. So erleichterte er die Abgaben der Epiroten und bezahlte den Dalmatinern für die bei ihnen aufgekauften Pferde hohe Preise. Nikopolis erstand aus seinen Ruinen, andere Griechenstädte erhielten Unterstützungen. Rom ward verproviantiert. Selbstverständlich wurden seine Vertrauensmänner an die Stelle geflohener oder mißliebiger constantinischer Beamten gesetzt: so erhielt Mamertin die beiden erledigten Präfekturen Italiens und Illyricums, und mit ihm ward Nevitta zum Konsul designiert, zum Stadtpräfekten Roms wählte Julian an Tertullus' Stelle Maximus.

Hätte der rastlose Herrscher sich damit begnügt, so würde ihn jeder Einwohner seines jetzt schon weiten Reiches mit reinstem Gewissen gesegnet haben. Aber Julian war viel zu unruhig, um nun, nachdem er alles Nötige und Richtige getan, nicht noch mehr tun zu wollen. In der Sorge für das materielle Wohl seiner Untertanen, für die gerechte Regierung und Verwaltung eines Landes ein wahrer Herrscher, entbehrte er doch alles Gefühls für den notwendigen Abstand zwischen Regent und Untertan. Er hatte fünf lange Jahre einem Constantius gegenüber seine Abneigung gegen den kaiserlichen Vetter hinunterwügen müssen, jetzt, wo er sich in offenem Kriege mit ihm befand, brach sein Zorn in unschöner Weise aus. Der Imperator vergaß seine Würde soweit, daß er in den von ihm betretenen Städten die Briefe des Constantius an die Barbaren verlas. Als eine Art von sophistischem Hetzkaplan in eigener Sache trat er gegen seinen Feind in die Schranken, ließ im römischen Senat einen Brief verlesen, in dem er den Kaiser, freilich nicht ohne heftigen Widerspruch der Zuhörer, leidenschaftlich angriff, er wendete sich an die Gemeinden des verfallenen Sparta, Korinths und Athens, um seinen Feind in ihren Augen herabzusetzen.

Von diesen Schriftstücken ist uns der Brief an den Rat und das Volk von Athen erhalten geblieben. Ein eigentümliches Dokument! Der Besieger der Germanen, der einsichtsvolle Verwalter einer großen Provinz, die ihn vergötterte, demütigt sich hier geradezu vor den nichtigen Stadtvätern einer hochmütigen Universität und verschwendet allen Reichtum seines Herzens, um seine Sache als die gerechte vor diesen Epigonen zu vertreten. Zwar der Eingang des Briefes ist noch ganz sophistisch: da wird unter den athenischen Tugenden keine höher als die Gerechtigkeit gepriesen und zum Beweise ein altes Beispiel aus längst vergangenen Zeiten hervorgeholt. So hätte auch

einer jener Rhetoren reden können, die so oft im Altertum die Vorzüge einer Stadt in rauschenden Perioden und klingenden Rhythmen priesen. Aber bald schlägt wieder bei Julian der Ton um: aus dem sophistischen Getue bricht der Mensch hervor, und nun ist es so, als ob ein klagendes Kind sich in die Arme der Mutter würfe: alles Leid einer vielfach verdüsterten Kindheit, alle Schrecken, die über seinen Jünglingsjahren schwebten, spricht hier in schrankenloser Offenheit ein Mann aus, der Heldenkämpfe geschlagen und der als Held fallen sollte. Es sind Geständnisse von unmittelbarer subjektiver und nicht geringer objektiver Wahrheit, aber sie verlieren an Kraft, wenn man bedenkt, wem sie gemacht wurden. Im Guten wie im Schlimmen fehlte Julian alles und jedes Taktgefühl.

Doch auch diese Briefe an die Städte des Reiches genügten ihm nicht. Er verfaßte noch eine besondere Schmähschrift auf Constantin, den er einen Umstürzler und Feind alter bewährter Gesetze und Gepflogenheiten nannte, namentlich auch, weil er zuerst Barbaren zu hohen römischen Ehrenstellen berufen habe: ein Vorgehen, das der widerspruchsvolle Julian bald genug durch Nevittas Beförderung zum Konsul nachahmen sollte. Das Pasquill aber gegen den alten Kaiser war im Grunde nur eine Begleiterscheinung seines augenblicklichen religiösen Lebens; vollzog er doch jetzt immer offener und häufiger die Kulthandlungen des Hellenentums.

Auch davon mußte er natürlich sofort Kunde geben. Ein Brief an den großen Charlatan Maximus offenbart die ganze Seelenstimmung des Verfassers. Er weiß nicht, ob er mit Traurigem oder Freudigem beginnen soll, alles stößt sich in seinem Inneren. Er hat sich oft nach dem Freunde gesehnt, auch um ihn gebangt; jetzt soll Maximus alles hören, soll vernehmen, wie die Götter selbst den unblutigen Kriegszug unterstützt haben. «Offen vollziehen wir den Kult. Das Heer, das mit uns gezogen, ist zum besten Teile göttergläubig; offen opfern wir Rinder, Dankopfer haben wir in vielen Hekatomben den Göttern gespendet. Mir befahlen die Götter, in allem rein und heilig zu sein, und ich folge ihnen, o wie gerne! Verheißen sie doch reiche Frucht, wenn wir nicht lässig seien».

Diese religiöse Stimmung bricht nun bei Julian immer stärker hervor. Noch im Jahre 361 scheint er eine neue Schrift, die er «Kronia», Saturnalienfest, nannte, verfaßt zu haben. Wir kennen von ihrem Inhalte fast nichts; aus einem einzigen erhaltenen Bruchstücke geht hervor, daß sie sich u. a. mit der Fähigkeit der Seele, göttlicher Wahrheit über die Dinge der Unterwelt teilhaftig zu werden, beschäftigte und voll Nachdruck wieder den Namen des Jamblichos nannte. So verschiebt sich, je mehr Julian nun als offener Feind des Kaisers im heidnischen Kultus und in der religiösen Anschauungswelt der Hellenen lebt, für ihn allmählich die Bedeutung des Krieges; aus einer ursprünglich militärisch politischen Streitfrage wird jetzt schon fast ein Religionskampf. Julian ist gleich seinen Feinden, den

Kirchenvätern, ein Sohn jener Zeit, die den Glauben hoch über das Vaterland stellte. Davon sollte er später noch lauter zeugen.

* * *

Julian hatte seine strategischen und taktischen Fähigkeiten aufs glänzendste bewiesen. Ein kurzes Vierteljahr hatte ihn den größten Teil des Westens gewinnen lassen. Schon beobachteten seine Vorposten die Straße nach Konstantinopel. Seine militärische Stellung schien völlig gesichert, des langsam herannahenden Kaiserheeres harrte aller Voraussicht nach ein überaus blutiger, vielleicht vernichtender Kampf. Aber der schnelle Erfolg ließ Julian einen Fehler begehen, der ihm verhängnisvoll werden konnte. Er hatte in Sirmium zwei Legionen und eine Kohorte Bogenschützen gefangen genommen, und, da er dieser Truppe nicht traute, sie nach Gallien beordert. Aber er täuschte sich über die Stimmung Norditaliens. Als die zurückgeschickten Soldaten, voll Unlust, sich mit den Germanen zu schlagen, langsam über Aquileia ihren Weg nahmen, erfuhren sie, daß dort die Hauptmasse der Bevölkerung für Constantius sei. Sofort fraternisierten sie unter der Führung eines gewissen Nigrinus mit den Einwohnern und machten die außerordentlich feste Stadt zu einem feindlichen Waffenplatz im Rücken Julians. Durch diesen plötzlichen Handstreich wurde die Lage für den Prinzen auf einmal nicht unbedenklich. Er mußte die aufrührerische Stadt sofort durch Einschließung isolieren. Das konnte aber nur durch die Soldaten geschehen, die er aus Gallien zur Verstärkung seiner thrakischen Stellung heranzuziehen begonnen hatte, und die er also für seinen Kampf mit dem Kaiserheere zunächst nicht verwenden konnte. Hätte jetzt Gaudentius die Gelegenheit wahrgenommen um bei Aquileia zu landen, hätte Constantius seinen Anmarsch beschleunigt, so wäre Julian in eine fast verzweifelte Lage gekommen. In der Tat bewegte ihn die große Sorge, das ganze gewonnene Land und dessen militärische Stützpunkte zu verlieren. Schon vernahm er von den Anstalten des Feindes, ihn aus seiner festen Stellung bei Succi zu verdrängen. Aber das Glück begünstigte auch hier den Tapferen.

Denn aus Constantius' Vorstoße wurde nichts. Der Kaiser, dem der Kampf mit Julian zuerst nur wie ein Jagdzug erschienen war, hatte sich, wie oben erzählt, gegen die Perser gewendet. Aber dieser Feldzug verlief im Sande; Constantius und die Feinde blieben gleich untätig, und da man im römischen Lager erfuhr, daß die Orientalen für das Jahr 361 überhaupt auf eine Fortsetzung des Krieges verzichteten, so kehrte der Kaiser um und wandte sich gegen Julian, dessen Fortschritte ihn doch allmählich stark zu beunruhigen begonnen hatten. Die Stimmung im Heere war vortrefflich, und der Rückmarsch vollzog sich mit ungewohnter Schnelligkeit, aber der Imperator scheint gleichwohl über den endlichen Ausgang sich schwere Sorgen gemacht zu haben. In Tarsos hatte er einen leichten Fieberanfall, er achtete dessen nicht und

eilte weiter, aber im kilikischen Mopsukrene erkrankte er schwer. Am 3. November 361 hauchte Constantius seinen Geist aus, nachdem er gleich seinem Vater noch auf dem Totenbette sich hatte taufen lassen. So ward der Bürgerkrieg in seiner schlimmsten Gestalt vermieden. Auch der Osten des Reiches unterwarf sich jetzt Julian, Eusebios' Widerspruch dagegen war vergeblich.

Als der neue Alleinherrscher die Nachricht empfing, brach er in Thränen aus. Der schwere innere Kampf, den ihn der endgültige Entschluß zum Kriege gekostet, der dann eintretende schnelle Erfolg, die folgende Krisis, die düsteren Sorgen vor der kommenden Entwicklung der Dinge, dann plötzlich lichte Klarheit um ihn, der Triumph der ihm gewordenen Prophezeiungen: alles dies zusammen bewirkte einen Ausbruch des Gefühls, den kein Einsichtiger für Heuchelei halten wird. «Ich lebe», schrieb er damals jubelnd seinem Kämmerer Eutherios, «von den Göttern gerettet. Bringe für mich Dankopfer dar. Aber es sind Opfer nicht für einen einzelnen Mann, sondern für die Gesamtheit der Hellenen». Und die gleiche Stimmung verrät ein Brief an seinen Oheim Julian: «Ich lebe, die Götter haben mich davor geschützt, Unerträgliches zu leiden oder gar zu tun. Zeuge ist Helios, den ich besonders um Beistand angefleht habe, und König Zeus, daß ich niemals Constantius töten, sondern davor mich bewahrt sehen wollte. Warum zog ich also heran? Weil es mir die Götter ausdrücklich befahlen, meinem Gehorsam Hilfe verhießen, auf mein Bleiben aber Strafe setzten, vor der sie jeden schützen mögen». Wieder ist hier der Grundton in Julians Anschauung vom Geschehenen rein religiös, der Ursprung des Krieges ist ihm fast entschwunden, die sein Unternehmen begleitenden Götterstimmen sind zur Hauptsache geworden.

Unterdessen hatte die Belagerung Aquileias fortgedauert und Julians Heer viel Blut gekostet. Die Nachricht aber vom Tode des Kaisers brachte auch hier den Frieden. Die Stadt ergab sich und lieferte den Rädelsführer Nigrinus aus, der nach dem grausamen Brauche der Zeit lebendig verbrannt ward.

Der Sieger konnte nun seine Stellung im Hämus verlassen, er stieg in die Ebene der Maritza hinab und zog über Philippopel und Perinth nach Konstantinopel, wo er am 11. Dezember unter dem Jubel der Menge seinen Einzug hielt, vom Senate voll Ehrfurcht empfangen, vom Volk, das sich erst langsam an die unscheinbare Gestalt des Helden gewöhnen mußte, mit Staunen betrachtet. Froh seines großen Erfolges und ganz unfähig, einen persönlichen Feind noch über dessen Tod hinaus zu hassen, veranstaltete er der Leiche des Constantius, die aus dem Oriente nach der Hauptstadt überführt worden war, ein feierliches Begräbnis. Die Garnison trat zum Gefolge zusammen, und Julian selbst ging ohne Diadem der Leiche bis zum Hafen entgegen, um sie dann, die Hand an der Bahre, zur Gruft der Apostelkirche zu geleiten. Seiner Neigung zu starkem, ja pathetischen Ausdrucke seiner Gefühle entsprach es, von seiner veränderten Gesinnung gegen den toten Feind auch ein äußeres Zeugnis abzulegen.

IV.

Julian als Kaiser.

1. Reformen.

Der neue Kaiser hatte auf seinem Siegeszuge, die Seele endlich befreit von religiösem Zwange, zusammen mit seinen Soldaten reiche Opfer dargebracht und auch schon manches Heiligtum dem alten Kulte wieder geöffnet. Vollends war es jetzt eine der ersten Maßregeln seiner Regierung, durch ein Edikt ⟨vom 4. Februar 362⟩ die Völker seines weiten Reiches wissen zu lassen, daß die Tempel nicht nur wieder ihrer alten Bestimmung zurückgegeben werden, sondern auch, wo sie durch die Hand der Christen zerstört waren, durch diese wieder aufgebaut und endlich die Grundstücke, die den Heiligtümern genommen worden waren, von ihren jetzigen Besitzern wieder ausgeliefert werden sollten. Man merkt diesem Gebote die ganze Leidenschaft des siegreichen Christenfeindes an, es war, als ob ein seines Besitzes Beraubter in sein Eigentum zurückgekehrt wäre und nun den alten Stand der Dinge wieder herstellen wollte. Gewiß, wenn Julian später mit harter Hand die Angriffe auf heidnische Heiligtümer bestrafte, so handelte er gerecht, denn solche Verstöße gegen den vom Kaiser verlangten Zustand der Parität waren Rechtsverletzungen. Aber was er jetzt verordnet hatte, war ein anachronistischer Übergriff, so ungerecht wie etwa die kurhessischen Restitutionen, weit unbilliger als das Edikt des Constantin und Licinius vom Jahre 313, das der Kirche das ihr konfiszierte Gut in weitestem Umfange zurückgegeben hatte. Denn das Leben, die Entwicklung der Dinge hatte längst die Umwandlung vieler Tempel in Kirchen oder ihre Zerstörung, die Einziehung manches Tempelgutes sanktioniert. Der Besitz vieler dem alten Kulte entfremdeter Liegenschaften hatte durch die Länge der Zeit schon einen unzweifelhaften Rechtstitel erhalten, und Julian sühnte die frühere rechtswidrige Aneignung nur durch neue Unbill.

Das Unrecht eines Herrschers wirbt sofort Scharen von Ungerechten an. Die zahlreichen, noch überall vorhandenen, ja vielfach ungestört tätigen

Heidenpriester jauchzten, als sich ihnen plötzlich ein so weites Feld öffnete und ein neues Dasein auftat, gleich hungrigen Wölfen stürzten viele dieser Bettelpfaffen über das Land, um überall geraubtes Tempelgut aufzuspüren. Vollends beeilte sich manch ein serviler Statthalter, dem neuen Kaiser seine Ergebenheit zu zeigen, indem er dem Gebote des Herrn härtesten Nachdruck gab. Gegen beide, gegen das Priestertum und das Beamtentum, hat damals Libanios, den Adel seiner Seele beweisend, seine Stimme zugunsten bedrängter Christen laut erhoben und auf die bedenklichen Folgen konsequenter Ausübung des Ediktes, auf die Entfesselung der Raubsucht, warnend hingewiesen.

Fast zugleich mit dieser höchst unheilvollen Maßregel vollzog sich ein anderer Regierungsakt des jungen, von kräftigem Wollen überquellenden Herrschers. Hatte Constantius gleich einem echten Sultan seinen Regierungsantritt mit Strömen des Verwandtenblutes bezeichnet, so suchte Julian wie ein Friedrich Wilhelm I. durch einen kräftigen Schlag das ganze System seines Vorgängers zu beseitigen. Liefen doch von allen Seiten Klagen derer bei dem Monarchen ein, die durch den schlimmen Eusebios, durch den abscheulichen Paulus, der auch Julian unter Aufsicht gehalten, durch Apodemius, den schurkischen Aufpasser und Angeber des Constantius, schwer geschädigt waren, die durch jene ihre Freunde und Verwandten verloren hatten. Wohl gedachte Julian seines verstorbenen Gegners nicht mehr mit Haß, aber die Wirtschaft seiner Geschöpfe hatte er allzulange mit Empörung angesehen, um nun nicht mehreren unter diesen ein Ende mit Schrecken zu wünschen. Wir haben einen Brief von ihm aus dieser Zeit an seinen Freund Hermogenes. Er preist ihn glücklich, daß er der dreiköpfigen Hydra entflohen sei: «Doch bei Gott, ich meine nicht meinen Bruder Constantius. Nein, der war, wie er war — wohl aber denke ich an die Bestien in seiner Umgebung, deren Augen jeden verfolgten, die auch ihn in seiner Härte bestärkten . . . . ». So ward denn ein Gericht gegen diese Leute zusammenberufen und zwar nach Chalkedon, nicht nach Konstantinopel, dessen unruhige und dem Kaiser fanatisch ergebene Volksmenge den Gang der Verhandlungen hätte beeinflussen können. In gleicher Unparteilichkeit zog der Kaiser zu diesem Gerichte, dessen Instruktion Sallustius übernahm, neben seinen Freunden Jovinus, Mamertinus und Nevitta auch Constantius' Generäle Arbitio und Agilo hinzu, von denen der erstere bei den Verhandlungen den Vorsitz führte.

Der Gerichtshof, dem der Monarch, für seine Person gänzlich zurücktretend, Vollmacht in allem verliehen, war somit ein rein militärischer. Er ahndete infolgedessen wesentlich die soldatischen Vergehungen. Man zog Florentius, den feigen und unbotmäßigen Präfekten, zur Verantwortung, man verbannte den Taurus, der mit jenem zusammen das Konsulamt im Stiche gelassen, man verfolgte vor allem Insubordination und Feigheit, die

gerade Constantius' System großgezogen hatte. Aber man trieb in diesem Kreise von richtenden Offizieren doch auch ganz einseitige Parteipolitik: man verurteilte den Ursulus, jenen hohen Finanzbeamten, der einst dem Cäsar Julian die Mittel für den gallischen Feldzug angewiesen, wegen eines bösen Wortes zum Tode. In übler Stunde war diesem angesichts der von den Persern eroberten Feste Amida eine heftige Äußerung über das feige römische Heer entfahren, das dem Staatssäckel so fruchtlose Kosten verursacht habe. Man weiß, welche unabsehbar unheilvollen Folgen ein solches Wort, von einem hochstehenden Manne öffentlich gesprochen, haben kann. Die Offiziere vergaßen Ursulus den Tadel nicht und ließen ihn jetzt ihre Rache fühlen, ein Urteilsspruch ward gefällt, bei dem nach Ammians Wort die Gerechtigkeit selbst in Tränen ausbrechen mußte. Julian konnte nichts dagegen tun, er hatte sich selbst bei dem ganzen Verfahren ausgeschaltet, und so ward das Urteil vollstreckt. Doch gab der Kaiser der Tochter des Unglücklichen einen Teil ihres Erbes zurück. — Vermochte er hier nicht zu retten, so durfte er anderseits auch nicht zu ungunsten eines Angeklagten in den Gang des Verfahrens eingreifen. Der Gerichtshof bewies seine volle Unabhängigkeit vom Kaiser, indem er den diesem verhaßten Pentadius, dem man die Mitschuld an Gallus' Tod zuschrieb, freisprach. Daß freilich Eusebios, Paulus, Apodemius der Hand des Henkers verfielen, war nur natürlich.

Der ganze Vorgang zeigt ein bedenkliches Ungeschick des jetzt so oft fehlgreifenden Herrschers. Er will gerecht, will nicht Richter in eigner Sache sein, und die von ihm ernannten Rechtsetzer urteilen gleichwohl nicht durchweg gerecht. Julian weiß es, kann es aber nun nicht mehr hindern. So fehlt ihm beim besten Wollen nicht selten die klare Übersicht über die Folgen einer Tat.

Die Köpfe der alten kaiserlichen Kamarilla waren gefallen. Doch der neue Herrscher wollte ganze Arbeit machen. Als er mit seinem kleinen wetterfesten Heere Konstantinopel betrat, da fand er ein anderes Heer im kaiserlichen Palaste, jene ungeheure Schar von Höflingen, von Trägern elender, geringfügiger Ämtchen mit überreichen Einnahmen, von schurkischen oder nichtigen Schmarotzern. Schon lange hatte Julian, der Soldat und Verwalter, diesem untätigen Gesindel gegrollt und seines Zornes kein Hehl gehabt. Jetzt verschwanden die tausend Köche, die Barbiere, die fast unzähligen Mundschenke, die Tafeldecker und Eunuchen, auf deren Dienste der Philosoph und Krieger, der Witwer, der keine zweite Ehe schließen wollte, gern verzichtete. Man erzählte damals, wie Julian sich das Haar habe schneiden lassen wollen und zu dieser Prozedur ein reich gekleideter Herr erschienen sei, den dann der erstaunte Monarch, der keinen kaiserlichen Rat, sondern einen Haarschneider befohlen, augenblicklich fortgejagt habe.

Weit verdienstlicher war die Austreibung jener anderen Nichtstuer, die Drohnen gleich vom Schweiße und Blute kaiserlicher Untertanen lebten. Da gab es die geschäftskundigen Notare der Konsuln, die ihre bürokratische Er-

fahrung mißbrauchten, um sich schamlos zu bereichern, die durch brutale Erpressungen, Privatleute und ganze Städte beraubend, zu großem Besitze gekommen waren. Und wie diese so trieben es ihre Sklaven, ein gierig räuberisches Gesindel. Dazu kamen die Landflüchtigen, die ihre Vaterstadt verlassen hatten, um nicht dort den drückenden Pflichten des Senatorenstandes zu verfallen, Leute, die, unter die berüchtigten agentes in rebus aufgenommen, ein unheilvolles Angebertum entwickelt, namentlich aber sich für ihre Verschwiegenheit bei Vergehungen hoch hatten bezahlen lassen. Auch diesen gab Julian den Abschied und behielt nur siebzehn von ihnen zurück, die zusammen mit vier Notaren seinem Dienste genügten. Es scheint auch, daß er die vor dem Senatorenamte Geflohenen wieder in ihre Städte zurückzugehen zwang.

Wohl mißfiel manchen, die den Glanz des alten Hofes gesehen hatten, jetzt die äußere Dürftigkeit des Palastes, aber es war doch ein erfreulicher Wechsel, wenn man nun Soldaten, hohe Beamte, Philosophen, lauter Leute, die wirklich etwas zu tun hatten, jene Marmorhallen durchschreiten sah, die sonst von Eunuchen und Tagedieben durchwimmelt gewesen. Andere wieder meinten, die Austreibung sei doch gar zu radikal gewesen und verrate keine philosophische Haltung. Unzweifelhaft trafen sie damit das Wesen des Fürsten, der vergeblich zwei Naturen, die beschauliche und die tätige, in sich vereinigen wollte, nicht aber die heilsame Maßregel selbst, die radikal, die durchgreifend sein mußte, wenn sie dem Übel wirklich abhelfen sollte.

* * *

Des neuen Kaisers Gesetzeswerk, dem wir uns nun zuwenden, verdient um seiner Eigenart willen eingehendere Betrachtung. Eine ganze Reihe von charakteristischen Zügen tritt an diesen Verordnungen Julians, der auch hier wieder seine ungeheure Vielseitigkeit, seinen brennenden Pflichteifer betätigt, hervor: die emsigste Sorge für den Wohlstand der Provinzialen, für die ersprießliche Selbstverwaltung der Städte, die Strenge des Gesetzgebers gegen jede Pflichthinterziehung und Erpressung, gegen jede Verschleppung wichtiger Angelegenheiten, besonders aber die ausgesprochene scharfe Ablehnung von Constantins Gesetzen zugunsten des älteren römischen Rechtes. Es fehlen endlich auch Kundgebungen sehr persönlich subjektiver Art keineswegs.

Wir haben schon oben von dem furchtbaren Steuerdruck und dem wirtschaftlichen Elend gesprochen, unter dem damals das Römerreich seufzte, wir haben gesehen, daß es Julian gelungen war, im Kampfe mit der Fahrlässigkeit der älteren kaiserlichen Beamtenwelt eine ursprünglich reiche Provinz sich selbst zurückzugeben. Der kraftvolle Schlag, der die Tausende von blutsaugenden Beamten zum Palaste von Konstantinopel hinauswirbelte, war, wenn auch im einzelnen dabei Unrecht geschehen sein mochte, doch eine Tat des Segens; denn dem bisherigen Ausraubungssystem und dem Spionage-

wesen war damit der Krieg erklärt. Diesem Gewaltstreiche folgte dann eine konsequente Gesetzgebung, die sich die wirtschaftliche Entlastung und Befreiung der Provinzen zum Ziel setzte. Demselben Manne, der so schwärmerische Briefe an seine Freunde schreiben konnte, fehlte jede Ader für sentimentale Freigebigkeit oder die selbstgefällig gedankenlose Freude am Wegschenken, die seine Vorgänger erfüllt hatte. Er war ein guter Wirt, der zu rechnen verstand, und, wo er etwas gab, sofort wußte, wie er dies wieder einbringen konnte. So war er gleich Traian sparsam in Steuererlässen, die Provinz Afrika, verwüstet durch die Verelendung der freien Bauern und den von schlimmsten sozialen Schäden begleiteten Religionskrieg der Donatisten, empfing nur einen beschränkten Steuererlaß, und dasselbe wurde Thrakien und Antiochien zuteil. An Stelle der Willkür im Schlimmen wie Guten, in Auflage und Erlaß, sollte nun endlich Ordnung treten. Die furchtbare Unregelmäßigkeit und schlechte Verteilung der bisherigen Abgaben sollte verschwinden, der Untertan mußte durch Beseitigung aller ungewöhnlichen und unregelmäßigen Auflagen wieder leistungsfähig gemacht werden. Dieses Ziel, die Schwachen zu schonen, die Starken nach ihren Kräften zu benutzen, die Betrüger zu verfolgen, suchte der Herrscher auf jede mögliche Weise zu erreichen.

Da galt es denn, alle bestehenden Privilegien einmal gründlich zu durchmustern. Constantin hatte die Ärzte und Professoren von der Steuerpflicht befreit, dazu aber u. a. noch fünfunddreißig Kunstgewerbe. Julian bestätigte nun, in einem nach seiner Art stark religiös angehauchten Edikte, nur die Steuerfreiheit der Oberärzte. Vor allem aber durften nun nicht mehr die Geistlichen dies Vorrecht genießen, das ihnen Constantius in immer steigendem Maße verliehen, so zwar, daß nur die Grundbesitzer unter dem Klerus Abgaben, d. h. die Grundsteuer, zu entrichten hatten, von den sogenannten «niedrigen Pflichten» ⟨munera sordida⟩ jedoch, den Fronden für den Wegebau, für Transporte, Stellung von Pferden für die Post entbunden waren. Indem Julian gerade diese Leistungen wieder von allen Untertanen verlangte, traf er dadurch besonders die Geistlichen, die ihm natürlich diese gerechte Besteuerung nicht verziehen, hatten sie doch ungestüm genug noch vor kurzem auf dem Konzil von Rimini die volle Immunität von Constantius beansprucht.

Mit Gewalt hatte der neue Monarch die Schmarotzer vertrieben, dieselbe kräftige Faust spürt man in seinem Vorgehen gegen die, die sich das frühere Mißregiment zu Nutzen gemacht hatten. Mit naiver Schamlosigkeit hatten sich mehrere Ägypter beim Regierungswechsel an ihn gewendet, um durch seine Vermittlung die Herausgabe von Geschenken zu erhalten, die sie einst an Constantius' Günstlinge verschwendet hatten. Ein echt soldatischer Handstreich des Kaisers strafte diese Korruption. Er ließ alle diese unruhigen Bittsteller nach Chalkedon kommen, wo er selbst zu erscheinen versprach,

und verbot dann den Schiffern, irgend einen Ägypter nach Konstantinopel überzusetzen. Nachdem er sie so mürbe gemacht, erließ er ein Gesetz gegen die Rückforderung von Geschenken, die zu Bestechungszwecken gemacht worden wären.

Der Feind der ungerechten Privilegien und der Bestechungen führte mit zäher Folgerichtigkeit den Kampf auch gegen die kleinen Unrechtmäßigkeiten durch. Er wollte Klarheit in allen Besitz- und Steuerverhältnissen, er bestimmte, daß, sobald ein Grundstück erworben sei, ohne Verzug die Belastung des neuen Herren vorzunehmen sei, daß also nur der jetzige Besitzer, der wirklich Nutzen von einem Besitze habe, Steuern bezahlen solle.

Eine der wichtigsten Aufgaben bildete für den neuen Herrscher die Regulierung der Post, auf die wir hier nach früheren kurzen Bemerkungen darüber etwas ausführlicher eingehen müssen. — Der Ausbau der Post ist Diocletians Werk. Er hat für seine Depeschenträger, für die agentes in rebus, für seine Reisen und die seiner fürstlichen Genossen einen gewaltigen Apparat von Pferden, Eseln, Maultieren, Ochsen und dem dazu gehörigen Fuhrwerk in Dienst gestellt. Die Last, die Post zu erhalten, mochte diese nun auf den großen Heerstraßen feste Stationen besitzen oder auf abgelegenen Wegen laufen, lag der Bevölkerung selbst auf und war in jedem Falle schwer zu ertragen, namentlich im letzteren, wo zuweilen den Bauern die Ochsen vom Pfluge genommen wurden. Zwar hatte Constantin solche Übergriffe verboten, und es galt auch im allgemeinen die Regel, daß nur der Kaiser und seine höchsten Beamten zur Benutzung der Post Ermächtigung erteilen konnten, aber die wilde Beamtenwillkür, die diese Zeit kennzeichnet, setzte sich über solche Befehle leicht hinweg. Dazu kamen nun die unaufhörlichen Reisen der Geistlichen zu den Konzilien, denen bisher die kaiserliche Post dienstbar gemacht worden war. Dieser Mißbrauch erzeugte eine ungeheure Verschwendung des lebenden Materials und ward neben den anderen Abgaben zu einer fast unerschwinglichen Steuer. Das Elend hatte schon mehrfach kaiserliche Edikte hervorgerufen. Es war bestimmt worden, daß die Benutzung der Post einen Erlaubnisschein mit dem kaiserlichen Siegel benötige. Man hatte den Statthaltern nur die gewöhnliche Post, nicht noch die Requisition für die Nebenwege erlaubt, und später ihnen auch das Recht, Scheine auszustellen, genommen. Dazu gab es Provinzen mit unregelmäßiger Post, in denen die Zugtiere nicht dauernd, sondern nur zeitweise auf Requisition gestellt wurden. Julian nun ist auf diesem Gebiete nicht etwa als der persönliche Gegner des bisherigen Systems, sondern als der radikale Vollender der schon früher gegen den Mißbrauch der Post gerichteten kaiserlichen Maßregeln aufgetreten. Er fuhr zuerst mit einem sehr energischen Gebote drein, indem er keinem Beamten mehr, mit Ausnahme des praefectus praetorio, die beliebige Ausstellung von Postscheinen gestattete, allen übrigen hohen Beamten aber nur eine bestimmte Anzahl übergeben ließ, die zum Teil nun

von seiner eignen Hand unterzeichnet sein mußten. Ein Vierteljahr später sah er sich freilich veranlaßt, die Strenge dieser Maßregel wenigstens zugunsten fiskalischer Gütertransporte zu mildern. Immerhin hielt er an seinem Grundsatze fest, überall mit eignen Augen zu prüfen und für jeden einzelnen Fall möglichst selbst die Entscheidung zu treffen, und das Postwesen gewann unter ihm ein völlig anderes Aussehen. Wie er jede Rechtsunsicherheit aufhob, so duldete er auch nicht jene Unregelmäßigkeit der Leistungen, der zufolge einzelne Provinzen Zugtiere auf Requisition ausliehen, ohne doch der Rücklieferung sicher zu sein: dort machte er die Post wieder fiskalisch. — Der Kaiser bedrohte ferner aufs schärfste jede Benutzung von Pferden über das von ihm bestimmte Maß hinaus. Auch wurden die ihm so mißliebigen agentes in rebus angehalten, auf ihren Reisen keinen Begleiter mitzunehmen. Die Postmeister der wirtschaftlich zerrütteten Provinz Afrika sollte härteste Strafe treffen, wenn sie etwa die Benutzung von Posttieren zum Schleppen von Marmorblöcken gestatteten. Endlich ward durch starke Verkürzung der Zwischenräume der Poststationen die Ermüdung der Zugtiere verhütet.

Der Kaiser, der sein echtes Soldatenherz in vielen Kämpfen bewiesen, sah gleichwohl auch dem Militär nicht durch die Finger, wenn es sich um das Wohl der Provinzen handelte. Wie er in Gallien die Verpflegung seiner Soldaten unter möglichster Schonung des Landes bewerkstelligt hatte, so verfolgte er auch als Alleinherrscher den gleichen Grundsatz. Er setzte einen genauen Termin fest, an dem der Kavallerist die Jahresration für sein Pferd erhielt, vorher sie vom Bauern zu verlangen, hatte jener nicht das Recht. Er bestimmte, um dem Landmann noch weiter entgegenzukommen und auch, um das Militär nicht bequem werden zu lassen, daß der Reiter diese seine Ration sich möglichst selbst holen und nicht sich zuführen lassen solle. Denselben Sinn hatte die starke Verringerung seiner Leibwache, bei der er wohl Freiwillige duldete, aber nur für den Fall, daß sie auf öffentliche Verpflegung verzichteten, also der Provinz nicht zur Last fielen.

So erfüllte Julian sein in dieser Zeit ausgesprochenes Verwaltungsprogramm, von den Untertanen nicht möglichst viele Steuern einzusammeln, sondern für das besondere Wohlergehen der Einwohner zu sorgen. Dafür folgte ihm dann auch die tiefe Dankbarkeit der Provinzen bis über den Tod hinaus, wie noch später der Kirchenvater Ambrosius nicht ohne verstimmte Verwunderung bemerkte.

Untrennbar von diesen Regierungssorgen war die Erkenntnis der schweren Aufgabe, den fressenden Schäden der städtischen Verwaltung Heilung zu bringen. Auch hier erregt die ungemeine Vielseitigkeit Julians, der die Gesundung der städtischen Finanzen auf den verschiedensten Wegen zu erreichen sucht, unsere Bewunderung: welch' gründliche Arbeit muß er doch dem Studium aller jener wirtschaftlichen Fragen gewidmet haben! Der Kaiser wußte ganz genau, daß das Rechnungswesen der Städte nie in Ordnung war. Er

ging daher besonders scharf gegen alle unordentliche Verwaltung vor und bestimmte die härtesten Strafen gegen liederliche Rechnungsführer und ihre Gehilfen. Doch wollte er auch Redlichkeit und Sorgfalt belohnt wissen und zeichnete deshalb den unbescholten seinen Posten verlassenden Beamten nach der Sitte der Zeit durch einen ehrenden Titel aus. Vor allem aber durften die Städte sich nicht in einer ganz unproduktiven Ausgabe erschöpfen, die damals allgemein an der Tagesordnung war, in jener Überreichung von Geschenken an den Kaiser selbst bei festlichen Gelegenheiten. Julian verbat sich dies sogenannte Kranzgeld ⟨aurum coronarium⟩ für seinen Regierungsantritt; noch besitzen wir jenes Edikt, in dem er, nicht ohne in platonischem Geiste dem Gesetze eine begründende Einleitung zu geben, den Gemeinden diese neue Wohltat verkündet. Und ganz allgemein setzte er in der Folgezeit die Grenze von einem Pfunde Gold ⟨913 Mark⟩ für solche Gaben fest, die früher wohl die Höhe von 25000 Mark erreicht hatten.

Beseitigte Julian somit einen alten Mißbrauch, der bei der allgemeinen Verarmung der Mittelmeerwelt immer drückender sich fühlbar gemacht hatte, und auch, weil er fälschlich als freiwillige Gabe galt, dem ehrlichen Rechtsbewußtsein des Kaisers ins Angesicht schlug, so suchte er im Interesse der Städte noch andere Schäden der Vergangenheit zu beseitigen. Die fürstliche Willkür des Constantius hatte die Gemeinden um manche Grundstücke gebracht, die entweder dem Staatsschatze verfallen oder auch in einzelnen Fällen vielleicht den Christen zugewendet worden waren. Diese Entfremdung von wohlerworbenem Besitze hebt nun Julian durch seine Verordnungen wieder auf. Er gibt den Städten ihre Grundstücke zurück und verfolgt den, der irgend ein öffentliches Werk mit dunkler Rechtsdeutung an sich bringt; er verlangt endlich, wozu ihn freilich auch ein anderes Interesse veranlaßte, Geld von denen, die sich Häuser aus Tempeln gebaut hatten, und verbietet die Entfernung von Säulen oder Statuen.

Doch sind dies nur Einzelmittel gegen Einzelschäden; damit wollte sich der eifrige Kaiser nicht begnügen. Wie er die Regelung des Postwesens in ganzer Breite angriff, so bestrebte er sich, dem kranken wirtschaftlichen Leben der Städte volle organische Heilung zu bringen. Die städtische Finanzverwaltung lag in den Händen des Rates, dessen Mitglieder, die Decurionen, aus erblichem Stande, zwar hohe Ehren und manches Privileg genossen, z. B. nur der Rechtsgewalt des Statthalters unterstanden und in nur ganz wenigen Fällen gefoltert werden durften, sonst aber unter der Fülle der auf ihnen ruhenden Lasten fast erlagen. Sie mußten alle städtischen Ämter, darunter sehr kostspielige, verwalten, sie hafteten mit ihrem Vermögen für die Steuerquote, leiteten die Getreideversorgung, mußten die öffentlichen Gebäude in Stand halten, die Pferde für die Spiele ernähren, die Heizung der Bäder überwachen, den Postdienst beaufsichtigen. Diesen schweren Pflichten suchten sich früher wie besonders in jener Zeit viele zu entziehen,

die solchen Anforderungen entweder nicht genügen konnten oder wollten. Man trat in den geistlichen Stand, rettete sich zu den Mönchen, verlegte seinen Wohnsitz aufs Land, wurde Soldat oder schloß sich einem Großgrundbesitzer an. Manche suchten auch, wie schon bemerkt, eine andere Stadt auf, um dort leichtere Gemeindelasten zu tragen. Aber die Gesetze waren unerbittlich, sie wußten alle diese Entziehungen zu strafen und verordneten sogar für den zuletzt angeführten Fall den doppelten Dienst in beiden Städten. Gleichwohl konnten solche Maßregeln die städtischen Senate nicht füllen, wir wissen, daß selbst in so volkreichen und blühenden Gemeinwesen wie Antiocheia die Zahl der Decurionen von sechshundert auf eine traurige Minderzahl herabgesunken, daß die Bekleidung des Ehrenamtes gleichbedeutend mit Bettlertum geworden war.

Selbstverständlich hatte Constantius, der auf seine Weise nicht ohne Gewissenhaftigkeit regierte, wie die Schäden der Postverwaltung so auch die Unzuträglichkeiten des Decurionenwesens nicht unbeachtet gelassen, umsoweniger, als gerade unter seiner an finanziellen Fehlgriffen so reichen Regierung die Flucht aus den Curien begonnen hatte. Aber seine Strafandrohung für solche Fälle und die diesen dann aufs schärfste widersprechende Befreiung der Bischöfe von dem Amte kennzeichnete wieder so recht die große Unsicherheit seiner Regierung, in Worten hieß es damals, habe er für die Curien gesorgt, in Taten sei er ihr Feind gewesen. Julian griff nun das Übel durchaus methodisch an, er verfolgte mit Strenge, doch ohne Härte, die Flucht vor dem Amte, er ergänzte die Curien und schuf Rechtssicherheit über die wirklichen Befreiungen. Negative wie positive Mittel sollten also die Senate wieder füllen. Gleich das erste Gesetz über die Curien zeigt den Geist des neuen Regimes. Am 13. März des Jahres 362 bestimmte der Kaiser, daß Christen, die sich dem Ratsamte entziehen wollten, unbedingt herangezogen werden sollten. Dadurch traf er nicht nur die Bischöfe, sondern auch die in die Klöster Geflohenen oder zum geistlichen Stand Übergetretenen. Er verordnete ferner, daß der Anschluß an das Haus eines «Mächtigen» doppelte Strafe, sowohl für die den Schutz Empfangenden wie für die Gewährenden nach sich ziehen solle. Aber er befreite auch wieder die Decurionen von der Gewerbesteuer. Und im weiteren Verlaufe des gesetzereichen Jahres 362 entlastete er den schwer beladenen Stand noch von einem anderen drückenden Brauch, indem er die Haftpflicht der neu ernannten Decurionen für die fiskalischen Schulden ihrer Amtsvorgänger aufhob. Suchte er damit dem Ratsamte seine Schrecken zu nehmen, so daß wieder der eine oder andere Bürger Mut zur Übernahme solcher Pflichten gewann, so bestrebte der Kaiser sich nun weiter, mit aller Macht kapitalkräftige Einwohner in den Senat zu ziehen. Er rief, sagt sein begeisterter Lobredner Libanios mit Recht, jeden Mann zum Rate. Namentlich gab er sich nach der Ergänzung des Senates von Konstantinopel große Mühe um Antiocheia,

wie denn diese seine Gesetzgebung wesentlich dem Osten gegolten hat. Es gelang ihm, den Senat der Stadt um 200 Mitglieder zu vermehren, und zwar durchaus im Widerspruche mit der stets aufsässigen Bürgerschaft Antiocheias, ja sogar mit seinem Freunde Ammian, einem der vielen berühmten Söhne der Stadt. Er fragte nicht lange, woher die Leute kamen. Er griff nach seiner Gewohnheit auf älteren römischen Kaiserbrauch zurück und verordnete, daß nicht nur diejenigen Decurionen werden sollten, deren Väter das Amt bekleidet hätten, sondern auch solche, die nur zur Mutter eine Antiochenerin gehabt. Er ließ in den Rat, was ganz besonders verletzt zu haben scheint, auch reiche Plebejer aufnehmen. Desgleichen mußten die durch ihn vom konstantinopeler Hofe Verjagten mit ihrer reichen Beute in die Curien eintreten.

Die Bestimmungen über die zu den Curien Berufenen zogen Verordnungen über die wirklich Befreiten nach sich. Julians Gesetzgebung wandelt auch hier wieder die Pfade der alten Vorschriften. Wir hatten gesehen, daß unter den unmittelbaren Vorgängern des Kaisers ein Bürger einer Stadt, der seinen Wohnsitz in eine andere verlegt hatte, zum Decurionat in beiden gezwungen werden durfte. Julian bestimmte jetzt, daß über die doppelte Pflicht allein die Erwerbung eines eigenen Herdes ⟨Incolat⟩ entscheiden solle, wer diesen nicht besitze oder auf die Erwerbung verzichtet habe, sei für die Curie nicht in Anspruch zu nehmen. Aber auch der Besitzer eines Herdes ⟨incola⟩ sollte in gewissen Fällen, wenn er Soldat gewesen, oder — dadurch fand eine altkaiserliche Bestimmung Erweiterung — wenn er als Reichssenator ein höheres Amt bekleidet hatte, dispensiert sein. Weitere Ausnahmen bildeten die Schreiber, die fünfzehn Jahre in kaiserlichen Diensten gestanden hatten, selbst wenn sie von Decurionen abstammten, die agentes in rebus, die diese Stellung mindestens drei Jahre inne gehabt oder im Jahre 363 entlassen worden waren: ein Gesetz, das deutlich zeigte, daß Julian die sicher ziemlich anstrengenden Dienste der wenigen von ihm noch beibehaltenen Beamten dieser Kategorie zu belohnen wußte. Endlich waren auch noch Väter von dreizehn lebenden Kindern ausgenommen, wer aber dies seltene und fragwürdige Glück erst während seines Decurionats erlebte, sollte ehrenvolle Schonung, z. B. im Falle einer Vormundschaft, finden.

Somit sind nur wenige, aber genau Bestimmte, ausgenommen und viele berufen, auch diese nach sehr gerechtem Maße. Zur Einbürgerung brauchten freilich diese Gesetze eine längere Spanne Zeit, als ihrem Schöpfer noch zu leben vergönnt war, nach seinem Tode wurden die Zustände, namentlich auch infolge der durch die unglücklichen Kriege gesteigerten Verarmung, wieder schlimmer und schlimmer. Aber es ist ungerecht, darum, weil das Schicksal des Kaisers Gesetzgebung nicht zur Reife kommen ließ, nur von einem Versuche, den er zur Heilung des Übels unternommen, zu reden.

Neben der Gesundung der Finanzen in Provinz und Stadt lag dem

Herrscher die Regelung der statthalterlichen Tätigkeit am Herzen. Diocletian hatte in jeder Diözese des Reiches dem Statthalter einen Vikar zur Seite gesetzt; dadurch erreichte der mißtrauische Kaiser seine Absicht, beide Beamten, deren jeder immerfort in den Geschäftskreis des anderen übergreifen mußte, untereinander zu verhetzen. Denn der Statthalter erachtete seine Stellung naturgemäß als die höhere und suchte möglichst ohne den Vikar auszukommen, der nun wieder seinerseits alle Schritte seines Kollegen beobachtete oder belauerte. Indem Julian, stets auf Klarheit und Ehrlichkeit bedacht, den Statthaltern vorschrieb, über alles, was sie dem Kaiser oder dem praefectus praetorio berichteten, auch den Vikaren Mitteilung zu machen, beseitigte oder glättete er die Reibungsflächen beider Ämter. Aber auch noch einer zweiten diocletianischen Institution auf diesem Gebiete lieh er seine bessernde Hand. Der alte alles zentralisierende Kaiser hatte die Zivilgeschworenen abgeschafft und dafür den Provinzialstatthaltern Untersuchung und Urteil aufgebürdet; nur ausnahmsweise gestattete er ihnen, wegen Überhäufung mit Geschäften besondere Richter zu delegieren. Julian erweiterte dieses Gesetz, indem er dem Statthalter auch wegen der Geringfügigkeit einer Sache die Bestellung eines Richters erlaubte, der dann die zeitraubende Untersuchung und Entscheidung der Angelegenheit übernehmen sollte. Dadurch dehnte er die Kompetenz des Beamten aus und gewann seine Tätigkeit für andere Zwecke.

Entlastete er die Statthalter auf diese Weise, so sah er ihnen sonst wieder scharf auf die Finger. Als Kenner des römischen Bürodienstes und des dort herrschenden Schlendrians befahl er den Statthaltern, von nun an keinen Bericht an den Kaiser oder seinen Stellvertreter mehr zu unterdrücken oder zu verzögern, sondern ihn innerhalb von dreißig Tagen dem Boten zu übergeben; jedwede durch diesen allein verschuldete Verspätung sollte durch die Datierung der Absendung kontrolliert werden. Ein Verstoß gegen dieses Gesetz zog eine Strafe von zehn Pfund Gold (9130 Mark) für den Statthalter, von zwanzig für sein Büro nach sich.

Julian hatte unruhige Zeiten mit angesehen und heraufgeführt. Auch für solche Fälle traf er zugunsten des Staatsschatzes seine Verfügungen. Er verordnete, daß jede Unterschlagung des Gutes Proskribierter die Ächtung des reichen Gesetzübertreters und die Todesstrafe des armen nach sich ziehen solle. So wird durch diese Gesetzgebung fast überall großen wie kleinen Dieben erbitterter Krieg angesagt.

Und doch, bei aller genauen Kunde der Verhältnisse, bei seiner treuen, ärztlichen Fürsorge für den kranken Körper des Reichs fehlt ihm ein gewisser Zug der Romantik, einer übertriebenen Verehrung für überalterte Institutionen nicht. Er hat den Stand des hauptstädtischen Senates über jedes Zeitbedürfnis hinaus zu heben gesucht. Nicht nur, daß er persönlich den Senatssitzungen beiwohnte und dort seine Reden vortrug, sondern er bestimmte

auch, daß ein angeklagter Senator nicht mehr in die gewöhnliche «freie Haft» gehen solle, sondern ganz auf freiem Fuße bleiben dürfe, er untersagte den Senatoren und senatorischen Häusern die Anwerbung von Freiwilligen zum Kriege als nicht standesgemäß. — So will er erwecken und schüren, wo doch alles tot ist und kein Feuer mehr glimmt.

* * *

Das gleiche Antlitz wie die Staatsverwaltung zeigt die privatrechtliche Gesetzgebung des Kaisers. Fassen wir da zuerst einmal die Handhabung der Gerichte, das Prozeßwesen ins Auge, so tritt die scharfe Frontwendung gegen Constantins Rechtsauffassung, tritt die Erneuerung des älteren Rechtes deutlich zu Tage. Da erkennen wir zunächst wieder das Bestreben Julians, alle Verschleppung zu verhüten. Er verbot, was unter Constantins Regierung gestattet war, daß ein Grundeigentümer, dem ein Kläger das Recht seines Besitzes bestritt, Personen angebe, mit welchen zusammen er im ungeteilten Besitze des Grundstückes sich befände. Auf diese Weise verhinderte Julian die unförmliche Ausdehnung des Prozesses auf mehrere Teilnehmer und die lange Hinhaltung des Klägers, der jetzt nur mit der einen Person des Beklagten zu tun hatte. — Wichtig sind ferner seine Verordnungen über die Appellation. Constantin hatte das Gesetz gegeben, daß der Richter die Appellation und ihre Widerlegung, überhaupt alle Prozeßakten binnen zwanzig Tagen an das kaiserliche Büro zu senden habe; geschah dies nicht, so wartete die Regierung noch zwanzig Tage, um das Gericht dann mit schwerer Geldstrafe zu treffen. Dieser Geschäftsgang war Julian zu umständlich. Er traf daher die Maßnahme, die Frist der Überreichung um zehn Tage zu vermehren und ähnlich, wie wir schon in einem früheren Falle gesehen, zur Kontrolle des Ganzen das Datum der Absendung vermerken zu lassen, auch die Geldstrafe belief sich wie in jener Angelegenheit auf die gleiche Höhe. Aber auch der Appellant selbst sollte rechtzeitig seine Berufung einlegen. Freilich gab es darüber schon ältere Bestimmungen. Constantin hatte sogar die Strafe der Deportation auf eine Supplication nach verspäteter Appellation gesetzt. Gab jemand vor, er habe aus Furcht diese nicht eingelegt, so entschied der Kaiser oder der Präfekt darüber. Julian erklärte dem gegenüber nicht ohne starkes Selbstbewußtsein, unter seiner Regierung könne eine solche Rechtsschmälerung durch den Richter nicht vorkommen, die Entschuldigung sei also ganz hinfällig und eine Erneuerung des Prozesses unmöglich. Jedes wirklich gewaltsame Vorgehen aber in irgend einer Hinsicht müsse die Appellation, doch innerhalb der gesetzlichen Frist, nach sich ziehen.

Es scheint ferner, als ob in jener Zeit der alte Rechtsbrauch, der den Stellvertreter ‹Prokurator› eines Angeklagten zur Prozeßpartei hatte werden lassen, in Abnahme gekommen sei. Julian griff wieder auf die frühere An-

schauung zurück und machte den Prokurator desjenigen, der ihm die Verteidigung übertragen, auch nach dessen Tode zum «Herrn des Prozesses». Und auch in dem Edikte, das vom Advokaten gleich zu Beginn des Prozesses den etwaigen Einspruch gegen die Fortführung des Verfahrens verlangte und einen späteren, fortgesetzten Einspruch bei Strafe verbot, haben wir wohl einen Rückgriff auf die alte Norm zu erkennen.

Der schon bemerkte Gegensatz zwischen Constantius' und Julians Gesetzgebung ist schon den großen Juristen der Vergangenheit aufgefallen. Da ihnen aber Julian, ein Jahrtausend lang immer nur mit dem Namen des «Abtrünnigen» gebrandmarkt, stets als Feind des christlichen Wesens vor Augen stand, so sahen sie in diesem Kampfe des Heiden gegen seines Vorgängers Werk nichts als den Ausfluß konfessioneller Abneigung. Dagegen hat die neuere Forschung die Erkenntnis des zwischen beiden Herrschern bestehenden Gegensatzes erweitert und vertieft. Das Studium des hellenistischen Rechtes erschloß die Beobachtung, daß Constantin, den Julian einen umstürzlerischen Feind der alten Gesetze nannte, das griechische Rechtsbewußtsein zum Kampfe gegen das römische geführt, und Julian wieder dem alten Rechte seine Hilfe gegen das neue geliehen hat. Der widerspruchsvolle junge Kaiser, ein echter Philhellene, ein begeisterter Freund Konstantinopels, ist als Rechtsetzer der Vertreter älteren römischen Denkens, dessen Grundsätze er sich in arbeitsvollen Stunden zu eigen gemacht. Entsprechend seiner Tendenz hatte also der ältere Kaiser dem griechischen Rechtssatze, daß der Gatte der Geschlechtsvormund seiner Frau sei, dahin Ausdruck gegeben, daß er dem Manne bei Verkäufen, die seine minorenne Frau vornehme, rechtsverbindliche Zustimmung einräumte und das früher in diesem Falle nötige richterliche Dekret ausschaltete. Dieses Dekret wurde von Julian wieder eingeführt und die alte Strenge wiederhergestellt. Den gleichen Sinn des Gesetzgebers zeigt ein anderer Fall, in dem Constantin das Recht der Frau zu Ungunsten des Mannes wahrgenommen. Ein Ehegatte, der als minorenner Verlobter seiner minorennen Braut die gewöhnliche Schenkung gemacht, dürfe, so hatte der frühere Kaiser verordnet, auch wenn er keine Urkunde darüber ausgestellt, bei Auflösung der Ehe diese Schenkung nicht zurückziehen; darin lag also eine Scheidungsstrafe für den Mann, wie denn Constantin die Scheidung überhaupt möglichst zu erschweren suchte. Julian verlangte nun, obschon er eine feierliche Übergabe für erläßlich hielt, wieder unbedingt die Vorlegung der Schenkungsurkunde, wenn es sich um italische Liegenschaften handelte. Eine Aufhebung eines von Constantin eingeführten Rechtsbrauches ferner war es, wenn Julian die freie Frau, die sich mit einem Sklaven eingelassen, erst nach dreimaliger Anzeige in den Sklavenstand verstieß, dem sie nach dem Gebot des alten Kaisers durch ihre Tat von selbst verfallen war.

Selbstverständlich aber suchte Julian neben dem hellenistischen Wesen des

früheren Regimes die jüdisch-christlichen Ideen jener Gesetzgebung zu bekämpfen. Als Vertreter des alten Rechtes mit seiner folgerichtigen, aus der Kenntnis des wirklichen Lebens erwachsenen Unparteilichkeit empfand er störend das Hineindrängen einer neuen Ethik der Liebe. So war der Kaiser, wie schon angedeutet, ein schroffer Gegner des constantinischen Gesetzes über die Ehescheidung. Früher konnte in solchem Falle der Ehegatte die Mitgift in einer ganzen Reihe von Fällen mit vollem Rechte zurückbehalten, namentlich, «wenn ihm die Sitten seiner Frau mißfallen hatten». Constantin reduzierte diesen letzteren, sehr allgemein gehaltenen Fall auf die drei besonderen Bedingungen des Ehebruchs, der Zauberei, der Kuppelei der Frau. Julian fand dies zu wenig und stellte die alte Gesetzgebung wieder her. Ob dies freilich mit der Absicht geschah, die «schlechten Sitten» etwa auch in der Neigung oder Angehörigkeit zum christlichen Glauben zu erkennen und verfolgen zu können, wie einige Juristen gemeint haben, steht dahin.

Wir haben oben gesehen, wie stark sich der Kaiser bemühte, Ehrlichkeit und Rechtsklarheit in der Staatsverwaltung zu schaffen. Auch für Handel und Wandel strebte er das Gleiche an. Da auch in jener Zeit die schlechte Sitte der Beschneidung der Goldstücke allgemein herrschte, so setzte er in jeder Stadt einen verpflichteten Geldwäger ein, der das Gewicht der Münze zu kontrollieren hatte und zwischen Käufer und Verkäufer richtete.

Das Gesetzeswerk des jungen Kaisers richtet sich in der Hauptsache auf das äußere Wohl des Reiches, seiner Provinzen und Städte, wie auf die wirtschaftliche Erstarkung des Privatmannes, seine Befreiung von dem Drucke der Willkür. Eine starke Christenfeindschaft zeigte uns bisher kein Edikt mit voller Deutlichkeit, dieser Antagonismus trat höchstens als Unterströmung in den Bestimmungen über das Decurionenamt, das Postwesen und die Ehescheidung hervor. Gleichwohl hat Julians Gesetzgebung in mehreren Fällen auf das Gebiet des Kultus und der Religion übergegriffen. Von seinem Restitutionserlasse war schon die Rede. Das mit Recht berüchtigte, unheilvolle Rhetorenedikt werden wir später im Zusammenhange mit der Religionspolitik des Kaisers noch zu würdigen haben. Ein anderes Gesetz, die Bestattungsweise seiner Untertanen regelnd, wollen wir hier zum Schlusse unserer Darlegung der julianischen Reformen noch kurz betrachten.

Griechen und Römer bestatteten ihre Toten nachts, die Christen, die mit dem Tode ein neues Dasein anbrechen sahen, am Tage. Aber mit der Zeit muß sich auch der heidnische Brauch verschoben haben, denn die Gesetzgebung des dritten Jahrhunderts schärft die alte Sitte wieder ein, und auch in der römischen Literatur finden wir sie nachdrücklich begründet, zum Zeichen, daß sie sich nicht mehr von selbst verstand. Julian, der Freund des alten Rechtes, der fromme, am religiösen Symbol hangende Altgläubige, hat in einem Edikt, das wieder gleich dem über das Kranzgeld eine lange Einleitung, voll von religiösen Ausführungen gibt, seinen Abscheu gegen die Bestattungen

am Tage ausgesprochen. Der Tag ist ihm ein unheilvoller, an dem man einem Leichenzuge begegnet. Kein Tempelbesuch sei dann noch möglich. Weile man aber schon im Heiligtume, so störe die Klage und der Jammer des Leichenzuges die heilige Handlung. Der Schmerz liebt die Stille, der Tod ist Stille, also gehört ihm die Nacht und nicht der Tag, den man nicht zu prunkvoller Bestattungsfeier benutzen soll. Nach solchen Betrachtungen folgt dann eine scharfe Strafandrohung, und das sonderbare, gemütvolle Edikt schließt mit dem Hinweis, daß der klare Tag der olympischen Götter Eigentum sei.

Einsichtige Christen haben die Verfolgung ihres Glaubens durch Julian eine «einschmeichelnde» genannt, und selbst die wütendsten Gegner haben das Begräbnis-Edikt nicht angegriffen. Es galt in seiner durchaus heidnischen Anschauung auch nur den Heiden; wissen wir doch, mit welcher heißen Sorge der Kaiser über den Seelen seiner heidnischen Untertanen wachte, wie leidenschaftlich er die Erhaltung der alten Bräuche und Kultsitten betrieb, nicht anders als die großen christlichen Prediger, die ihre Gemeinde vor heidnischen Lebensformen zu bewahren trachteten.

Unaufhörlich auf die Verbesserung der Rechtspflege bedacht und selbst oft Gericht haltend, verlangte Julian auch von sich strengste Einhaltung alles gesetzlich Bestimmten. Seine Zeitgenossen mochten lächeln und es affektiert nennen, wenn der Kaiser einen Verstoß gegen die Gerichtsordnung, den er begangen, durch eine Selbstbestrafung ahndete, aber, so unnütz auch an sich diese Handlungsweise war, sie entsprach nun einmal seinem Rechtsgefühle und der aus ernster philosophischer Beschäftigung hervorgegangenen unnachsichtigen Selbstkritik, die er unaufhörlich bis zur Selbstverleugnung übte. Für seinen Doktrinarismus, der oft ein radikales Aussehen gewann, gab es keine leeren Formen; wir sahen, wie hoch er das Ansehen des Senates stellte und wundern uns daher auch nicht, daß er auch den Konsuln bei ihrem Amtsantritte ‹362› alle Ehre erwies. —

Das Gesetzeswerk des Kaisers bietet kein ganz reines Bild. Unendlich viel Gutes ist beabsichtigt oder geschehen, ein scharfes Auge wacht über jeder Ungerechtigkeit, es soll nirgends Unsicherheit des Gesetzes zum Schaden des Schwachen geben. Aber der Entwicklung der Zeit ist hier und da doch wieder ein doktrinäres Halt zugerufen. Constantin verstand sicher seine Epoche besser, als er, der Schöpfer der neuen hellenistischen Hauptstadt, auch dem Rechte der griechischen Welt Eingang in Roms Gesetzbücher gab und dabei dem christlichen Denken sich anbequemte. Die Zurückführung einiger alter und überlebter Rechtszustände durch Julian ist und bleibt daher ein schwerer Mißgriff.

2. Korrespondenz und literarische Tätigkeit in Konstantinopel.

Schon zu der Zeit, da Julian Cäsar in Gallien war, genügte ihm der Tag nicht zur Erledigung seiner Geschäfte und zur Pflege seiner mannigfachen menschlichen Beziehungen, und die Nacht ward zur Hilfe genommen. Jetzt

vollends türmten sich vor dem Kaiser weit höhere Pflichten, Aufgaben und Sorgen empor. Aber er gehörte zu den Menschen, die bei wachsenden Anforderungen die Arbeit so einzuteilen wissen, daß sie eigentlich immer Muße zu allem finden. Die Eindrücke wechseln dementsprechend schnell bei ihm; er unterbricht urplötzlich eine Senatssitzung, als ihm die Ankunft seines alten Lehrers Maximus gemeldet wird, und stürzt dem Philosophen zum Entsetzen der feierlichen Senatoren in die Arme. Die Unruhe seines Wesens verrät sich deutlich in seiner bald übermäßig schnellen, bald stockenden Sprechweise, aber von Zerstreutheit oder gar Fahrigkeit zeigt sich nichts; mit wunderbarer Zeitökonomie wird Julian jeder Tätigkeit gerecht.

So setzte denn der Kaiser seine Korrespondenz fort, bald mit diesem, bald jenem ein trauliches oder ernstes Wort redend. Doch war er auch bei solchem persönlichen Meinungsaustausch an eine feste Form gebunden. Denn fast für jeden im Leben vorkommenden Fall hatte die Rhetorik ein Briefschema gegeben. Noch besitzen wir antike Briefsteller, die für alle möglichen Lagen und Stimmungen des Korrespondenten die nötigen Muster vom innig freundschaftlichen, vom Trostbriefe bis zum «groben» Briefe aufstellen; ja, unsere Sprache genügt vielfach nicht, die einzelnen Schemen richtig zu kennzeichnen. Der sophistischen Rhetorenschule aber entwuchs kein Schriftsteller der Zeit völlig, fast jeder fühlt sich von ihr wie durch einen ängstlich ihm immer folgenden Schulmeister beaufsichtigt und gehemmt. So sehen sich denn alle die vielen Briefe aus jener Epoche nach ihrer äußeren Form oft recht ähnlich; auch zwischen heidnischen und christlichen besteht kaum ein Unterschied. Den sophistischen Brief eröffnet nun am feinsten ein Dichterzitat, dem dann im weiteren Verlaufe des Schreibens neue Anführungen aus beliebten Autoren folgen. Man schmeichelt dem Adressaten nicht selten, soviel man kann, redet von seinem honigsüßen Briefe, vergleicht die ganze Korrespondenz mit den hin und wieder fliegenden Schwalben. Daß man kaum das Eintreffen der Antwort des Freundes erwarten kann, fortwährend das hartnäckige Schweigen des anderen beklagt, ja, sich zu wahren Tretbriefen versteigt, entspricht allerdings auch allgemein menschlichem Brauche. Julian, der Sophist, steckt natürlich tief in diesem Wesen drin, aber auch hier sprengt sein inneres Leben voll Glut und Tiefe die beengende äußere Form. Sophistik und Gemütsausbrüche schließen sich wieder zu einem merkwürdigen unharmonischen Bunde zusammen.

Da haben wir denn Briefe an sehr verschiedene Persönlichkeiten. Sehen wir zunächst einmal ab von den in staatlichen und religiösen Angelegenheiten geschriebenen, so kennzeichnet die meisten Privatbriefe ein freundschaftlich herzlicher Ton. So schreibt der Kaiser an den hochbejahrten Hermogenes und beglückwünscht ihn, daß er des Constantius Kreaturen entgangen sei. Er teilt einem alten Soldaten seine Aufnahme unter die Haustruppen mit. Einem anderen Freunde überweist er das hübsche Landgut seiner Großmutter

als Gabe. Er fordert den Eustochios auf, den Antritt seines Konsulats mit ihm zu feiern, sendet Libanios mitten aus dem Drange hemmender Geschäfte einen Gruß, geleitet seinen Lehrer Maximus durch ein Billet. Bald macht er ernste Vorwürfe, bald tröstet er einen Trauernden: immer haben wir den Ausdruck echten und wahren Gefühls, das alle Floskeln der Sophistik nicht verbergen können.

Das größte Gewicht legte der Kaiser vollends auf die Korrespondenz mit bedeutenden Männern und die gemeinsame Erörterung sittlicher Fragen. Das beweist vor allem sein Brief an Themistios, den er unmittelbar nach seinem Regierungsantritte geschrieben zu haben scheint. — Themistios ist neben Libanios eine der bedeutendsten Persönlichkeiten dieser an gewichtigen Männern überaus reichen Zeit, ja, er überragt den Rhetor von Antiocheia durch seine geistige Vielseitigkeit und die damit gleichwohl verbundene bewußte Einheit seines Strebens. Als Philosoph wie als Sophist und vorzüglicher Redner erregte er damals allgemeinste Bewunderung, also daß ihn das Delphische Orakel mit abgestandener Schmeichelei als den Weisesten der Hellenen begrüßt haben soll, und die Stadt Rom sich eifrig bemühte, ihn an sich zu fesseln. Aber ihn nahmen andere Aufgaben in Beschlag. Der Kaiser Constantius machte ihn zum Prokonsul des neuen Roms und ließ durch ihn die Vervollständigung des Senates von Konstantinopel auf 2000 Mitglieder vornehmen. Er blieb dem vornehmen Gelehrten, der nie von einem Schüler ein Honorar nahm und einmal ein kaiserliches Gehalt zurückgewiesen, dauernd gnädig gesinnt, und wenn die Christen diesen einen Sophisten nannten, so konnte das dem Kaiser, dessen Ruhm Themistios' Reden verkündeten, nur recht sein. Die Abneigung der Christen war wohl begreiflich, denn der Kenner des Platon und Aristoteles, der glänzende Moralprediger war ihnen nicht minder gefährlich als den Heiden ein Gregor von Nazianz und ein Johannes von Antiocheia, und er machte aus seiner antichristlichen Gesinnung kein Hehl. Hoch stiegen denn auch seine religiösen Hoffnungen, als Julian zur Regierung kam. Schon früher hatte er mit dem Prinzen in Briefwechsel gestanden und in ihm eine nach philosophischer Ruhe strebende Seele erkennen dürfen, jetzt wandte er sich in einem längeren Briefe an den Kaiser, um ihm zu Gemüte zu führen, welche Erwartungen alle Gesinnungsgenossen von dem neuen Regimente hegten. Er forderte von Julian ein Doppeltes: Philosoph und Herrscher solle er sein, gleich berühmten mythischen Vorbildern. Er wies ihn auf das Beispiel hoher Gesetzgeber hin, und da er in der Seele des Zwiespältigen zuweilen eine geheime Sehnsucht nach einem beschaulichen Leben sich regen sah, so sprach er sich scharf über Epikur aus, den Verfechter des Daseins in der Stille. Er erklärte dem Monarchen, er habe nun die Philosophie der Stube mit der des lichten Tages vertauscht, und bewies seine Forderung an ihn durch eine Stelle des Aristoteles und den Vorgang solcher Philosophen, die am politischen Leben sich beteiligt hätten.

Julian scheint dieser Appell an seine Pflicht nicht gefallen zu haben. Bei allem Ehrgeiz war er doch klar genug über sich selbst, um in sich nicht die doppelte Fähigkeit zu einem bedeutenden Herrscher und Philosophen zugleich zu fühlen. So antwortete er denn dem Freunde ablehnend und berichtigend. Er erinnert sich, wie ihn einst — es wird vor der gallischen Statthalterschaft gewesen sein — bei dem Gedanken, er müsse Alexander und Marcus Aurelius gleichkommen, ein Schauer überlaufen habe; er sieht daher sich jetzt, nachdem er eben einer Aufgabe genügt, einer höheren keineswegs gewachsen. Zwar von Epikur will er nichts wissen, aber darum darf man doch keinen Ungeeigneten zu politischer Tätigkeit ermuntern. Denn Julian hat für das Herrschertum bei weitem nicht mehr die Begeisterung jener Jahre, aus denen die zweite Rede an Constantius stammte. Durch praktische Erfahrungen gereift betont er jetzt die Bedeutung des Erfolges und seiner demoralisierenden Wirkung, er weist alles stoische Theoretisieren von der Tugend und dem Willen zum Guten zurück, und ähnlich wie Themistios sucht auch er seine Anschauung durch philosophische Autorität zu stützen. Längere Zitate aus Platon sollen beweisen, daß zur Herrschaft nur ein höheres Wesen berufen, nur ein «Dämon» die Fähigkeit dazu besitzen könne. Doch wehrt er sich gegen den Verdacht, er selbst wünsche irgendwie dem rein beschaulichen Leben anzugehören, er zählt die Fälle auf, wo er sich tätig für andere bemüht und in Gefahren und Not stark gewesen sei. Gewissenhaft und etwas schwerfällig prüft er die von Themistios zitierte Stelle des Aristoteles und belehrt seinen Freund über deren falsche Deutung. Dann aber wirft er sich kräftig zum Verteidiger des philosophischen Lebens auf. Er preist nach alter Denker Art einen Sokrates weit höher als Alexander den Großen, den eben auch nur das Glück unterstützt habe; er sucht durch überlegenes Wissen die von Themistios aufgestellten Beispiele politisierender Philosophen zu entkräften; er weist ihn auf sich selbst zurück, dessen philosophische Tätigkeit doch einen nachhaltigeren Einfluß auf die Menschheit ausüben könnte, als wenn er eine beherrschende Stelle im Staatsleben einnähme. Zum Schlusse kehrt er noch einmal zur Veranlassung des Briefes zurück, zur Notwendigkeit seiner Verteidigung gegen den Vorwurf der philosophischen Ruheseligkeit. Er ist weder Staatsmann noch Philosoph, er hat sich allein der Gottheit ergeben, sie soll ihm Glück und Einsicht verleihen. Auf sie und auf die Philosophen ist er angewiesen, für die Philosophen will er streiten. Aber Großes soll man nicht von ihm erwarten, vielmehr alles der Gottheit anheimstellen, ihr soll sein, soll der Freunde Dank gehören, wenn alles ein glückliches Ende findet.

Es ist ein schönes, wahres Selbstbekenntnis, das der jugendliche Herrscher hier ablegt, der Ausdruck jener Bescheidenheit, die so oft Männer der Tat beseelt. Und doch zeigt eine genauere Betrachtung neben den Mängeln der Form und der Gedankenanordnung auch erhebliche Gebrechen des Denkens selbst. Themistios verlangte von seinem kaiserlichen Freunde die doppelte, sich

ergänzende Tätigkeit des Herrschers und Philosophen, im Grunde ja nur des Kaisers eignes Dichten und Trachten. Wenn nun dieser gleichwohl als Mann der praktischen Erfahrung und in der Bescheidenheit seines Wesens dieses Programm für seine Person als fast unausführbar erklärt, so ist er in seinem Rechte, und nicht weniger, wenn er Themistios' Warnung vor beschaulicher Ruhe durch den Hinweis auf schon Geleistetes widerlegt. Aber diese Ausführungen werden verdunkelt durch den Preis des Denkerlebens eines Sokrates und durch das Mißverständnis der von Themistios angeführten Beispiele, die keineswegs das tätige Leben an sich als das richtige empfehlen sollten. Und so erkennen wir deutlich die Arbeitsweise Julians: mit Eifer wird eine Frage von großer Bedeutung behandelt und in der Hauptsache klar beantwortet. Aber der fürstliche Schriftsteller schreibt sogleich alles endgültig nieder, was ihm einfällt, auch Gedankenreihen nebensächlicher oder ablenkender Art, die sich als Begleiterscheinungen seines Sinnens einstellen, werden sofort zu Papier gebracht. Gleichwohl, das Positive, die Vorzüge überwiegen: das ernste Bestreben, ein Verständnis mit den Besten seiner Zeit zu gewinnen, sich klar zu werden über das eigne Ich und die Grenzen seines Könnens, ist unverkennbar. Wer das helle Feuer dieses Empfindens tadelt, weil es oft so unruhig flackert, wird Julian nicht ganz gerecht.

Aber seine Studierlampe beschien noch ganz andere Arbeiten seiner rastlosen Feder. Wir kennen ihn als Feind Constantins und seiner Gesetzgebung. Doch mit seiner Rede gegen ihn, mit der Verbesserung jener Gesetze begnügte er sich nicht, er trug sich mit einem neuen Angriffe auf das Andenken des Kaisers. Julian versuchte sich nun auch auf dem Gebiete der Satire.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. hatte der Kyniker Menippos aus dem syrischen Gadara der griechischen Satire ihre klassische Vollendung gegeben. Im Geiste der alten Komödie, durch deren tolle Fratzen manchmal doch auf Augenblicke ein ernstes Antlitz hindurchblickt, schuf er Phantasiestücke voll echten Humors, voll lustigster Laune, wie tiefsten Ernstes, bald in Versen, bald in Prosa redend. Er ließ seine Leser vom Himmel durch die Welt zur Hölle wandeln. Gleich der Komödie führte er sie zu den olympischen Göttern empor, deren Dürftigkeit und Schwäche er als Augenzeuge schilderte, er berichtete von seinem Besuche in der finsteren Tiefe des Hades, und wahre Totentänze voll grausigen Humors zogen da am Auge des Lesers vorüber, er ließ ihn gleich Lesages hinkendem Teufel unter die Dächer einer Stadt blicken und überall nur Sünde und Schande, Torheit und Kummer, Jagd nach dem Glücke und Elend entdecken, nicht ohne mahnend zu zeigen, wo des Lebens wahre Werte ruhten: ein echter Satiriker, durch Thränen lächelnd. Seine Wirkung war ebenso unmittelbar wie dauernd, das Altertum hat ihn nach seiner Form, der stillosen Mischung von Prosa und Vers, wie nach seinen Erzählungen selbst immer wieder nachgeahmt, und es ist nicht aus-

geschlossen, daß die mutwillige Satire Senecas, die Apotheose des Kaisers Claudius, die römische Widerspiegelung eines griechischen Vorwurfs ist. Mit ihr ist am nächsten verwandt Julians Satire: «das Gastmahl oder die Kronia» ‹Saturnalien›, zuweilen auch «die Cäsaren» genannt.

Der Witz dieses Schriftstückes ist freilich außerordentlich gering. Der Verfasser selbst wußte, daß er die Gabe des Humors nicht besaß, und bekennt dies in einem den Eingang bildenden Gespräche mit so niederschlagender Offenheit, daß wir uns schon auf das Ärgste gefaßt machen. Und doch haben wir bei allem mangelnden Humor, bei gänzlich aussetzender Phantasie ein Stück Literatur vor uns, das für die Beurteilung von Julians Wesen nicht ohne Bedeutung bleibt.

Nach jenem Eingange erklärt also der kaiserliche Autor, er wolle zum römischen Saturnalienfeste auch einen Beitrag liefern und erzählt zu dem Zwecke einen ihm von Hermes berichteten Mythus jüngeren Alters. Romulus, der als Quirinus zum Gotte geworden, veranstaltet ein Saturnalienmahl für die Himmlischen und lädt dazu auch die Kaiser ein, die getrennt von den Göttern an einer besonderen Stelle des Himmels ihre Tafel erhalten sollen. Die Götter nehmen Platz. Die ganze Humorlosigkeit Julians verrät sich, im Gegensatz zu den tollen Späßen seiner Vorgänger, in der frommen Schilderung der edlen äußeren Würde der Himmlischen, unter denen nur Silen eine lustig spöttische, aber darum noch nicht wirklich belustigende Rolle spielt. Darauf erscheinen nun nach der Reihe die Kaiser in der für sie charakteristischen Gestalt, und fast jedem wird von Silen ein Tadel angehängt, vielfach entsprechend den altbekannten Vorstellungen von den einzelnen Herrschern, auf Grund eines sehr gediegenen geschichtlichen Wissens und mit schwerfällig eingehender Personalbeschreibung im Sinne der Peripatetiker. So bestehen denn die Cäsaren, obwohl sie ja nach römischer Anschauung eigentlich schon Götter sind, eine scharfe Prüfung, und eine ganze Anzahl wird auch, zum Teil auf recht gewaltsame Weise, verjagt, Caligula sogar in den Tartarus gestürzt. Nach diesem Examen beginnt nun der zweite Teil der Satire, es wird von den Göttern ein Wettkampf vorgeschlagen und dazu Alexander der Große entboten. Gegen den großen Griechen treten Cäsar, Octavian, Traian und der Philosoph Marcus Aurelius in die Schranken, dessen ganzes äußeres Aussehen mit größter Liebe geschildert wird, endlich wird noch — schon fühlt man Julians Haß wieder neu entbrennen — ein Mann des Krieges und der Sinnenlust herzugeholt: Constantin. Der Redekampf setzt ein, Julius Cäsar preist sein Volk und sich selbst und macht Alexander gewaltig herunter, der nun seinerseits in vollem Zorn auf den Römer losfährt und seine eignen Leistungen nicht ohne Beredsamkeit rühmt. Vorsichtiger benimmt sich Octavianus, er beschränkt sich nur auf das Lob seiner Taten und sagt ungefähr das von sich aus, was die Nachwelt an ihm pries. Traian ferner wird erst durch Silens Spott zum Reden gebracht, seine Worte aber

gefallen sämtlichen Göttern. Tieferen Eindruck macht freilich Marcus Aurelius' freiwilliger edler Verzicht auf die Beteiligung am Wettkampf. Endlich kommt dann Constantin an die Reihe, der sich nun der geringen Taten, die er gegenüber den andern Herrschern aufzuweisen hat, gründlich schämt, gleichwohl aber mit der Göttin der Lust liebäugelt. Wohl oder übel jedoch muß auch er von seinen Verdiensten reden, die sich dann als sehr kurzlebig herausstellen. — Im weiteren, immer gedehnteren Verlaufe der an Wiederholungen reichen Satire katechisieren nun die Götter, Silen voran, die einzelnen Herrscher, die ihr Glaubensbekenntnis in einem Worte zusammenfassen müssen, um dieses sich dann widerlegen zu lassen, nur bei Marcus Aurelius, dem Lieblinge Julians, will es dem Spötter damit nicht so recht gelingen. So wirft er denn in müder Wiederholung der schon bei jenem ersten Auftreten der Cäsaren gemachten Bemerkungen dem Kaiser seine unerfreulichen Familienverhältnisse vor, läßt sich jedoch M. Aurels lahme Erwiderung gefallen. Zuletzt kommt auch Constantin wieder zu Worte, er gibt eine ziemlich weitherzige Auffassung seiner Pflichten kund, bekennt sich zum Leben und Lebenlassen: er erscheint also nicht völlig als Karrikatur gezeichnet, wenn auch mit dem ganzen Widerwillen des ökonomischen Julian gegen den nicht sehr haushälterischen Kaiser. Und so ruft denn Hermes höhnisch aus: Ach so! Du wolltest ein Bankier sein und bist nun ganz gemütlich zum Koch und zur Friseuse geworden! Dann aber kommt die Strafe über ihn. Nachdem die Cäsaren jeder auf Zeus' Geheiß sich einem Lieblingsgotte angeschlossen, sucht Constantin seine geliebte Sinnenlust auf, die ihn sanft umfängt und zur Göttin der Verschwendung führt. Dort findet er — Jesus! Jesus, der die Sünder annimmt, der da ruft: «Wer ein Ehebrecher, ein Mörder, wer fluchbeladen und schamlos ist, der nahe getrost. Denn ich wasche ihn mit diesem Wasser, und alsbald ist er rein, und wird er wieder derselben Sünden schuldig, so klopfe er an seine Brust und schlage an sein Haupt: dann will ich ihm Reinheit verleihen». Aber obwohl Constantin, zugleich mit seinen Söhnen, sich bei Jesus geborgen glaubt, ergreifen doch ihn wie jene, den Verwandtenmord rächend, die Dämonen, bis Zeus ihn auf Bitten zweier guter Kaiser losläßt. Zum Schlusse wendet sich Hermes an Julian mit der Mahnung, sich fest an des Gottes Mithras Weisungen zu halten, in ihm den Ankergrund zu finden und, wenn er von hinnen scheiden müsse, den Gott hoffnungsvoll zum gütigen Führer zu gewinnen.

Die Schrift ist ein echtes Selbstbekenntnis Julians. In tiefem Ernste geht der kaiserliche Autor mit vielen Herrschern der Vorzeit ins Gericht und zeigt selbst da, wo sein christenfeindliches Gefühl mitspricht, nicht nur den Fanatismus des Heiden. Er haßt Constantin durchaus nicht allein aus religiösen Gründen, sondern sieht in ihm einen Mörder seiner Verwandten, einen leichtsinnigen Verschwender von des Reiches Hab und Gut. Als Zeugnis von Julians Stimmung in jener Zeit, als Dokument

seiner Anschauung und Bildung bleibt die Satire von beträchtlichem geschichtlichen Werte.

3. Julians Religionspolitik.

Die landläufige Anschauung des geschichtlich gebildeten, aber nicht tiefer unterrichteten Laien und der Populartheologie sieht in Julians Religionspolitik einen ganz unorganischen Rückfall in ein längst überlebtes Dasein, eine künstliche Galvanisierung eines Leichnams. Man glaubt in dem Verbote der Opfer durch Constantius vom Jahre 341, in dem danach ergangenen Befehle, überall die Tempel zu schließen, in der willkürlichen Verschleuderung des Tempelgutes, die dieser Kaiser übte, in der Zerstörung der Heiligtümer, die Christenhände straflos unter ihm vollziehen durften, schon den Zusammenbruch des Heidentums vollendet. Und dieser Anschauung scheinen die Stimmen, die wir aus heidnischem wie christlichem Lager vernehmen, recht zu geben. Klagen hier die «Hellenen» über die schwere Gefährdung ihres Gottesdienstes, über die Verfolgung der Priester und geberden sie sich als Märtyrer, so jubeln auf der anderen Seite die Bekenner des siegreichen Glaubens über die Niederlage der Götter, den Sturz ihrer Bilder, das Verstummen ihrer Orakel. So scheint alles vortrefflich zueinander zu stimmen.

Und doch ist dieser Eindruck falsch oder wenigstens unvollständig. Denn es bleibt immerhin sehr merkwürdig, daß jene Stimmen des Triumphes über den endlich gewonnenen Sieg mindestens ein Jahrhundert hindurch immer wieder in der gleichen Tonstärke erklingen, sie sind also z. T. Zeugen eines viel zu frühe gewonnenen Bewußtseins des vollständigen Erfolges. Dem entspricht das Bild, das wir aus den kaiserlichen Edikten über das Heidentum gewinnen. Wohl zeigt sich hier im allgemeinen eine allmähliche Entwicklung und Verschärfung der Maßregeln, aber sehr häufig wird auch nur dasselbe Gebot aufs neue wiederholt, und dazu fehlen auch plötzliche duldsame Verordnungen nicht. Und dieselben heidnischen Schriftsteller die in der Erinnerung an böse Zeiten der Verfolgung oder in der Empfindung gegenwärtiger Bedrängnisse so betrübliche Mienen ziehen, sind für uns gerade die besten Zeugen für allgemein bestehende hellenische und besonders orientalische Kulte. Wenden sie sich doch auch an christliche Kaiser, ohne aus ihrem religiösen Bewußtsein irgend ein Hehl zu machen. In der Tat, durch Verordnungen und Erlasse war das Heidentum nicht aus der Welt zu schaffen. Wenn wir wissen, daß in Rom unter Kaiser Anthemius ⟨467–472⟩ noch das uralte Fest der Luperkalien, freilich mit einer gewissen Modifizierung, begangen ward, daß die Regierung des Justinian und sogar noch Tiberius' II. ⟨579⟩ Riesenprozesse gegen die Hellenen sah, daß im Jahre 532 noch 70000 Heiden durch den Bischof Johannes bekehrt sein sollen, so werden wir aus dieser Zähigkeit und Verbreitung des Heidentums im 5. und 6. Jahrhundert wohl sehr bündige Schlüsse auf seine Stärke in der Mitte des vierten ziehen dürfen.

Dementsprechend tat sich auch die heidnische Literatur vielfach keinen Zwang an. Ein Rutilius Namatianus verhöhnte noch im Jahre 416 die Mönche. Nach der Plünderung Roms durch die Goten regte sich auch wieder die altheidnische Polemik und wartete auf den Augenblick, wo sie ohne Gefahr über Augustin herfallen könnte, der gerade damals einige seiner Bücher «vom Gottesstaate» verfaßt hatte. Wohl spürte man solchen heidnischen Schriften nach, wohl hat das 5. Jahrhundert die Vernichtung von Porphyrios' großem antichristlichen Werke gesehen, aber man war weit davon entfernt, die Verfasser christenfeindlicher Bücher selbst zu verfolgen, sondern begnügte sich allein mit ihrer literarischen Bekämpfung. Diese Polemik gegen den noch vorhandenen Feind hat erst im siebenten Jahrhundert ihr Ende gefunden.

Eine auch nur annähernd zutreffende Abschätzung der damals vorhandenen heidnischen Massen ist allerdings völlig ausgeschlossen. Klein aber kann die Zahl der Anhänger jener mannigfachen Kulte nicht gewesen sein. Gleichwohl, kompakte heidnische Massen, rein heidnische Länder gab es nicht, das Heidentum besaß nur noch überall starke Inseln seiner alten Macht.

Diese Hochburgen nun sind besonders im kaiserlichen Rom und in Althellas zu finden. Mit Recht hat man erklärt, daß bis über die Mitte des 4. Jahrhunderts hinaus in Rom der alte Gottesdienst in wesentlich unveränderter Form ausgeübt worden sei. Ein besonders sprechendes Beispiel dafür ist die Darbringung des alten feierlichen Opfers im Kastortempel von Ostia durch den Stadtpräfekten Tertullus, geschehen im Jahre 359, zwei Jahre vor Julians Schilderhebung, in demselben Jahrzehnt, das die kaiserlichen Erlasse gegen die Opfer und gegen den Tempelbesuch sah. In gleicher Festigkeit bestand um die Mitte des Jahrhunderts noch das Kollegium der Vestalinnen, unter denen sogar noch eine Priesterin zwischen 398 und 400 wegen Verletzung der Jungfräulichkeit die uraltübliche Todesstrafe erleiden mußte. Einflußreiche und wohlhabende heidnische Kreise wachten über der Erhaltung der alten Kulte und namentlich der Übung der neuen orientalischen Religion. Denn jener alte nationale Götterglaube war durch die Sonnen- und Mithrasreligion des Ostens fast ganz verschlungen worden, ein orientalischer Monotheismus bahnte sich an, dem die Mysterien der großen Göttermutter mit ihrer geheimnisvollen Bluttaufe zur Seite traten, und manche Inschrift noch aus der Zeit nach Julian redet von diesem Glauben vornehmer römischer Bürger.

Altgriechenland, das so oft in vergangenen Zeiten die flammende Leuchte über die Welt des Geistes getragen, Hellas, die ewige Schöpferin neuer Werte, ist doch zugleich das konservativste Land. Noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. gab es hier Kulte, die sich an uralte Formen der Göttergestalten hefteten, und noch im vierten Jahrhundert war manches davon nicht geschwunden. Libanios hatte die rituelle Durchpeitschung der spartanischen

Knaben mitangesehen: wo solch uralter, vielleicht aus der Zeit der Menschenopfer stammender Brauch sich erhalten hatte, wieviele Kulte, von denen wir heute nicht mehr wissen, mögen da noch gelebt haben! Derselbe Rhetor weiß uns ferner vom Dienste der Höllengöttin Hekate auf Aigina zu berichten und erzählt uns auch von seiner eigenen Einweihung in argivische Kulte. Noch bestanden die eleusinischen Mysterien, noch wurde das Olympienfest gefeiert, das erst im Jahre 393 seine letzte Begehung fand.

Stark war auch die Stellung des Heidentums in Ägypten. War der Osiriskult noch im Jahre 416 nicht ganz von Italiens Boden geschwunden, so hielten sich vollends in ihrem Stammlande die alten Götter mit besonderer Zähigkeit. Eine Beschreibung der Welt aus der Mitte des vierten Jahrhunderts rühmt die Frömmigkeit des Volkes, preist das herrliche Serapeum, das erst 385 niedergelegt ward. Der verrufene Pöbel Alexandriens zeigte seine Furchtbarkeit nicht nur bei kirchlichen Streitigkeiten, sondern konnte in seinem heidnischen Teile noch lange Zeit die gleiche Wut beweisen, wenn Christenhände sich nach einem Göttertempel ausstreckten. Noch immer ward dem Nil sein altes Opfer dargebracht, und bis ins sechste Jahrhundert hinein duldete die oströmische Staatsraison die alte Religion in der Thebais.

Auch Afrika zeigte noch beträchtliche Reste der Vergangenheit. Wilde Festzüge rauschten an eines Augustins Augen vorbei, die uralten einheimischen Kulte verschwanden sehr langsam. Ein heidnisches Bollwerk ferner war Phönizien, namentlich die Stadt Gaza, deren Hauptheiligtum erst im Jahre 401 der Zerstörung anheimfiel. Im eigentlichen Kleinasien freilich, auf dem klassischen Boden des Christentums, war das Heidentum schwächer vertreten, doch besaß es auch hier noch manchen festen Punkt. Die dritte Stadt des Reiches, Antiocheia, die Mutter eines Libanios, Ammianus, Johannes war mit nichten eine rein christliche Stadt. Wir haben hier das merkwürdige Schauspiel vor uns, daß Libanios in seinen Reden so tut, als gebe es in Antiocheia nur Hellenen, und daß Johannes in seiner Vaterstadt fast nur Christen voraussetzt. Aber der christliche Prediger räumt doch das Bestehen vieler heidnischer Bräuche ein und wendet sich namentlich mit Leidenschaft gegen die rein heidnischen Formen des Hochzeitsfestes. Neben den privaten Bräuchen heidnischen Charakters hielten sich dort vollends die alten Volksfeste: in Antiocheia kennen wir die Olympien und das Poseidonsfest, und mancher Christ mag sich damals an ihrer Feier beteiligt haben. Eine starke Burg des Heidentums war dann Karrhä, recht eigentlich damals die «Griechenstadt» genannt, obwohl Verehrerin einer semitischen Gottheit; mit bewußter Absicht suchte Julian später die den Göttern treugebliebene Stadt auf. Und noch ward, durch feste nationale Bande mit dem heimischen Boden verklammert, in Kleinasiens Westecke der Hektorkult begangen, von dessen Bestehen sogar unter dem Schutze eines Bischofs Julian sich mit Freuden überzeugt hatte.

Dasselbe Bild im großen und ganzen zeigt uns ein Blick auf den Westen. Gallien und Spanien verlangten noch in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts kräftige Missionstätigkeit. Und wenn Sardiniens und Korsikas konservative und kraftvolle Bevölkerung am Ende des sechsten Jahrhunderts Gregors des Großen bekehrende Sorge nötig machte, so läßt sich unschwer eine Vorstellung vom religiösen Zustand dieser Inseln für die von uns hier betrachtete Epoche gewinnen.

Aber auch die sich Christen nannten, waren, wie schon angedeutet, in ihrem Glauben nicht fest. Nicht nur daß der Christ oft genug zum Kummer der großen Prediger der Zeit am heidnischen Feste teilnahm: es fanden auch zahlreiche Abfälle statt. Und zwar nicht etwa durch Gewalt — woher sollte diese auch kommen? — oder durch Verlockung, wie sie wenigstens ein Julian hier und da geübt hat, sondern in freier Entschließung. Äußerliche Gründe hatten ja nicht selten die Taufe veranlaßt, so ließ sich der Schritt leicht wieder rückgängig machen. Diese Rückfälle waren so häufig, daß die kaiserliche Gesetzgebung mehrfach strafend eingreifen mußte, ohne doch dem späteren großen Abfalle des Jahres 393 vorbeugen zu können: aus dieser Zeit besitzen wir das interessante Streitgedicht eines Christen an einen abgefallenen heidnischen Senator. Julians Übertritt ist also nur einer von vielen ähnlichen Fällen, freilich ein besonders eigenartiger, nicht etwa nur wegen der hohen Stellung des Konvertiten, sondern wegen der individuellen und ehrenhaften Gründe, die den Abfall bewirkten.

War die Apostasie häufig, so wiederholte sich besonders oft ein Vorgang, den die Dynastie nicht sowohl veranlaßt als geteilt zu haben scheint: der späte Vollzug der Taufhandlung. Constantin hatte sich nach einem Leben voll von großen Taten und manchen Freveln auf dem Totenbette in die Kirche aufnehmen lassen, und Constantius war darin ihm gefolgt, es war eine Handlungsweise, die einem allgemein geübten Brauche entsprach. Mehrfach hat daher Johannes Chrysostomos, aus dessen Reden wir soviel über die Sitten der Zeit lernen, strafend auf eine solche Unsitte hingewiesen.

Der große Prediger aber hat noch manche andere dunkle Stelle im Christentume beleuchtet. Er empfindet wenig Freude an der christlichen Sittlichkeit seiner Tage. Er sieht seine Glaubensgenossen in heidnischer Sinnlichkeit wilde Orgien feiern, er ruft ihnen dringend zu: ihr müßt besser sein denn jene Hellenen, ja, er sieht sich sogar genötigt, einzelne Fälle sinnloser Leidenschaft vor der Gemeinde namhaft zu machen.

Auch die Literatur dieses Jahrhunderts zeigt den unsicheren Zustand der zwischen Heidentum und Christentum gespaltenen Seelen. Daß zwar ein Schriftsteller gleich Gregor von Nazianz, angetan mit dem ganzen Rüstzeug der Sophistik, Briefe schreibt, die oft sich in nichts von denen der gleichzeitigen Heiden unterscheiden, will nicht viel sagen. Andere Autoren jedoch, namentlich Dichter der Zeit, trennen ihr Inneres unter reinlicher Scheidung in

einen heidnischen und christlichen Teil. Ausonius ist imstande, heute in einem Gedichte demütig christliche Mienen anzunehmen und das nächste Mal heidnisch aufzujubeln. Ein anderer späterer Poet, Ennodius, schilt auf das Heidentum, und läßt doch in einem Hochzeitsliede Venus in so sinnlich lockender Gestalt auftreten und Amor so frivol über den Verlust klagen, den das Christentum ihnen beiden zugefügt, daß wir deutlich merken, wie wohl es dem Autor bei diesem Gedichte war. Nur, wenn wir an solchen Symptomen nicht achtlos vorübergehen, können wir das innere Leben dieser Epoche ververstehen, das in Hieronymus' zwiespältiger Seele mit ihren heidnischen Instinkten und ihrer christlichen Glaubensbrunst, mit ihrer Begeisterung für die alte Literatur und dem dagegen sich immer wieder regenden Gewissen vielleicht den allerstärksten Ausdruck gewinnt.

Die Vergangenheit dieser Menschen ließ sich nicht durch einen Religionswechsel austilgen, die Kultur blieb dieselbe. Und diese glich in vielen Fällen beide Parteien miteinander aus. Kein Gedanke daran, daß sich alle Heiden und Christen in jener Zeit wütend gehaßt hätten. Man beugte sich vor der geistigen Größe im anderen Lager. Wie die christlichen Kaiser einen Libanios und Themistios hoch ehrten und ihre Dienste zu gewinnen suchten, so legten auch die Sophisten verschiedenen Glaubens großen Wert auf gegenseitige freundliche Umgangsformen. Noch besitzen wir manchen Brief aus der Zeit, in denen Heiden und Christen sich gegenseitig die größten Schmeicheleien sagen.

* * *

Wir hatten gesehen, daß Julian auf seinem Anmarsche gegen Constantius überall die Tempel öffnete und den Opferdienst wiederherstellte. Auf diesen kam es ihm ganz besonders an. Er hatte das Edikt gegen die Opfer vom 19. Februar 356 unterzeichnen müssen, er durfte sich nur schwache Folgen von diesem Gebote versprechen. Aber weil das Opfer für die christlichen Kaiser der Hauptangriffspunkt im heidnischen Kultus war und blieb, so glaubte Julian nun seinerseits, diese bedrohte Stelle besonders befestigen zu müssen. Gewohnt, alles, was er vornahm, leidenschaftlich und mit Einsetzung seiner ganzen Person, ja auch unter Hintansetzung der eignen Würde zu betreiben, veranstaltete er als neuer Oberpriester nicht nur ungeheure, kostspielige Opfer, sondern legte auch gegen allen kaiserlichen Anstand dabei selbst mit Hand an: ein Schauspiel, das sogar Julians Gesinnungsgenossen befremdlich vorkam und die Christen mit Wut, doch auch Verachtung erfüllte. Dem Kaiser blieb diese Stimmung seiner Glaubensfeinde gleichgültig, selbst der Überfall eines fanatischen Bischofs, der ihn bei einem Opfer seine Meinung sagte, brachte ihn nicht aus seiner Ruhe. Jeden Morgen und Abend stieg nun der Opferrauch zu Ehren des Sonnengottes und des Mithras empor, und des Kaisers Haus ward zur Kapelle.

Auch die kaiserliche Münzprägung zeugt von dem neuen Geist. Die heidnischen Symbole waren auch unter den Vorgängern Julians keineswegs ganz

den christlichen gewichen, neben dem Labarum findet sich auf diesen Münzen überaus häufig das Bild der Siegesgöttin, derselben, deren Statue Constantius in Rom hatte entfernen wollen. Nun wurden alle Embleme aus längst vergessener Zeit wieder ins Leben zurückgerufen. Da sehen wir vor allem die ägyptischen Götter erscheinen, und Julian mit Helena mitten unter ihnen als Serapis und Isis ausstaffiert. So sollten die Untertanen es mit Händen greifen, welche Mächte jetzt wieder im Reiche herrschten.

Die erneuerte Religion sammelte von überallher ihre Scharen, ein niederer wie ein hoher Klerus von Heiden strömte gerufen und ungerufen nach Konstantinopel. Unterschiedslos sah der Imperator elende Bettelpriester asiatischer Kulte in seiner Umgebung wie auch bekannte Philosophen und edle Anhänger des alten Glaubens. Wir kennen noch viele aus dem Kreise, der damals Julian umgab oder von ihm geistliche Aufträge empfing. Unter den Ersten hatte er Maximus, Priscus uud Chrysanthios zu sich beschieden. Chrysanthios blieb, durch ungünstige Vorzeichen erschreckt, daheim, obwohl der Kaiser ihn inständig zu kommen bat, und auf seinen Freund sogar durch dessen Gattin zu wirken suchte, beiden verlieh dann Julian das Oberpriesteramt Lydiens. Priscus aber erschien und mit besonderem Pompe Maximus, dem der Kaiser, wie wir gesehen, einen fast ekstatischen Empfang bereitete. Eine weit bedeutendere Persönlichkeit als dieser Grieche war der vornehme Römer Vettius Agorius Prätextatus, dem Julian das Prokonsulat von Griechenland, also in dem Lande altbewahrten Götterdienstes eine beherrschende Stellung verliehen hatte. Als Stadtpräfekt Roms sollte er später noch große Bedeutung gewinnen, der wackere Patriot, der im Bunde mit Gleichgesinnten ernstlich und erfolgreich um die Erhaltung und Verbreitung der alten römischen Autoren bemüht war. Zur Seite stand ihm seine Gattin, gleich ihm eine «Freundin der Götter», in deren Kult er sie einführte, durch ihn auch mit den Lehren der neuplatonischen Weisheit bekannt gemacht.

Themistios hatte seinen kaiserlichen Freund in Konstantinopel empfangen und genoß fortgesetzt große Ehre bei ihm, für die er sich später, da Julian in Antiocheia weilte, durch eine Lobrede auf den Herrscher dankbar erwies. Libanios aber stand bei Seite, eitel und eifersüchtig, schmollte er mit dem Kaiser, bis Julians Erscheinen in Antiocheia des Rhetors heimliches Sehnen stillte und ihn freudig von seiner Unentbehrlichkeit überzeugte. Dort sonnte sich der dritte von den Hellenen gefeierte Stilist der Zeit, Himerios, in den Strahlen der kaiserlichen Gunst, im Grunde eine ziemlich traurige Rhetorengestalt, tief unter Durchschnittswert.

In der Tat, ein neues Lebensgefühl durchzuckte die an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder noch immer imponierende Heidenschaft. Gewaltig wirkte das Vorgehen des Kaisers auch auf schwankende Geister ein, seine Gnade gab oft genug den letzten entscheidenden Anstoß zum Abfall. Überall flammten nun wieder die Opferfeuer empor, man sah die Altäre

vom Blute triefen. Libanios glaubte alle Wünsche der Altgläubigen erfüllt zu sehen, «da die heiligen Häfen den Menschen sich wieder auftun».

Der christenfeindliche Imperator aber verlor in verfrühtem Siegesbewußtsein jedes Augenmaß für Verdienst und Wert seiner Getreuen. Oft genügte es ihm, wenn jemand der alten Religion anhing, um ihm eine Beförderung oder Ehrung angedeihen zu lassen. So wurde Helpidius, der unerfreuliche Renegat, mit einem hohen Amte bedacht, der Hochverräter Parnassius nur, weil er Heide war, aus der Verbannung zurückberufen, der habsüchtige Rufinus mit unverdienter Freundlichkeit behandelt, der Blutsauger Modestus zu Gnaden angenommen. Und so entfesselte der Kaiser, ohne es zu wollen, das Laster der Augendienerei und das Übel des Fanatismus. Hier leitete ein allzu eifriger Statthalter eine Christenverfolgung in seinem Sprengel ein, dort verbrannte ein anderer eine Kirche der Feinde. Besonders unheilvoll aber war die Rolle, die Julians Oheim gleichen Namens spielte, derselbe, dem der siegreiche Cäsar nach Constantius' Tode jenen jubelnden Brief geschrieben. Julian bekehrte ihn und machte ihn zum Comes des Ostens. Der neue Heide erwies sich des von manchem Hellenen in ihn gesetzten Vertrauens durchaus würdig, indem er sein Amt ruchlos mißbrauchend die Kirchen schließen und ihre Kostbarkeiten rauben ließ. Julian hemmte ihn nicht, nach allem Vorausgegangenen wäre eine andere Handlungsweise inkonsequent gewesen. So verging sich der Kaiser, den die Sorge um Recht und Gesetz Tag und Nacht beschäftigte, schwer an seiner höchsten Regentenpflicht, und es ist begreiflich, wenn die Christen ihm den Namen eines gerechten Herrschers überhaupt absprachen und die klerikale Geschichtschreibung ihn noch heute heftig befehdet: begreiflich, wenn auch einseitig.

Denn wiederum: dieser proteische Charakter hat wohl zwischen Christen und Heiden oft genug sehr ungerechte Unterschiede gemacht, er hat Unwürdige erhöht, aber niemals ließ er selbst die geliebtesten Freunde, seinen Themistios, seine teuren Philosophen Priscus und Maximus in politischen Angelegenheiten mitreden. So nahe beide seinem Herzen auch standen, hier war Julian im Gegensatze zu den christlichen Kaisern ganz der antike Herrscher.

Mit der Begünstigung aber des Hellenentums allein war es nicht getan, Julian sah vielmehr seine besondere Aufgabe in der Sammlung und vor allem der Reinigung der großen altgläubigen Gemeinde. Als Oberpriester bekleidete er ein Amt, dem der gesamte heidnische Kultus des Reiches unterstand. Auch sein Vorgänger Constantius hatte trotz seiner Stellung zum und im Christentum denselben Amtstitel geführt; Julian war entschlossen, seine Befugnis zur Wahrheit zu machen. Eine ganze Anzahl von längeren Briefen liegt uns vor, in denen er sich um des Priesterstandes Rechte wie besonders seine Pflichten bemüht. Mehrere unter diesen Erlassen haben mit Recht die Bezeichnung von Hirtenbriefen erhalten; vielleicht sollte diesen

Ausführungen einmal eine Art Enzyklika folgen. So schreibt Julian tadelnd an einen Statthalter oder Beamten, der die Züchtigung eines Priesters verfügt hat. Das erscheint dem frommen Kaiser wie ein Frevel gegen ein Heiligtum. Denn hoch über dem Privatmanne steht der Priester, heilige Göttersprüche verbieten, sich an ihm zu vergreifen. Schwere Strafe trifft daher den Beamten, der es nach des Kaisers Meinung wohl mit den Christen halte, eine Art Kirchenbann wird über ihn verhängt. Dann wieder verwendet sich Julian für den von Christen und Hellenen angegriffenen früheren Bischof von Ilion, Pegasios, der einst dem Prinzen die rauchenden Altäre des Hektor gezeigt hatte. Namentlich aber richtet sich der Kaiser in Briefen voll heißer religiöser Glut an den Oberpriester Kleinasiens, Theodoros. Er findet sich mit dem ihm persönlich noch Unbekannten in gemeinsamem Aufblick zu einem Philosophen der Zeit und trägt ihm, dem er sich im Glauben an die Unsterblichkeit nahe weiß, auf, den Kult in Asien zu überwachen, indem er ihm Güte und Menschlichkeit besonders ans Herz legt. Es gilt, die väterlichen Satzungen zu wahren, die schön, wie sie sind, nur eine Gabe der Götter sein können. Ihre Vernachlässigung durch die Genußsucht der Menschen hat dem Kaiser oft schwere Stunden bereitet: sollen denn die Juden allein in der Bewahrung ihrer rituellen Vorschriften heldenhafte Standhaftigkeit beweisen und dagegen die Hellenen sich um ihre heiligen Überlieferungen so gar nicht kümmern! Wahrhaftig, jene sind auf ihre Weise fromme Menschen, sie ehren den höchsten Gott, und ihr Irrtum besteht nur darin, daß sie nicht auch den anderen Göttern dienen wollen, sondern in barbarischem Hochmut die Heiden diesen zuweisen. Ganz verwerflich aber bedünken den Kaiser die Christen — seine leidenschaftlichen Ausfälle auf diese hat die Hand eines empörten Abschreibers verstümmelt.

Einige Zeit später, und Julian schlägt noch viel höhere Töne in einem neuen, bruchstückweise erhaltenen Briefe an, der höchst wahrscheinlich an denselben Theodoros gerichtet ist. Obwohl auch hier, abgesehen von Zitaten aus heiliger Poesie, literarische Reminiszenzen nicht fehlen, so ist es doch ein Schreiben ohne eigentlich feste Ordnung, rasch hingeworfen, wie das Gefühl heiß aus des Schreibenden Seele emporwallt, die sich mit allem, was sie in Zorn, Haß, Furcht und tief innerlicher Frömmigkeit bewegt, vor uns offenbart. Der Kaiser gibt den Beamten die Verfolgung der Majestätsbeleidigung anheim, die Vernachlässigung der Götter durch die Christen sieht er durch die Dämonen gesühnt, die jene zu albernen Märtyrern und Eremiten machten, die Priester aber haben in ihrer einzigartigen Stellung die Aufgabe, zum heiligen Leben heranzubilden. Wenig gefällt jedoch dem Schreibenden der bisherige Zustand der Dinge, er verlangt wieder und wieder Nächstenliebe, die allein der Götter Wohlwollen den Menschen sichere. Diese Götter haben es gut mit uns gemeint, mit mannigfachen Gaben uns überschüttet, nicht etwa nur, wie die Bibel will, mit fertigen Kleidern beschenkt. Also sollen auch

wir den Armen spenden, denn Niemand hat sich bisher arm gegeben: das haben Julian die eignen Wohltaten gelehrt. Desgleichen müssen Feinde und namentlich Gefangene gut behandelt werden. Die Götter verehren und dabei die Armut ruhig mitanzusehen, das ist eine Schande des Zeitalters. Denn alle Menschen sind unter einander verwandt, nicht von einem Paare nach der Bibel abstammend, sondern aus der Götter Blutstropfen hervorgegangen, sollen sie miteinander Gemeinschaft pflegen. — Vor allem aber ist Frömmigkeit gegenüber der Gottheit not, Aufblick zu den Tempeln und den Götterbildern. Mit nichten stellen diese das Wesen der Götter selbst dar, sie sind nur ihre Abbilder, sie können vergehen, können vernichtet werden, aber wie ein Sokrates ewig bleibt, mochte auch sein Leib zerfallen, so sind auch die Götter unvergänglich. Ihr heiliger Diener aber ist der Priester, er steht höher als kaiserliche Würdenträger, wie töricht, wollte man Götterbilder ehren und nicht den Priester, dessen hohen Wert auch die Göttersprüche bezeugen.

Und nun entwirft der Kaiser ganz im neuplatonischen Sinne ein Vollbild des Priesters, so wie er sein solle, nicht, wie er betont, um den Angeredeten zu erziehen, sondern um durch ihn Stadt und Land zu bessern. Dazu will Julian als Oberpriester seines Reiches selbst mithelfen. Der Unsterblichkeit der Seele gewiß, ist er überzeugt von der Vergeltung, die die Götter auch an den Priestern üben werden. So sind diese denn Bürgen der Götterwürde, und ihr Leben muß dem entsprechen. Reinheit gilt es darum, Reinheit nicht nur in Werken, sondern auch in Worten und Taten. Fernzuhalten ist den Priestern schlechte Lektüre, die Literatur der Spottdichtung. Sie sollen sich auf eine Auswahl der besten Werke guter Philosophen beschränken, die richtige Anschauungen über die Götter verbreitet haben, kein Buch eines skeptischen Philosophen darf ihnen in die Hände kommen. Dagegen ist es ihre Pflicht, Hymnen zu lernen und in strengem Tempeldienste zu leben. Auch ihr weltliches Leben soll genau geregelt sein. Sie dürfen Einladungen annehmen, aber nur bei von Besten, dürfen wohl öfter den Markt besuchen, aber womöglich nur mit der Absicht, zu helfen, wo es not tut, der Theaterbesuch jedoch sei ihnen nicht gestattet, Tierhetzen sollen sie nicht mit ansehen, nur heilige Wettkämpfe schauen. Der Stand soll keinen Unterschied bei ihnen machen, zur Priesterschaft berechtigt nur Liebe zu Gott, Liebe zu den Menschen. — Aber leider herrschen diese Tugenden, namentlich die Menschenliebe nicht, und so haben sich die Armen den Galiläern ergeben, die sie, wie listige Räuber die Kinder verlocken, durch ihre sogenannte Menschenliebe an sich zogen.

Die zuletzt hier ausbrechende Mißstimmung des Kaisers verrät sich auch noch in einem Briefe an den Oberpriester der Galater. Der hellenische Kult, heißt es da, kommt trotz aller unsagbaren Gnade der Götter nicht so vorwärts, wie es doch möglich wäre, während die Religion der Christen sich

durch Liebe gegen den Fremden, pietätvolle Begräbnissitten und moralische Reinheit entwickelt hat. Mission ist nötig und wieder Mission! Die Priester müssen sich rühren und die Altgläubigen erziehen, zugleich selbst sittlich leben. Herbergen sollen errichtet werden, der Kaiser will selbst alles dazu geben, damit nicht die Galiläer neben den eignen Bedürftigen noch die Hellenen verpflegen. Aber auch diese sollen auf priesterliche Veranlassung sammeln und beisteuern, sich auf die Wohltätigkeit ihrer Altvordern besinnen. Vor allem aber sei dem Priester die höchste Stellung gewahrt, er halte sich voller Würde selbst dem Statthalter fern, und dieser sei beim Tempelbesuche nur ein schlichter Laie. — Es war dem Kaiser heiliger Ernst mit solchen Worten: gerade zu jener Zeit verbat er sich in einem Edikte jede Begrüßung durch das Volk beim Gottesdienste, freudige Rufe sollten allein den Göttern gelten.

Diese geistliche Sorge Julians gilt nun auch den Priesterinnen. In einem sehr charakteristischen Schreiben wendet er sich an die Priesterin Theodora, für die er auch sonst wohl zu einem eiligen Dankbrief Zeit erübrigt. Mit echt menschlicher Liebenswürdigkeit geht er auf ihre kleinen weiblichen Sorgen ein und sucht sie über allerhand Klatsch zu beruhigen, den man über sie verbreitet hatte. Dann aber redet er ernst mit ihr und weist sie auf das Benehmen hin, das er von ihr gegenüber Andersgläubigen fordern müsse. Er kennt da keine Vermittlung. Wie Sklaven die Feinde ihrer Herren nicht unterstützen dürfen, so soll die Dienerin der Götter nicht mit deren Gegnern sich einlassen. Der Kaiser will nicht von solchen geliebt werden, die den Göttern keine Anhänglichkeit widmen. So soll denn zuerst der Priester sein Haus von solcher Pest reinhalten.

Mit einer anderen Priesterin ist er besser zufrieden. Er stellt sie hoch über eine Penelope, die nur wegen ihrer Gattentreue gefeiert werde, während die Angeredete schon lange den Göttern Treue bewahrt habe. Dafür soll sie nun neben dem Priestertume der Demeter auch das der phrygischen Göttermutter verwalten dürfen, für deren Kult Julian eine leidenschaftliche Vorliebe zeigte.

Eine eigenartige Gefühlswelt tut sich in diesen Briefen des Monarchen wieder vor uns auf. Wohl hat man behauptet, daß überall da, wo sich Ähnlichkeit mit christlichem Tun und Brauch zu zeigen scheint oder wirklich zeigt, eine offenkundige Nachahmung des Christentums zu erkennen sei, hat dies in alter wie neuer Zeit, zuweilen nicht ohne gehässigen Spott, erklärt. Aber man muß doch etwas sorgsamer unterscheiden. Gewiß ist diese nachdrückliche Betonung der Menschenliebe, der Pflicht des Wohltuns nichts Neues, aber darum doch zunächst ganz und gar nicht christlich. Denn auch die Stoa forderte die Armenfürsorge mit dem gleichen Hinweise auf die Gemeinsamkeit der Menschen, der hier bei Julian erscheint, und das warme tätige Mitleid des Kaisers mit den Insassen der Gefängnisse hat doch auch ein Libanios

zu erwecken gesucht. Julian ist nicht nur Feind der Christen, sondern leidenschaftlicher Freund der Altgläubigen, er liebt noch mehr als er zu hassen weiß, in seiner von der Religion lebenden Zeit ist er dem «Hellenentum» mit wahrer Devotion — Frömmigkeit wäre hier nicht immer das passende Wort — ergeben. Wenn er ferner voll Ungerechtigkeit im Gebaren der Märtyrer und Eremiten dämonische Besessenheit erkennt, so ist auch dies keine Anleihe beim Christentum; denn die Lehre von den Dämonen war seit langer Zeit bei den Hellenen heimisch. Das Gleiche gilt von der Sorge für die richtige Auswahl der priesterlichen Lektüre: der kaiserliche Oberpriester wandelt da auf den Bahnen Platons.

Und doch, wie nahe stehen ihm da die Christen, die gerade in jener Zeit lebhaft über die Frage verhandeln, was ein Christ von der heidnischen Literatur lesen dürfe. Beide Konfessionen also leben von den gleichen Vorstellungen, erheben ohne Entlehnung von einander dieselben Forderungen. Wie eigenartig berührt es uns ferner, wenn ein Johannes von Antiochien nicht viel anders als Julian vom Priester, seiner Stellung und seinen Pflichten redet. Dem großen Christen ist der Priester ein Engel des Herrn, daher über alle Könige erhaben, er ist der Redner für den Erdkreis, seine Seele leuchtet wie ein Licht darüber hin, seine Pflicht ist Weisheit; sollte er aber einmal ein schlechter Mensch sein, so bleibt dies zwar ein großes Übel, kann aber nimmermehr dem heiligen Amte selbst zur Last gelegt werden. Hat hier etwa ein Gegner vom anderen seine Anschauung entlehnt, oder ist es nicht vielmehr der in beiden Persönlichkeiten sich auswirkende Zeitgeist, dem hoch über allen weltlichen Würden und Ämtern der Verkünder himmlischer Weisheit und Gnade steht? Und wie Julian sich über die Lauheit der Hellenen entrüstet, so haben wir schon früher die lauten Klagen des Predigers von Antiochien über christliche Unsittlichkeit und Glaubensschwäche vernommen.

So ist es denn auch kein Zeichen für die Nachahmung, wenn der Kaiser als höchster Priester der Heidenschaft dem schlechten Verwalter eines heiligen Amtes mit einer Art von Kirchenstrafe droht. Und doch bleibt ein solches Vorgehen, bezeichnend genug für Julian, ein starker Widerspruch: den Priester wie einen Göttersohn zu ehren, kein Amt höher als das seine zu schätzen, ihm seine Überlegenheit über jedermann einzuprägen, und dann doch ihn zu leiten, ja zu strafen — das ist wenig folgerichtig. Man hat fein Julian den letzten antiken Staatsmann und zugleich den ersten Herrscher genannt, der den mittelalterlichen Kampf zwischen Kaiser und Kirche gekämpft habe. Gleichwohl ist dies Urteil einseitig und bedarf der Erweiterung. Der Gegensatz ist ein anderer: der Kaiser gebietet als antiker Monarch dem Priester und arbeitet doch als Vertreter des Zeitgeistes selbst auf eine Priesterherrschaft hin gleich der christlichen. Julians Anschauungen hätten bei längerer Fortdauer seiner Regierung einen gewaltigen Priesterstolz erzeugen müssen. Vollzögen wir einmal die an sich ja unmögliche Vorstellung, das

Heidentum habe siegen können, so dürften wir auch einen heidnischen Ambrosius einem heidnischen Kaiser entgegentreten lassen.

Trotzdem ist Julian der Vorwurf der Nachahmunng durchaus nicht zu erlassen. Denn in seinem Ärger über die Erfolge des Christentums hat er Formen der christlichen Kirche und des christlichen Lebens in seine heidnische Kirche einzuführen gesucht. Er ging mit dem Gedanken um, Klöster für Männer und Frauen, die Philosophie treiben wollten, einzurichten, und daß er in gleichem Geiste Aufnahmestätten für Fremde und Arme schaffen wollte, haben wir schon gesehen. Ferner aber trug er sich damit, die christliche Buße einzuführen. Wie überaus kurzsichtig diese Pläne waren, die ein ganz unorganisches Leben stiften wollten, liegt auf der Hand. — Die von ihm beabsichtigte Gemeindepredigt jedoch, die geforderte Auslegung von Mythen war wieder durchaus keine Anlehnung an den christlichen Kult, wie wir noch erkennen werden.

* * *

Einmal im Zuge glaubte der reformierende Kaiser überall den Erwecker und Neuschöpfer spielen zu müssen. In zwei Reden suchte er nun der Sekte der Kyniker eine Lektion zu erteilen. Von den Schulen der griechischen Philosophie hatte sich die der Neuplatoniker in besonderer Stärke erhalten, neben ihr führten die Kyniker noch ein stilles Dasein. Denn während der Platonismus dieser Zeit noch immer Entwicklung, wenn auch keine besonders erfreuliche, zeigte und Einfluß selbst auf die Christen übte, hatte der Kynismos nichts gelernt und nichts vergessen. Gedeckt durch seine lange Überlieferung, affektierte er den Hohen der Erde gegenüber den wenig imponierenden Freimut des Hofnarren und nährte gegenüber den werbenden und fechtenden Neuplatonikern einen gemütlichen Quietismus, der ihn auch mit dem ihn mannigfach verwandten Christentum freundliche Beziehungen unterhalten ließ. Die Kirche erwies sich dafür erkenntlich: sie ließ übergetretenen Gliedern der Sekte ruhig ihre alte Tracht, der Kirchenvater Gregor von Nazianz, in so vielen Sätteln gerecht, beschäftigte sich gern mit der kynischen Literatur. Treu der Tradition seiner Schule, jedem Menschen auf den richtigen Weg zu helfen, hatte nun der Kyniker Herakleios, der sich seiner Zeit wohl gehütet, Julian in Gallien aufzusuchen, den Kaiser in vollster Unbefangenheit zu einem Vortrage eingeladen, mit dem Versprechen, seiner Regierung zu nützen. Diesen Zweck glaubte er durch die Erzählung eines Mythus zu erreichen, der auf den Kaiser in Panzer und Philosophenbart scharf stichelnd, Julian auf dem Scheidewege zwischen der Rolle des Zeus und des bocksbärtigen Pan zeigte und den neuen Alexanderzug, den neuen Sonnensohn Phaethon herbe mitnahm. Der Kaiser hörte aus dem ganzen Gerede nur den kynischen Spott auf die Götter heraus, das war ihm zu viel, und so machte er sich denn sofort zum Gegenschlage bereit. In

Hast und Eile, jeden Gedanken sofort trotz einiger Gewissensbisse über Abschweifungen und Sprünge niederschreibend, gleichwohl nicht ganz ohne sophistische Kunst noch ohne eindringende Gelehrsamkeit, verfaßte er eine Rede, die den Kyniker zerschmettern sollte. Aber trotz gründlicher Studien über den Gegenstand besaß er keine lückenlose Vorstellung vom Kynismos, vor allem kein wirkliches Bild vom Geiste der Sekte. Er vergriff sich völlig in der Wahl seiner Waffen, die er außerdem gegen einen dürftigen, seiner unwürdigen Feind richtete.

In schwerfälliger Rüstung erscheint er auf dem Kampfplatze. Eine lange gelehrte Abhandlung soll dem Herakleios zuerst die tiefere Bedeutung des Mythus nach seiner geschichtlichen Seite hin zeigen, dann wird dem wahren Vertreter der Sekte, nicht ohne einen scharfen Hieb auf einen früheren kynischen Feind der von Julian so hochgestellten Orakel und unter lauten Lobsprüchen auf die alten Kyniker, Diogenes und Krates, der Mythus als richtige Form seiner Denkweise bestritten. Darauf untersucht er die Frage, welchem Teile der Philosophie die Mythendichtung am angemessensten sei, und erkennt ihn in der praktischen Philosophie sowie besonders der mystischen Theologie. Er bestimmt die Beschaffenheit der Mythen und zitiert über die sogenannten Weihemythen seinen verehrten Gewährsmann Jamblich, der gerade in den Widersprüchen die Anleitung zur Entdeckung der Wahrheit gegeben sah. Zu diesen Weihemythen zählt er nun die von Herakles und Dionysos, und mit Staunen lesen wir, wie Julian in wundersamem Mystizismus nur mit Bangen heilige Geheimnisse berührt, wie er hier den Sohn des Zeus feiert, der vom Menschen zum Gotte wird, bedient von den Elementen über das Meer schreitet, wie er dort das mit seinem Vater stets vereinte urgöttliche Wesen und Walten des Dionysos preist. Dieser Gott ist es denn auch, von dessen Erkenntnis Julian sich die Vereinheitlichung des zerstreuenden Daseins verspricht. Bei dem Gedanken aber, daß man über solche Theologie lachen könne, ergreift ihn ein heiliger Zorn, und der Held und Kaiser schwört wahrhaftig bei seinem Gebieter Helios, daß ihm die Gotteserkenntnis höher denn die Herrschaft über die Völker des weiten Reiches stehe. Er betont noch einmal mit Nachdruck, daß allein die Vertiefung in die nur scheinbar widerspruchsvollen Mythen das Heil zu bringen vermöge.

Das daran sich schließende Kapitel über die etwaige moralische Absicht der Mythen veranlaßt ihn zu den heftigsten Erklärungen gegen die Unfruchtbarkeit des ihm gegenüberstehenden Kynismos. Herakleios hat niemals etwas Positives geleistet, er und seine Gesinnungsgenossen stehen noch unter den Christen, unter den Mönchen, die, auf ein geringes Gut verzichtend, großen Besitz zusammenscharren. Sonst aber herrscht beträchtliche Ähnlichkeit zwischen den Galiläern und Kynikern, nur freilich, daß diese viel unverschämter als jene sind und sogar den früheren Kaiser anzubetteln sich nicht entblödet haben. Nichts als die alberne Tracht und die Frechheit scheint

noch den Kyniker zu machen, darum drängen sich auch viele der Sekte zu, ohne zu wissen, welche Aufgaben die Philosophie dem wahren Kyniker stellt, welch sittliches Leben sie von ihm verlangt. Herakleios' Mythus ist aber vollends durchaus nicht originell, es fehlt ihm jede Phantasie. Wie eine solche Dichtung wirklich zu gestalten sei, will Julian jetzt an einem Beispiele lehren.

Dazu stellt er nun seinerseits in einem sehr durchsichtigen Mythus, der den seines Gegners verbessern soll, aber aller Originalität entbehrt, das eigne Leben dar. Er erzählt, wie die Götter, in erster Linie Helios, einen enterbten Jüngling in seiner Verzweiflung über das Elend seiner Familie getröstet, zu sich berufen und auf seine künftige hohe Aufgabe hingewiesen hätten, seinen Freunden als Freund zu begegnen, seine Untertanen menschlich zu regieren und an den Geboten der Götter festzuhalten. — Dann vergleicht er sich mit dem Kyniker, dessen triviale Weisheit mit seinem eigenen sorgfältigen Jugendunterricht und schließt mit einer Betrachtung über die heilige Götterscheu der früheren Philosophen, besonders auch des Diogenes, dessen angeblich irrgläubige Äußerungen bei genauer Betrachtung einen durchaus frommen Sinn ergäben.

Ein Mensch von Eigenart und Leidenschaft wird fast in jeder Äußerung seines Wesens uns einen bezeichnenden Eindruck von seinem inneren Leben und Wollen geben. Auch in dieser Rede ist Julian der alte. Er will die heidnischen Streitkräfte organisieren. Da sieht er neben seinem Heere allerhand ungeordnete philosophische Soldateska ihr Wesen treiben und den Aufmarsch seiner Truppen hindern. Mit Ungestüm wirft er sich auf diese Miliz, hält ihr eine heftige Strafpredigt und verlangt dann von ihr Leistungen, denen ihre ganze Eigenart durchaus widerspricht.

Aber dieser Subjektivismus zeigt auch eine sehr sympathische Seite. Denn gerade in jenem sonderbaren Mythus tritt wieder der edle Zorn des Kaisers gegen das alte System der Aussaugung wehrloser Untertanen und der ernste Wille hervor, in der Beglückung der Reichsbewohner aufzugehen.

Und endlich noch einmal: wie nahe stehen sich wieder das Christentum jener Tage und Julians Hellenismus! Der Kaiser haßt den schlechten Kämpfer im eigenen Lager noch viel heißer als den offenen Feind, die Andersgläubigen, ganz wie der Kirchenvater die Sektierer. Er stellt die religiöse Erkenntnis hoch über das Vaterland — über seinen Tod vorm Reichsfeinde sollten dereinst die Christen jubeln. Er spinnt um die Gestalten des alten Volksglaubens ein System, das sich nahe mit christlichem Denken berührt. Ist Gregor von Nazianz zu einer Hälfte seines Wesens Sophist und Humanist, so ist der Sophist und Philosoph Julian eine Art Kirchenvater des Hellenismus.

Der sanguinische Kaiser ließ nie eine Frucht seines Geistes in Ruhe reifen, kaum geschrieben mußten seine Schriftstücke auch schon in die Welt

gehen. Er fühlte zuweilen selbst, wie bemerkt, ihre Unfertigkeit, und so sandte er mehr als einmal einer literarischen Arbeit eine zweite ähnlicher Art nach. Er war mit dem Kynismos noch nicht innerlich fertig geworden, aufs neue wandte er sich gegen die Sekte, um jetzt einen Anhänger jener bekehrten Kyniker zu treffen, denen die Kirche die äußere Tracht gelassen hatte. Dieser — seinen Namen kennen wir nicht — hatte, aus Ägypten kommend, sich höhnisch über den alten Stifter der Sekte, Diogenes, ausgelassen und ihm, wie derartiges öfter geschehen, Eitelkeit in seinem ganzen Benehmen, Freude an barocken Einfällen und demgemäß Mangel an Ernst vorgeworfen. Zwei Tage nur brauchte der Kaiser nach eignem, keineswegs von Eitelkeit freien Geständnisse, um in einer kurzen Schrift «gegen die ungebildeten Kyniker» noch einmal alles zu sagen, was er damals auf dem Herzen hatte, unter Entfaltung des gleichen Wissens, in derselben Formlosigkeit. Aber mittlerweile ist seine Stimmung noch leidenschaftlicher geworden. Stärker als vorher macht sich sein Bestreben geltend, die griechischen Sekten zu sammeln. Zu diesem Zweck wird mit einem aller Kritik spottenden Subjektivismus der Unterschied zwischen den wahren Kynikern, wie Julian sie zu erkennen glaubt, und den anderen Schulen geleugnet, ja überhaupt allen Sekten das gleiche Streben zugesprochen. Überzeugt, daß es, wie die Wahrheit nur eine sei, so auch nur eine Philosophie geben könne, wenn auch das Ziel auf verschiedenen Wegen erreicht werde, sieht er in einem Diogenes das gleiche Streben wie in einem Platon und Aristoteles. Wie schon früher leugnet er alle und jede humoristische Ader bei den wirklichen Kynikern, unter denen sich doch so mancher Spottvogel befunden hat, und auch die bekannten kynischen Schamlosigkeiten sucht der kaiserliche Redner auf höchst sophistische Weise zu entschuldigen. Und einmal bestrebt, der christlichen Kirche gegenüber, die in ihrer Hauptmasse als Einheit vor ihm stand, die gleiche Einheit des philosophischen Hellenentums sich und anderen einzureden, muß er dann auch ganz ähnlich wie die Gegner den ironischen Hinweis auf sektiererische Ausartungen der Philosophie zu entkräften suchen. — So ist denn auch dieser Vorstoß durchaus ungeschickt, der Ruf zum Sammeln tönt nicht hell und kraftvoll genug, sondern erklingt wie aus einem verstimmten Instrument.

Die schnelle Feder des Kaisers mag noch mehrfach in dieser Zeit ein Ziel gefunden haben. Seine Polemik wandte sich auch noch gegen andere, ihm aus anderen Gründen mißliebige Persönlichkeiten, und auch hier ist Julian derselbe: wie er die Form der Lobrede, der Strafrede, der Mahnrede, endlich die der Satire verwendet, aber sie überall durch individuelle Einfälle und Mitteilungen fast ungeduldig durchbricht, so handhabt er auch die Scheltrede, die Invektive in gleicher Weise, er weiß sich dem Stile auch dieses schriftstellerischen Genres anzupassen, und doch dabei seine Eigenart aufs kräftigste zu betonen.

Und jetzt trat er auch als Prediger, nicht nur als Redner auf den Plan. Der höchste Priester der werdenden heidnischen Kirche wollte nun auch öffentlich die Mysterien des Glaubens deuten. Wie die philosophische Predigt der Heiden vor der der Christen einen moralischen Text zu behandeln pflegte, so gehörte es seit alter Zeit zur Feier eines Götterfestes, das Wesen des Gottes in begeisterter Rede zu schildern, dafür gab es feste Regeln und Schemen. So tat Julian denn nur dasselbe wie damals viele, als er in der ersten Hälfte des Jahres 362 in gewohnter Hast, unter Verzicht auf die nächtliche Ruhe, eine Rede auf die Göttermutter Kybele und ihre Nebengottheit Attis, also auf Gestalten des orientalischen, schon lange im Westen eingebürgerten Glaubens niederschrieb. Wie er aber dies getan, wie er versucht hat das religiöse Gebilde des Ostens zu erklären, ist immerhin merkwürdig genug.

Es handelt sich dabei um einen ursprünglich echt orientalischen Kult, voll wilder Inbrunst, in blutige Selbstverstümmlung auslaufend, um einen Kult, den eine diesem Wesen entsprechende Sage begleitete. Frühe kam diese Religionsübung nach Rom, um sich dort bis zum Ende des vierten Jahrhunderts zu halten, frühe hat auch die heidnische Theologie den widrigen Mythus durch eine Deutung zu verklären gewußt, und die spätere Interpretation der Neuplatoniker, unter ihnen wohl auch die Jamblichs, war ihr gefolgt. Julian, der, geleitet von Jamblichs Schülern und durch dessen Schriften belehrt, in jedem alten Götterkulte unergründliche, überirdische Offenbarung erkannte, fühlte sich gedrungen, von der erhabenen Stelle aus, die er einnahm, für einen Religionsbrauch einzutreten, der noch zahlreiche Anhänger besaß, aber durch das Christentum aufs nachdrücklichste befehdet ward. Und sein Eifer zur Sache ward noch gestachelt durch das beschämende Bewußtsein, einst selbst über solch heilige Dinge gespottet zu haben.

Hatte der Kaiser schon in den früheren Reden gegen die Kyniker sich öfters in den Vorstellungen der neuplatonischen Philosophie bewegt, so rückt jetzt das ganze System in vollster Breite heran, um eine wahrhaft umfassende Erklärung des Mythus zu geben. Uns aber ist bei der Lektüre dieses Hymnus, als walle ein dichter Nebel auf uns zu, um uns in seine Finsternisse zu ziehen; eine Walpurgisnacht von Schattengestalten jamblichischer Phantasie umgibt uns, und wie mit schwindelnder Verwunderung hören wir immer wieder die begeisterten Worte des kaiserlichen Propheten durch das Chaos hindurch. Nur einmal lichtet sich dieses Dunkel, da der Myste zuletzt, nach der Weise solcher Predigten, ein Gebet spricht. Da verzieht sich jener Spuk der «intellektuellen» und «schöpferischen» Göttergestalten, der Deutung ihrer Attribute und Riten, und der echte Julian steht vor uns, wie er um des Römerreiches Glück, um die Tilgung des christlichen Schandfleckes fleht und endlich — hier berührt uns der Atem der Geschichte — sich von den Göttern Tugend, vereinigt mit Glück, und ein schmerzloses und

rühmliches Lebensende in der Hoffnung auf die Unsterblichkeit wünscht. Das sollte ihm werden.

Aber der überquellenden Natur des jungen Kaisers genügte die eine Götterrede bald nicht mehr; er sandte, wie der ersten kynischen Polemik eine zweite gefolgt war, etwa sechs Monate später dem ersten Hymnus einen zweiten nach, der von noch weit stärkerer Begeisterung getragen war. Es galt Julian, den Geburtstag des Reichsgottes Helios ⟨25. Dezember⟩ zu verherrlichen, zu dessen Lichte er schon als Kind in mystischer Sehnsucht sich emporgewandt hatte. Diesen glänzenden Gott hatte vor nicht allzu langer Zeit Jamblich in einer theologischen Abhandlung dem religiösen Verständnisse näher zu bringen gesucht. So brennt ein doppeltes Feuer in der Seele des jungen Redners, er fühlt sich als Vorkämpfer des Gottes wie seines Propheten.

Auch hier wollen wir Julian nicht durch das Gewühl pseudophilosphischer Auseinandersetzungen folgen, die dem Ehrlichen selbst oft zuviel des Guten werden, nicht seine Betrachtung über die Sonnenengel, über Helios als den Mittler zwischen den intellektuellen und den in der Welt befindlichen Göttern im einzelnen untersuchen, noch bei der jamblichischen Wertung orientalischer Weisheit, seiner Ablehnung hellenischer Unkunde länger verweilen. Wichtiger als dieses wirre Netz eines immer willkürlicher erscheinenden Systems zu prüfen, bleibt die erneute Beobachtung, wie Julian als echtes Kind seiner Zeit über das Denken und Forschen den Glauben stellt: für ihn haben nach seiner ausdrücklichen Erklärung die mystischen Annahmen höhere Richtigkeit als die astronomischen zu beanspruchen; an Stelle des Beweises fordert er den Glauben. Nicht also allein der Dogmatismus des Christentums hat die exakte Wissenschaft zu einem Spottreste werden lassen, sondern der Glaube des gleichzeitigen Heidentums trägt die andere Hälfte der Schuld.

Gerade darum aber sind diese Reden trotz aller abstrakten Konstruktionen, aller verstiegenen Dogmatik doch religiös. Wer sich auch in diese Stimmung hineinzuleben, wer diesem Glauben gegenüber nicht nur die Miene des selbstbefriedigten Rationalismus aufzusetzen vermag, der erkennt, daß auch in solchem Dichten und Trachten eine Sehnsucht nach dem Höchsten verborgen liegt. Und wenn Julian auch diesen Hymnus mit einem Gebete um ein Leben im Dienste des Vaterlandes, um einen sanften Tod, um Rückkehr zum Sonnengotte schließt, so sind das die echten Empfindungen eines Frühvollendeten, die der Historiker und nicht minder der Laie als ernste Zeugnisse spätantiken Innenlebens zu werten hat.

Diese Götterreden eines Kaisers blieben nicht ohne Folgen. Sallustius, Julians Freund, dem die zweite gewidmet war, scheint den Drang verspürt zu haben, durch ein neuplatonisches Brevier «über die Götter» die Anschauungen seines erhabenen Gönners in faßbarer Form weiteren Kreisen zu vermitteln, und nicht nur im heidnischen Rom, im gelehrten Kreise des Prätextatus

freute man sich der Heliosreligion des Herrschers, sondern auch im Oriente empfanden eifrige Heiden begeisterte Genugtuung über des Kaisers tätiges Eintreten für den Sonnenkult.

Aber solche abstrakte Predigten, mochten sie noch so glaubensvoll vorgetragen werden, konnten nie eine andere als eine nach wenigen zählende, aristokratische Gemeinde werben. Denen mochte es einleuchten, daß die volkstümlichen Kulte in einer höheren philosophischen Einheit zusammenflossen, und so konnten sich ihre Glieder mit Julian am Opfer beteiligen, dem Jamblichs Deutungskunst neue Weihe verliehen hatte. Doch die wahre Predigt wendet sich an breitere Massen, sie schlägt einfachere, verständlichere, herzlichere Töne an. Wir begreifen es wohl, wenn der vornehme Neuplatoniker nicht mehr in veralteten stoischen Gemeinplätzen zur Übung der Tugend aufforderte, wir finden diese geborgte Moralweisheit, so häufig bei den Kirchenvätern, oft überaus langweilig. Aber wenn die christliche Homilie auch, vom philosophischen Standpunkte aus gesehen, rückständig blieb, so hatte sie doch ihre große Bedeutung für die Massen. Und nicht jeder christliche Prediger der Zeit beschränkte sich auf diese Moralismen. Wieder ist es Johannes Chrysostomos, der das alt Überlieferte und stark Abgestandene mit eigenstem Geiste zu würzen weiß. Seine Predigten, voll von Erlebtem und Erschautem, voll von Verständnis für das natürliche Menschenleben, aller unnötigen Askese abgeneigt, wohl rhetorisch, aber stets warm und echt empfunden und dagegen Julians unklare Begeisterung — wir erkennen, in welchem Lager die stärkere Kraft zu finden war.

Julians Erlasse und Briefe atmen nicht nur inbrünstige Religiosität, sondern auch heiße Sorge um den heidnischen Kult, heftige Eifersucht auf die Christen. Wie trat der Kaiser nun diesen, die er gleich Epiktet nur die «Galiläer» nannte, denen er nach alter Hellenensitte «Götterlosigkeit» vorwarf, unmittelbar gegenüber?

Die Christen haben von einer Verfolgung unter Julian gesprochen, sie nennen sie, wie bereits gesagt, eine milde. Das Wesen einer Verfolgung ist gleichwohl hier nicht zu verkennen. Denn wenn auch die sonstigen Züge einer solchen fehlen, wenn die «Märtyrer» nur fanatische Tempelzerstörer waren, deren Bestrafung als verdient erscheint, deren Lynchung durch das Volk sich allenfalls erklären läßt, wenn auch der Kaiser nicht töricht genug war, mit einem Drittel seines Volkes über die anderen zwei Drittel herzufallen, so ist unter Julian doch keine Rede von Toleranz. Er war ein Fanatiker wie seine Gegner, wirklicher, weitgehender Toleranz aber ist fast immer ein Stück Aufklärung beigemischt. Als Mann der Duldung hätte der Kaiser sich begnügen müssen, den Heiden für ihre zerstörten Tempel neue zu bauen, als tiefreligiöser Vorkämpfer der Restauration verlangte er die Wiederherstellung

jener Heiligtümer durch die Christen, ein Vorgehen, das wir bereits gewürdigt haben. Die kurze Zeit seiner Regierung sah ihn von Monat zu Monat härter und schärfer werden, er hat durchaus nicht nur, wie die kirchlichen Schriftsteller hervorheben, die Waffen der Schmeichelei, der Wohltaten, der Köderung des Ehrgeizes, sondern viel schneidendere Mittel verwendet.

Ein anderer unter den ersten Regierungsakten des Kaisers auf diesem Gebiete ist allerdings noch kein feindlicher Schlag, er war wie seine Bestimmungen gegen die Ungleichheit der Lasten nur ein Glied seines sonstigen Vorgehens gegen das alte Regime. Überall waren ja die Schmarotzer verjagt, neue würdigere Männer an die Stelle elender Günstlinge berufen. So sollten denn auch die von Constantius verbannten Geistlichen heimkehren und ihr konfisziertes Vermögen zurückerhalten. Gern folgten die Vertriebenen diesem Rufe, allen voran der große Bischof Alexandreias, Athanasios, der aus seiner dritten Verbannung heimkehrte. Mit besonderer Freude begrüßte auch Julian den Aetios, den frommen und gelehrten Freund seines Bruders Gallus, und bat ihn in einem herzlichen Briefe um seinen Besuch. Denn er unterschied wohl zwischen dem Glauben und der Person, den einzelnen bedeutenden Christen achtete er ebenso, wie seine Vorgänger den heidnischen Rhetor geschätzt hatten und seine Nachfolger ihn noch werten sollten. Und so lud er denn auch in dieser Zeit Basileios, den Studiengenossen von Athen, zu einer Besprechung an seinen Hof. Freilich: wer dieses Einladungsschreiben genau liest, der wird aus diesem Gemisch von angestrebter Gefühlswärme und sophistischen Floskeln eine gewisse innere Unsicherheit des ehrlichen Kaisers gegenüber dem christlichen Gegner unschwer erkennen.

Julians Freunde und mehr noch seine Feinde haben nun öfters in der Zurückberufung der Bischöfe eine Maßregel gesehen, bestimmt, den Zwist unter den dogmatischen Gegnern zu schüren. Gewiß, des Kaisers Achtung vor dem Christentum vermehrte sich nicht durch das Schauspiel, das sich ihm jetzt bald darbot, durch den neu entbrennenden Kampf der Geister. Aber diese Folge seines Gebotes ist nicht dessen ursprüngliche Absicht gewesen. Unter seinem Vorgänger hatte oft Mord und Totschlag in der Kirche geherrscht, bald war die eine, bald die andere Partei am Ruder gewesen und hatte ihren Sieg rücksichtslos ausgebeutet. Julian verabscheute solche Kämpfe und sprach dies unter scharfem Tadel gegen Constantius offen aus. In stärkstem Gegensatze zu diesem gestattete er nun den Verbannten die Rückkehr nur in ihre Heimat, nicht in ihre Stellen, weil er aus dem Wechsel der Personen bisher nur wilden Kampf hatte entstehen sehen. Er selbst aber beschied die Gegner zum Austrag ihrer Kämpfe in seinen Palast und griff oft mit pathetisch stolzem Worte in das Gezänk der Parteien ein. Hätte sich hinter einer solchen Haltung allein die Absicht verborgen, dadurch noch mehr Unfrieden zu stiften, so würde der Charakter des Kaisers sich als ein schier unmögliches Gemisch von impulsivem und zugleich tief verlogenem Wesen darstellen. Nein, gerade

aus Abneigung gegen Constantius strebte Julian danach, die Kirchenstreitigkeiten sich vom Halse zu schaffen, denn ihm lagen ganz andere Kämpfe nahe. Dies haben andere seiner Feinde auch durchaus nicht verkannt.

Der Kirche aber hat seine Stellungnahme entschieden genützt. Denn nun hörte die Einmischung des Hofes in die dogmatischen Kämpfe für einige Zeit auf, und der Streit blieb allein den Theologen überlassen. Daß dieser freilich in Afrika, als des Kaisers Gebot die verbannten Kleriker auch der Donatisten zurückrief, blutige Formen gewann, lag an den Verhältnissen auf dem Boden dieser Provinz, die schon lange Jahrzehnte furchtbarer Glaubenskämpfe gesehen hatte.

Tumulte des Glaubens waren Julian nach allem, was er erlebt hatte, im höchsten Grade widerwärtig. Sein Regiment hat denn auch trotz aller Übertreibungen der Kirchenväter und ihrer Nachbeter solchen Massenmord, wie er unter Constantius an dogmatischen Gegnern begangen ward, nicht gesehen. Gleichwohl ist auch seine Regierung durch Auftritte ähnlicher Gesinnung bezeichnet.

Eben war Julian zur Regierung gekommen, da erlebte Alexandreia einen solchen Aufruhr. Nach heftigen Kämpfen, die entsprechend der Sitte der Zeit nicht nur mit den Waffen des Geistes geführt worden waren, hatte endlich Athanasios' Feind, Georgios, ein ebenso gewalttätiger wie ränkesüchtiger Mann, den Bischofssitz Alexandreias eingenommen. Er war ein geschworener Feind des Heidentums. Mit Rücksichtslosigkeit bekämpfte er den damals besonders in Italien vom römischen Adel eifrig betriebenen Mithraskult, und auch gegen andere Götterdienste hegte er bedrohliche Pläne. Er tat dies alles unter dem Schutze des kaiserlichen Dux Artemius, selbst eines Tempelstürmers. Da starb Constantius, und jetzt ließ sich der noch immer zahlreiche Heidenpöbel der Stadt kaum mehr zurückhalten. Artemius war nun damals an den kaiserlichen Hof zitiert worden, um auf die Anklagen der Alexandriner hin vernommen zu werden und bald den Tod zu erleiden, der ihm die Märtyrerkrone bringen sollte. Die Nachricht davon entfesselte die Volkswut, die, wie es scheint, auch durch die Freunde des Athanasios geschürt ward, und Georgios ward mit zwei Beamten des Constantius auf abscheuliche Weise erschlagen ⟨24. Dezember 361⟩.

Julian, der damals eben seines Feindes ledig geworden war und sein Edikt über die Rückgabe der Tempel vorbereitete, befand sich dem gegenüber in peinlicher Lage. Er war aufs heftigste entrüstet, denn durch das Geschehene war gerade seine Absicht, solche wilden Auftritte zu verhüten, von vornherein durchkreuzt worden. Aber seine Umgebung wußte ihn zu beruhigen. Sie mag ihn darauf hingewiesen haben, daß eine schwere Bestrafung der Schuldigen, die ja nur ihrer Empörung über einen Religionsfrevel Folge gegeben hatten, dem kommenden Edikte über die Rückgabe der Tempel und ihres Gutes die Spitze abbrechen mußte. Und sollten etwa

die ermordeten Beamten des Constantius, seines Feindes, auch gerächt werden? Genug, der Kaiser gab nach und glaubte den schweren Rechtsfrevel durch einen charakteristischen Brief an die Alexandriner zu sühnen. Zwei Gefühle erfüllen den Monarchen. Er ist entrüstet über die abscheuliche Gewalttat, die diese Hellenen ganz ihren christlichen Feinden an die Seite stellt, und es empört ihn aufs tiefste, daß solche Menschen es wagen, ihre blutbesudelten Hände dann noch zu den Göttern zu erheben. Aber wenn er nun bedenkt, wessen sich Georgios und sein sauberer Helfershelfer Artemius vermessen, so schlägt des Kaisers Stimmung um, er knirscht wieder vor Wut und gönnt den Frevlern innerlich ihr Schicksal. Die Gründe aber, die seine Umgebung gegen eine nachdrückliche Bestrafung geltend gemacht haben wird, darf er natürlich den schuldigen Alexandrinern nicht eröffnen, und so findet er aus dieser Enge einen schmalen Ausweg, indem er den Bürgern im Hinblick auf seine nahe Verbindung mit ihnen Gnade für Recht verheißt, ihr Leiden nicht mit bittererem Mittel heilen will und von nun an besseren Gehorsam erwartet.

So ward eine Bluttat durch einen Schlag mit einer Papierrolle anstatt durch einen Schwerthieb gesühnt. Des Kaisers Edikt über die Restitution der Tempel war aufs unheilvollste vorbereitet worden. Aber wer Julians Tun und Lassen in das Gesamtbild der Zeit aufnehmen will, dem zeigt sein Vorgehen keineswegs besonders grelle Farben, im Prinzip haben die christlichen Herrscher nicht anders gehandelt. Zeiten heftiger religiöser Kämpfe kennen keine Gerechtigkeit.

Höchst anstößig aber bleibt eine andere Handlung des Kaisers, die diesen Akt begleitete, die ganz allein aus Julians Persönlichkeit zu verstehen ist. Georgios hatte eine treffliche Bibliothek besessen, aus der Julian als Prinz sich einige Stücke zur Abschrift geborgt hatte. Diese wünschte der Kaiser zu erwerben und wandte sich in der Absicht an den Statthalter Ägyptens, Ekdikios, mit dem er auch sonst in freundlicher Korrespondenz stand, mit der Bitte, er möge ihm, dem Bücherfreunde von Kindesbeinen an, die ganze Hinterlassenschaft, auch die verruchten Bücher der Galiläer, zusammensuchen und schicken. Julian konnte kaum etwas Taktloseres tun. Denn wenn auch nichts dagegen einzuwenden gewesen wäre, daß der Monarch sich um die Bibliothek eines verstorbenen Gegners bemühte, so mußte er doch auf alle Fälle im gegenwärtigen Augenblicke einen solchen Schritt vermeiden, der ihn vor den Christen als einen Beutejäger erscheinen lassen konnte und gewiß bei ihnen Anstoß erregt hat.

Mit dem Aufruf an seine lieben Alexandriner war nun zunächst wenig geschehen. Athanasios zog aus Georgios' Ermordung die ihm naheliegende praktische Folgerung und nahm unter dem Jubel der alexandrinischen Christen seinen alten Bischofssitz wieder ein. Zu seinen Pflichten rechnete er mit vollem Rechte die Heidenmission und übte diese weiter mit dem alten Erfolge. Das aber war dem Kaiser zuviel. Er wies, indem er sich auf den formellen

Wortlaut seines Ediktes berief, die Alexandriner in einem neuen Erlasse nachdrücklich darauf hin, daß Athanasios nur die Erlaubnis zur Heimkehr, nicht zur neuen Okkupierung seines alten Amtes erhalten habe und erklärte sich bereit — dies war der hauptsächlichste Beweggrund seines Vorgehens — die Klagen der heidnischen Alexandriner zu erhören. Athanasios ward aufs neue aus der Stadt verbannt. Aber der streitbare Bischof, der schon früher einem Kaiser widerstanden hatte, wich vorläufig nicht von der Stelle. Jetzt mahnte der Monarch in einem überaus scharfen Schreiben seinen Freund Ekdikios, endlich Ernst zu machen und den Gottverhaßten des ganzen Landes zu verweisen. Und mit eigner Hand fügte er dem Diktate des Befehls noch zornige Worte gegen den Hellenentäufer hinzu, indem er dem Statthalter drohend zurief: Verfolgt soll er werden! Dagegen gab es keine Hilfe, und der große Bischof verließ seinen Hirtensitz, er wich dem «Wölkchen», wie er stolz und weitschauend den heidnischen Sturm bezeichnete ⟨24. Oktober 362⟩.

Doch die Alexandriner gaben sich mit dieser Entscheidung nicht zufrieden, bald danach baten sie den Kaiser um die Zurückberufung ihres Seelenhirten. Aber Julian blieb fest. Freilich mit kurzem, klaren Worte begnügte sich der kaiserliche Oberpriester selbstverständlich nicht. Die flehenden Alexandriner erhielten vielmehr ein weitschweifiges Schreiben, eine längere Predigt, die naiv genug sich die Überredungskraft zutraute, die Christen der Stadt wieder auf den richtigen heidnischen Weg zu lenken. Da weist der Herrscher die Alexandriner auf ihre stolze Geschichte vor dem Christentume hin, auf die Knechtschaft der Hebräer unter Ägypten, auf Augustus' Verhältnis zu ihnen, da läßt er voll von neuplatonischem Geiste vor ihnen den Strahlengott Helios aufleuchten, und noch ganz im Gedankenkreise einer von ihm soeben vollendeten Schrift gegen das Christentum hält er ihnen Jesus' Geringfügigkeit vor. Zum Schlusse freilich will er ihnen entgegenkommen, wohl sollen sie Athanasios nicht zurückerhalten, aber es gebe ja bei ihnen — leider! — Schüler dieses verzweifelten und gefährlichen Mannes, die könnten ihren Ohrenkitzel und ihre Lust an gottlosen Worten befriedigen. — So wird der Kaiser immer schärfer und ungnädiger gegen die Alexandriner, um deren Seelenheil er wie ein christlicher Bischof besorgt ist. Noch vor kurzer Zeit hatte er sie geheißen, einen Obelisken nach Konstantinopel zu schaffen, weil er vernommen, daß sich in seiner heiligen Nähe allerhand unheiliges, abergläubisches Christenvolk niedergelassen habe, das den ehrwürdigen Glauben an dies Denkmal stören könnte. Jetzt ist Julian voll bitterer Resignation und beschimpft den Glauben seiner Untertanen.

Während der Kaiser die Alexandriner nur mit Worten strafte, griff er in Edessa mit scharfen Maßregeln durch. Hier befehdeten sich Arianer und Valentinianer in jener altgewohnten tumultuarischen Weise, die die Christenheit jener Zeit so oft sah. Wie mochte sich Julian freuen, der alten Hoch-

burg des Christentums einen kräftigen Schlag zu versetzen! Triumphierend meldet er dem elenden neubekehrten Hekebolios unter höhnischem Ausfall auf das Armutsideal der Christen, er habe das gesamte Kirchengut Edessas konfisziert, damit die Not jene Christen zur Vernunft bringe und sie des himmlischen Reiches teilhaftig werden lasse.

Und nun war das unheilvolle Edikt über die Wiederherstellung der Tempel erlassen. Der Kaiser, mit dessen Willen doch keinem Christen Gewalt geschehen durfte, war sich über die Folgen des unsinnigen Erlasses selbst wenig klar. Denn zur christlichen Glaubensfurie trat nun die hellenische. Gewiß, die christlichen Schriftsteller, die uns von diesen Kämpfen berichten, haben gewaltig übertrieben, wenn sie von Menschenopfern auf den Heidenaltären redeten, wenn sie die Brunnen von Christenleichen verstopft, die Flüsse von ihnen geschwellt sahen. Aber alle notwendigen Abstriche an diesen rhetorischen Schilderungen lassen doch darüber keinen Zweifel zurück, daß dort, wo das Heidentum noch wirklich stark war, die Volksleidenschaften aufs grauenvollste entfesselt wurden. In den alten Heidensitzen Askalon und Gaza ermordete die Menge Christen, die sich an den Tempeln vergriffen, in Heliupolis zerrissen die Heiden heilige Jungfrauen und warfen ihre zerstückelten Glieder den Schweinen vor, und andere Greuel mögen an anderen Orten geschehen sein. Dem gegenüber bewies das Christentum herausfordernden Mut. Viele haben damals, dem Gebote des Kaisers trotzend, nun erst recht Hand an die Götterbilder gelegt und sind dann allerdings mit Fug und Recht bestraft worden.

Den Kaiser erbitterte dieser Kampf immer tiefer. Er beabsichtigte nicht im entferntesten Mord und Totschlag an Christen, er sprach es damals in einem Briefe noch einmal aus — und eine christliche Stimme hat es ihm bestätigt —, daß er Gewalt gegen die Christen verabscheue. Aber er fügt an gleicher Stelle hinzu, die Heiden müßten unbedingt den Christen, deren Torheit das Elend über die Welt gebracht hätte, vorgezogen werden und gleich ihren Göttern in Ehren stehen. Die Heidenschaft aber entnahm sich aus solchen Worten nur, was sie brauchen konnte, und des Kaisers Verbot, den Galiläern zu schaden, ward überhört, weil es nicht eindeutig genug war.

Und auch er konnte nach allem Geschehenen die Greuelszenen nicht mehr ahnden. Nachdem er, aus sehr naheliegenden Gründen, in Alexandrien nicht durchgegriffen, war es für ihn ausgeschlossen, in Gaza und Heliupolis die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Er ließ durch den Statthalter Gnade für Recht eintreten: so wurde die Kette der Ungerechtigkeiten immer fester und länger.

Hatten tapfere Christen dem Kaiser zum Trotz gerade in dieser gefährlichen Zeit heidnische Bilder zerstört, so glaubte sich Julian in der wachsenden Erbitterung des Kampfes auch nicht mehr an sein Restitutionsedikt gebunden, sondern ließ es zu, daß die Heiden sich schon an ursprünglich christlichen

Kirchen und Bildern vergriffen. Am schlimmsten wütete, wie wir ausgeführt, des Kaisers Oheim Julian, den sein Neffe zum Statthalter Kleinasiens gemacht hatte. Keinen haben damals die Christen bitterer gehaßt, in seinem bald erfolgten Tode sahen sie die Strafe des Himmels und schmückten das Ende des Verfolgers in gewohnter Weise aus.

Der Fanatismus erschlaffte des Kaisers sonst so hochgespanntes Gefühl für seine Regentenpflichten. Er bemaß jetzt die Bezeigung von Gnade und Ungnade gegenüber den Städten seines Reiches fast ausschließlich nach der konfessionellen Haltung der Gemeinden. Er machte die Unterstützung christlicher Städte davon abhängig, daß sie sich wieder dem Heidentum zuwandten. So erhielt das fromme Gaza zur Belohnung für seine Gottseligkeit die Erweiterung seines Besitzes durch die Angliederung einer christlichen Gemeinde, die Constantius aus einem Dorfe zur Stadt gemacht, desgleichen verlor das kappadokische Cäsarea seine Stadtrechte, in diesem Falle freilich wegen eines Tempelfrevels nicht so ganz mit Unrecht. Dagegen ward wieder Kyzikos belobt und belohnt, weil eine heidnische Gesandtschaft aus der Stadt gekommen war, um dem Kaiser den Wiederaufbau ihrer Tempel besonders warm ans Herz zu legen. Der Bischof aber von Kyzikos, Eleusios, der eine Kirche der novatianischen Sekte und auch heidnische Heiligtümer niedergerissen, erhielt den Befehl, jene wieder aufzubauen, und mußte dann in die Verbannung gehen.

Der Kampf gewann immer gefährlichere Formen. Der Klerus der wesentlich christlichen Stadt Bostra in Arabien empfing durch den Kaiser eine Warnung vor Aufruhr. Dadurch erbittert antwortete der Bischof Titus sehr unvorsichtig, wohl seien die Christen seiner Stadt an Zahl den Heiden reichlich gewachsen, aber er werde sie durch sein Wort vor Übergriffen zurückhalten. Das war nicht mißzuverstehen und beleuchtete deutlich die Stimmung der Christen. Julian hätte den Bischof absetzen können. Er griff aber, immer noch in der Hoffnung, bekehren zu können, zu einem anderen, wieder höchst unkaiserlichem Mittel. Er schrieb an die Einwohner einen seiner Mahnbriefe, wies auf seine religiöse Toleranz hin, tadelte — nicht ganz mit Unrecht — die Unruhe des von ihm um seine unnützen Vorrechte gebrachten Klerus, brandmarkte den Titus als Gegner religiöser Eintracht und forderte die Bürger zu seiner Vertreibung auf. Zum Schlusse mahnte er die Hellenen, sich nicht gegen die Christen zu vergehen, sondern die armen Leute, denen das wahre Heil fehle, zu bemitleiden und sie, die an toten Heiligen und Reliquien hingen, zu beklagen.

Namentlich aber spitzte sich der Streit in Antiocheia selbst zu, wo der Kaiser seit der Mitte des Jahres 362 weilte. Diese Stadt, deren Einwohner wegen ihrer Spottlust und ihrer Vergnügungssucht bei den römischen Kaisern sich eines wenig guten Rufes erfreuten, war damals die dritte des Reiches. Das Christentum scheint die sittliche Haltung der Einwohnerschaft wenig

beeinflußt zu haben. Weichlichkeit und Wollust, Unverschämtheit gegen die kaiserliche Gewalt hatten sich dort auf die Zeiten des vierten Jahrhunderts fortgeerbt. Und dem Imperator gegenüber nahm die Christenheit der Stadt eine äußerst schroffe Stellung ein. Es konnte geschehen, daß christliche Frauen, wenn er vorbeizog, ihn nach der Sitte der Zeit mit einem Psalm auf die nichtigen Götzen der Heiden begrüßten. Julian, der persönliche Unbill zumeist leicht nahm, verbat sich ruhig diese Unverschämtheit, und da dies nicht half, so ließ er nur der störrigen Vorsängerin ein paar kräftige Ohrfeigen verabreichen. Bald aber riefen ernstere christliche Vorstöße ein nachdrücklicheres Auftreten des Herrschers hervor.

Die Vorstadt Antiocheias, Daphne, zierte ein herrlicher Hain mit einem Tempel und Orakel Apollons. Von den Reizen des Ortes weiß Libanios in schmelzenden Tönen zu sagen, ohne doch die sittlichen Gefahren zu verschweigen, die diese Stätte der Lust barg. Gerade an dieser Stelle nun hatte das vordringende Christentum kurz zuvor die Gebeine des heiligen Babylas bestattet und zu dem Märtyrergrabe Säulen des nahen Tempels verwendet: ein erster erfolgreicher Schritt, um den Ort der Verführung unschädlich zu machen. Das Orakel aber war seitdem, vielleicht jedoch schon viel länger, verstummt. Der kaiserliche Orakelfreund, der auch die längst verschüttete delphische Kastalia wieder aufdecken lassen wollte, gab nun seinem Oheim Julian, seiner rechten Hand in allen solchen Angelegenheiten, Auftrag, den Platz wiederherzustellen. Danach wandte er sich in Antiocheia an Apollon und verlangte Auskunft über seinen persischen Feldzug. Doch der schlaue Priester des Gottes ließ ihn lange warten und erklärte endlich, der tote Babylas entweihe den Ort und hemme die Erteilung des Orakels. Sofort ließ Julian die Gebeine des Heiligen ausgraben. Aber schon waren die Christen bereit und trugen, wieder unter anzüglichen Psalmensängen, die Reste des Babylas in die Stadt. Ein solches Benehmen wollte der Kaiser nicht zur Gewohnheit werden lassen und schritt trotz Sallusts Abmahnung gegen die Schuldigen ein. Aber das Christentum fürchtete den Gefährlichen nicht: bald danach ⟨22. Oktober 362⟩ ward der Tempel in Brand gesteckt. Da eine strenge Untersuchung nichts ergab und der Kaiser mit Recht christliche Brandstiftung vermutete, so befahl er jetzt die große Kirche Antiocheias zu schließen und dann auch einige Märtyrerkirchen zu zerstören, die in der Nähe des Heiligtums des didymäischen Apollon lagen. Aber Daphne war vernichtet, und es blieb dem Rhetor Libanios überlassen, der verschwundenen Herrlichkeit ein schluchzendes Grablied zu singen, eine Nänie des Heidentums selbst.

Als den furchtbarsten Schlag aber hat das gebildete Christentum der Zeit — und welcher Grieche strebte damals nicht nach Bildung? — das Edikt über den Unterricht empfunden. Schon lange hatten die Christen in beharrlicher, zielbewußter Arbeit sich die Wissensschätze des Hellenentums

anzueignen gewußt. Die dürftigen geistigen Zustände des zweiten Jahrhunderts lagen jetzt völlig überwunden hinter ihnen, ein Gregor von Nazianz, ein Basileios, ein Johannes von Antiochien waren den besten heidnischen Philosophen und Sophisten der Epoche gewachsen, ja überlegen. Auch das Mißtrauen gegen die sündige weltliche Literatur war im Schwinden. Der große Basileios schrieb eine Rede über den richtigen Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, überall lehrten christliche Rhetoren die heidnische Redekunst. Diesen edlen christlichen Humanismus suchte Julian zu vernichten. Nicht etwa aus Neid oder Furcht vor der Gefährdung des Hellenentums durch seine eigenen Waffen. Das ist Gerede der christlichen Autoren, die denn doch die Schlagkraft ihrer Waffen überschätzen. Nein, des Kaisers Absichten waren ganz andere. Es war ein Ergebnis seines doktrinären Denkens, als er am 17. Juni 362 anordnete, daß fortan jeder, der sich als Lehrer in einer Stadt niederlassen wolle, zuerst einer Prüfung seiner moralischen und wissenschaftlichen Persönlichkeit durch den Rat unterstehen, und daß dann dessen Gutachten dem Kaiser selbst unterbreitet werden sollte. Was aber Julian unter der moralischen Persönlichkeit eines Lehrers verstand, erklärte er in einem Edikte an die christlichen Lehrer, das ebenso von seinem rücksichtslosen Wahrheitssinn wie von seinem Subjektivismus ein neues merkwürdiges Zeugnis ablegt. Mit tiefstem sittlichen Nachdrucke betont er, daß der wahre Lehrer ein ehrlicher Mensch sein müsse, der an das, was er vortrage, auch wirklich glaube. Wer aber die alten Dichter, Redner, Geschichtschreiber interpretiere und dabei nichts von den Göttern halte, der begehe eine Lüge. Früher unter christlichem Drucke sei dies Brauch gewesen, «aber jetzt», fährt Julian fort, «wo die Götter uns die Freiheit verliehen haben, halte ich es für einen Unfug, wenn Menschen das lehren, was sie innerlich verwerfen. Sehen sie aber in denen, die sie erklären und zu deren Propheten sie sich auf dem Katheder aufwerfen, wirklich Weise, nun, dann sollen sie nur zuerst der Frömmigkeit ihrer Vorbilder gegen die Götter nachstreben.» Der Christen Sache ist es vielmehr in den Kirchen die Evangelisten zu erklären. Und immer höhnischer werdend, dem inneren Ingrimm nachgebend, verheißt der Kaiser davon den Feinden eine Wiedergeburt auch der Sprache. Doch der lernenden Jugend der Christen will er die Hörsäle nicht verschließen, die ist ja noch ihres Zieles nicht sicher und kann noch auf den richtigen Weg kommen, sie ist noch heilbar von der christlichen «Krankheit». — Damit war ein ungeheurer, folgenschwerer Schritt getan, die ganze Bildung der Christen, die trotz aller Inbrunst des Glaubens denn doch Griechen waren, voll leidenschaftlichen Hungers nach Bildung und nicht ohne eitlen Hang sie überall zu betätigen, schien in Frage gestellt. Furchtbar war die Empörung der Christen, und lange, bis in die Zeiten des Mittelalters hinein, hat dieses Edikt den Namen des Kaisers im christlichen Urteil gebrandmarkt. Über nichts ereifern sich die griechischen, nur im Ideellen lebenden Christen so wie

über den Rhetorenerlaß. Und in ihrem Sinn nicht mit Unrecht. Denn so schwer es sie ankommen mochte, selbst auf die Lehrstühle zu verzichten, noch schlimmer war es für sie, ihre Kinder nur noch zum heidnischen Rhetor in die Schule zu schicken, der nun nach des Kaisers Edikt auf den Seelenfang ausgehen durfte. Darum ist es keine oder nur eine leichte Übertreibung, wenn die Kirchenschriftsteller von dem Verbote des Unterrichts in griechischer Wissenschaft überhaupt reden.

Daß der Kaiser absolut genommen im Rechte war, wird kein Denkender bezweifeln. Es war und blieb und bleibt ein Widerspruch, wenn christliche Sophisten heidnische Autoren behandelten, und aus früheren Generationen hatte sich, wie wir eben gesehen, auch gelegentlich eine schroffe Polemik dagegen vernehmen lassen. Zudem empörte den Kaiser eine Mythenauslegung, die nicht in seinem allein seligmachenden Sinne war, nicht neuplatonisch orientiert. Die innere Wahrhaftigkeit seines Gebotes ist also unverkennbar. Aber der lebensvolle Imperator verneinte durch diese Tat das Leben selbst, was durch Jahrhunderte zu einem festen Organismus geworden war, suchte er nun durch eine törichte Operation zu zerstückeln. So haben ihm denn selbst seine Anhänger nicht durchaus recht geben können.

In diesem Kulturkampf griffen nun die Christen zu einem eigentümlichen Mittel. Der bekannte Schriftsteller Apollinarios setzte sofort die Bibel in Epen, Tragödien, Komödien, Elegien, Dialoge um. Diese rasche Gegenwirkung auf den plötzlichen Schlag des Kaisers bewies die Kraft der Angegriffenen und wäre sicher von einiger Dauer gewesen, wenn nicht der baldige Ausgang Julians das Rhetorenedikt zu den Toten geworfen hätte. Wie der Kaiser sich zu dem merkwürdigen Unternehmen stellte, wissen wir nicht, einen offenen Brief des Apollinarios gegen Julian und die griechischen Philosophen scheint er mit den Worten: «Meine Vernunft hat die Unvernunft vernommen», abgelehnt zu haben. Weit mehr Eindruck machte ihm die Haltung des von ihm hochgeschätzten christlichen Rhetors Prohairesios. Der Monarch wollte bei dem verdienten Athener eine Ausnahme des Gesetzes zulassen, aber voll edlen Stolzes gab Prohairesios sein Schulamt auf: Julian war damit moralisch geschlagen.

Suchte er so, voll reorganisatorischen Strebens, die Phalanx der Gelehrten von christlichen Mitgliedern zu reinigen, so war er vollends bemüht, in seinem Heere, das nun durch ihn an Stelle des konstantinischen Kreuzes wieder die alten Feldzeichen erhielt, den Glauben der Väter zu wecken oder zu erhalten. Ein ganz und gar undurchführbares Beginnen! Wohl konnte Julian von seiner Leibwache Christen fernhalten, aber im übrigen Heere vermochte er keine Einheit der Religion mehr herzustellen. Sein Optimismus war freilich auch hier von größter Naivität. Bei einer Schenkung an seine Soldaten in Antiochia wußte er auch die christlichen Krieger zu

einer geringen Opfergabe zu bestimmen und glaubte nun durch diesen Handstreich das Spiel gewonnen zu haben. — Gleichwohl, im Ganzen war des Kaisers militärisches Regiment gerecht, er duldete zwar keinen lauten Widerspruch der christlichen Soldaten gegen seine Maßnahmen, ließ aber höheren christlichen Offizieren, wenn sie seinen Wünschen sich widersetzten, eine schonende Behandlung zuteil werden.

Ungern sah Julian auch die Christen im Amte eines Statthalters. Sein Doktrinarismus empfand auch hier den Widerspruch zwischen dem christlichen Verbot des Schwertes und der Amtsgewalt, die über Leben und Tod verfügt. So versuchte er denn hier alles, um diese Männer zu sich hinüberzuziehen. Trotzdem aber war er nicht so töricht, jeden, der das Opfer verschmähte, seiner Stellung zu entheben.

Für Julian waren Christus und die Heiligen «Tote», die christlichen Prophezeiungen verwarf er. Den Beweis für ihre Wertlosigkeit sollte nun ein neues Unternehmen bringen. Der Kaiser, der für die Juden um ihres früheren Opferbrauchs willen eine gewisse Sympathie besaß, der ihren Gott als Teilgott ehrte, berief ihre Vorsteher zu sich, um von ihnen zu vernehmen, warum sie mit Opfern aufgehört hätten. Auf ihre Antwort, daß sie nur in Jerusalem und im Tempel opfern dürften, befahl er sofort den Wiederaufbau des Heiligtums. Aber eins der vielen Erdbeben, die damals den Boden Kleinasiens erschütterten, verhinderte das Werk, und die Christen, die nicht genug von den dabei geschehenen Wundern erzählen konnten, jubelten laut über Gottes Einspruch gegen das ruchlose Beginnen.

Doch schon wieder lag ein neuer Pfeil auf dem Bogen des Rastlosen. Während Julian Edikte aussandte, Gesetze schuf, Predigten niederschrieb, einen reichen Briefwechsel unterhielt und namentlich die Vorbereitung zum Kriege gegen Persien betrieb, sammelte er sein ganzes literarisches Können zu einer Streitschrift gegen die «Galiläer». Wieder, wie so oft, gestattet uns die Korrespondenz des mitteilsamen Herrschers, eine seiner Unternehmungen reifen zu sehen. In einem temperamentvollen Schreiben an den Bischof Photeinos von Sirmium unterstützt er dessen im Jahre 355 auf der mailänder Synode endgültig verworfene Anschauung von der Person Christi und spricht dabei seine Hoffnung aus, mit Hilfe der Götter und Musen Photeinos' Gegner Diodor, den törichten Feind der Götter, zu widerlegen und Christus, den elend Gestorbenen und Begrabenen, seiner erlogenen Gottheit zu entkleiden. Das aber geschieht nun in der drei Bücher zählenden Schrift gegen die Christen, von der wir uns, obwohl sie durch christliche Hand vernichtet worden ist, aus Kyrillos' Widerlegung noch einen Begriff machen können.

Julian ist nicht der erste, noch auch der letzte Hellene gewesen, der das Christentum in einer besonderen Schrift bekämpft hat. Vorausgegangen war im zweiten Jahrhundert der Platoniker Celsus, es folgte der bedeutende Neuplatoniker Porphyrios, der in fünfzehn Büchern gegen die Christen stritt,

und zwar mit einer Gründlichkeit und Sachkenntnis, die ihn wie bemerkt ⟨S. 13⟩ manche Ergebnisse der theologischen Forschung 1500 Jahre vor der modernen Gelehrsamkeit finden ließ: er leugnete die Autorschaft Daniels für das mit seinem Namen bezeichnete Buch, er gab die richtige zeitgeschichtliche Deutung der danielischen Apokalypse, er analysierte die Bücher des neuen Testamentes mit ätzendem Scharfsinn und wies ihre Widersprüche nach, bekämpfte die Geschichte von Christi Auferstehung und fand scharfe Worte für den Streit der Apostel Petrus und Paulus. Diese Kritik hat tiefen Eindruck bei den Hellenen und Christen gemacht und besonders auch Julian beeinflußt.

Denn die Schrift des Kaisers ist, soweit uns ihre lückenhafte Erhaltung ein Urteil erlaubt, durchaus nicht ganz originell. In fortgesetzter Polemik benutzen Heiden und Christen stets ihre Vorgänger; viele alte Argumente wurden auch immer wieder neu gefunden, ein Vorgang, der bis auf den heutigen Tag gedauert hat. Vor allem hat Julian seinen Vorgängern die Kritik des Neuen Testamentes, die Beleuchtung der Widersprüche und sonstigen Unstimmigkeiten entlehnt, so z. B. wenn er die Szene in Gethsemane für eine Fabel erklärt, da die Apostel doch damals alle geschlafen hätten. Auch seine scharfe Scheidung zwischen Altem und Neuem Testament ist nicht neu, noch die Widerlegung der Deutung alttestamentlicher Prophezeiungen. Dasselbe gilt von dem Kampfe gegen den plötzlich nach Jahrtausenden die Menschheit rettenden Gott, gilt von der Polemik gegen Christi Bedeutung und gegen Paulus. Wohl aber wird, trotz mancher Abschweifung des schnellschreibenden, nirgends glättenden Autors, nicht ohne kraftvolle Folgerichtigkeit und in nachdrücklicher Ausführlichkeit der große Widerspruch zwischen dem einheitlichen Gotte der Juden und dem angeblich dreieinigen Christengotte gezeigt und auf die tiefe Kluft zwischen Juden und Christen überhaupt wieder und wieder hingewiesen. Die Juden selbst aber, deren Gott Julian sonst hochstellt, sind für ihn doch ein sehr geringes Volk, ohne Helden, ohne wirkliche Gesetzgeber, ohne Wissenschaft, während bei Griechen und Römern alle diese Werte im höchsten Grade vorhanden sind. Gleichwohl: der Kaiser will ihnen eine gewisse Bedeutung nicht absprechen, ihr Opferbrauch gefällt dem Hekatomben darbringenden Götterfreunde, er sieht in Abraham einen Sterndeuter und Vogelschauer. Aber den Widerspruch, den die Christen begehen, indem sie von diesem Volke abgefallen sind und doch auf dieses sich stets berufen, versteht der Doktrinär nicht, dem alle geschichtliche Entwicklung verschlossen bleibt.

Sicher sind des Kaisers Streitworte neu und ursprünglich, wenn er sich dem Christentum seiner Tage zuwendet. Hier sehen wir, wie ein Heide die kirchlichen Zwistigkeiten über die Person Christi beurteilt, wie er, die ihm genau bekannte Bibel glücklich deutend, die theologischen Erklärungen widerlegt, wie heftig er die Verfolgung der Heiden und Ketzer verwirft, dergleichen doch weder Jesus noch Paulus geboten habe. Mit demselben

Ungestüm hält er dann den jetzigen Christen, deren Sittenlosigkeit der ehrliche Fechter eine Nachahmung heidnischen Wesens nennt, ihren Heiligenkult, ihre Verehrung der Gräber vor, wo doch Christus das Wort vom «getünchten Grabe» mit innerem Abscheu gesprochen. Natürlich aber fehlt der echt julianische Subjektivismus nicht. Der Kaiser feiert den Asklepios, der nach neuplatonischer Theologie von Zeus aus sich gezeugt sei, als seinen besonderen Beschützer, er erzählt mit tiefem Behagen, wie er einst einen braven Bischof über die Geschichte von Kains und Abels Opfer inquiriert und gewaltig geängstigt habe, und er kann sich den boshaften Scherz nicht versagen, daß nach dem Gesichte des Petrus das Schwein unter die Wiederkäuer gegangen sei.

So bietet die höchst interessante und bedeutende Schrift, die in der Hauptsache durch ihre christlichen Bekämpfer nicht widerlegt worden ist, nicht widerlegt werden kann, aber auch nicht widerlegt zu werden braucht, wiederum das Bild eines der widerspruchsvollsten Menschen der Geschichte.

Fassen wir zusammen, welchen Gewinn dem Kaiser selbst seine Reform des heidnischen Kultes und seine Befehdung des Christentums gebracht hat, so läßt sich dies nicht mit einem Worte nach dem Vorgange derer sagen, die heute so oft nur geringschätzig über den Erfolg dieser rastlosen Bemühungen zu urteilen pflegen. Reines Feuer zündet neues Feuer: des Kaisers Streben, seine tätige Begeisterung für die Philosophie, seine Sorge für den Kult hat zwar kein großes Heer unter den heidnischen Fahnen versammelt, aber doch dem Schwinden des Hellenentums gewehrt und vielfach zusammenfassend gewirkt. Vor allem natürlich auf die geistige Aristokratie: ohne den feurigen Leser Jamblichs wäre kein Proklos möglich gewesen. Die vielen Abfälle vom Christentum zeigten unheilvoll, wie schwache Wurzeln in zahlreichen Herzen die Bekehrung geschlagen, Würdenträger, Rhetoren, ja selbst Bischöfe waren dem Christenglauben untreu geworden. Und die Steine reden davon, welche Dankbarkeit in allen Teilen des Reiches Einzelne wie ganze Gemeinden dem Wiederhersteller der Religion zollten. Und doch ward keine einzige wirklich verlorene Provinz für den Hellenismus zurückerobert. Julian hatte in seiner Ehrlichkeit dessen kein Hehl. Im Juni 362 schreibt er in einem seiner echten Freundesbriefe, er sehe nur wenige mit wirklicher Anteilnahme opfern. Er teilt später dem Libanios aus der Stadt Batnai mit, das ganze Wesen des dortigen Kultes habe ihm den Eindruck unnatürlicher Aufgeregtheit gemacht. Den Antiochenern hält er vor, daß man bei einem ihrer Feste nur das elende Opfer einer Gans aufgebracht habe. Der Haß der Christen gegen Julian, noch heute nicht ganz verflogen, zeugt laut für die Gefährlichkeit ihres Glaubensfeindes, aber die Besitzverhältnisse beider Religionen haben sich unter ihm nicht wesentlich verändert, nur die Bekehrung der Heiden kam ins Stocken.

V.

Der Feldzug gegen Persien.

1. Julian in Antiochien.

Während alles dies geschah, hatte der Kaiser die Kräfte des Reiches gegen die Perser, den zweiten gefährlichen Feind der Römer neben den Germanen, gesammelt, um diesen, mit denen Constantius keinen Frieden geschlossen, zuvorzukommen. Die Grenze nach dem Norden erhielt Verstärkung, die festen Plätze wurden überall verproviantiert. Das Gerücht von so starken Rüstungen, die Kunde von dem neuen siegreichen Feldherrn Roms verbreitete sich weithin, und von allen Seiten, aus Nordeuropa, aus Afrika, aus dem Oriente, erschienen Gesandte, um Julian Unterwerfung anzubieten.

Der Kaiser glühte vor Kriegslust. Soeben hatte er mit tiefster Selbstbefriedigung über seine germanischen Feldzüge ein Buch geschrieben, nun hoffte er auf neuen Ruhm im Osten. Im Juni reiste er von Konstantinopel ab, das er in aller Geschwindigkeit mit neuen Bauten geschmückt hatte. Er erschien in dem noch immer in Trümmern liegenden Nikomedien, das er mit reichen Schenkungen unterstützte, suchte das durch seinen Kybelekult berühmte Pessinus auf, bestrebt, überall auf seiner keineswegs den geraden Weg verfolgenden Kaiserreise das Beste seiner Untertanen durch gerechte Richtersprüche wie durch emsige, zuweilen auch einseitige Sorge für die Verwaltung der Städte zu fördern. Dabei freute er sich hie und da alte persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Dann zog er in Antiochien ein, wo die Heidenschaft gerade das Adonisfest feierte und der Kaiser dem Ritus entsprechend die Chöre der Klagenden vernehmen mußte: ein übles Vorzeichen für Julians abergläubische Begleitung.

Von seinem Leben und Wirken in Antiochien haben wir schon viel gehört: von hier aus sind zahlreiche Gesetze zum Wohle Unzähliger erlassen worden, von hier gingen unheilvolle Edikte gegen die Christen aus, hier schrieb der Kaiser in langen stillen Nächten an seinen Reden und Briefen. Auch in Antiocheia hat er wie überall, wo er weilte, Gerichtssitzungen abgehalten,

und mancher treffliche Spruch ist hier gefällt worden. Auch Handlungen edelster Versöhnlichkeit, Milde und rücksichtslos ehrlicher Selbstentäußerung haben die Zeitgenossen während seines Aufenthaltes in jener Stadt an ihm beobachtet. Gleichwohl waren die Eindrücke, die er von und in Antiocheia empfing, im ganzen höchst unerfreulich, und selbst der Umgang mit nahen Freunden konnte dem Monarchen das Gefühl, wie unpopulär er hier sei, nicht nehmen.

In der Tat, keine Stadt eignete sich weniger zum Aufenthalte für diesen Kaiser als Antiocheia. Der Mißhelligkeit mit den Christen ist oben gedacht worden, anderes trat hinzu. Die Bürgerschaft fühlte sich mit Recht abgestoßen von den übermütigen heidnischen Soldaten, die durch die üppige Fleischkost der Opfer immer stärker verwilderten, der Rat der Stadt mußte einen schweren Konflikt mit dem Herrscher durchfechten.

Antiocheia litt, als Julian dort erschien, an den Folgen eines Mißwachses, man befürchtete eine der dort nicht seltenen Teuerungen. Die Spekulanten scheinen daraufhin die Getreidepreise in die Höhe getrieben zu haben, Julian wenigstens, dem das Volk versicherte, es sei genug Korn vorhanden, aber man verteuere das Brot, war von einem kapitalistischen Anschlage überzeugt. Immer bestrebt, dem kleinen Manne gegen den Reichen beizustehen, suchte er nun auf die Besitzenden einen Druck auszuüben, und da dies nichts half, setzte er, wie einst Diocletian, ein Preismaximum fest. Zugleich ließ er von allen Seiten Getreide kommen und verkaufte es zu herabgesetztem Preise. Aber die Spekulation scheint diese Maßregel durchkreuzt zu haben, man kaufte jetzt vom Kaiser billiger und verkaufte dann teurer oder verbarg das gekaufte Getreide. Als nun auch der Rat dem Kaiser seine Mitwirkung verweigerte, wollte Julian die Ratsherren sofort ins Gefängnis werfen, besann sich aber noch rechtzeitig eines Bessern und widerrief den gegebenen Befehl. Doch sein Zorn gegen den Rat und die ganze Stadt blieb bestehen, es half nichts, daß selbst Libanios in nachdrücklicher Rede für das Stadtregiment eintrat. Auch war es dem Herrscher nicht verborgen, daß man auf der Gasse beißende Spottlieder auf ihn sang und seinen dichten Bocksbart, aus dem man Stricke flechten könne, seine tintenbefleckten Finger laut verhöhnte.

Und auch mit seinem geliebten Libanios machte er die Erfahrungen, die einem groß denkenden Herrscher im Umgange mit einem eitlen Gelehrten oft nicht erspart bleiben. Gleich bei seinem Einzuge in die Stadt hatte er den Rhetor herzlich begrüßt, der sich dabei aufs neue von der etwas gefährlichen Ungezwungenheit des Herrschers hatte überzeugen können. Dann aber zog sich Libanios zurück, weil er auf Themistios eifersüchtig war, und erst Priscus' Überredungsgabe gelang es, das alte Verhältnis wieder herzustellen und die Selbstschätzung des Redners zu befriedigen. Und Libanios' Ehrgeiz fühlte sich geschmeichelt, als er im Verlaufe dieser Monate seinen Einfluß beim Kaiser zugunsten eines Angeklagten verwenden durfte.

Auch mit seinem Heere konnte Julian jetzt nicht mehr durchweg zu-

frieden sein, es waren allerhand neue unzuverlässige Elemente zu dem Kerne der gallischen Veteranen hinzugetreten. Ein höherer Offizier und mehrere Gemeine mußten wegen eines Mordanschlages auf den Kaiser den Tod erleiden, zwei Tribunen wegen Ungehorsams in die Verbannung gehen. — Ein Glücksfall, die Entdeckung eines Apisstieres in Ägypten, entschädigte den verstimmten Herrscher nicht dauernd für das mannigfache Ungemach dieser Zeit, brach ja doch auch der Hohn der Christen sich zum kaiserlichen Ohre Bahn, als Julian in seines Herzens Freude das Bild des Apisstieres auf seine Münzen setzte.

Die Rache für alles, was er in Antiocheia hören mußte und ahnen mochte, kam. Julians Vergeltungstat ist überaus bezeichnend für ihn. Er schrieb eine höchst boshafte Satire auf die Stadt, deren Weichlichkeit ihm verächtlich, deren Christentum ihm verhaßt war, deren plutokratische Regierung ihm verdächtig blieb. Er nannte diese Schrift den «Barthasser», man hat sie auch als die Rede auf Antiocheia bezeichnet.

Der Kaiser hat hier öfters den Ton echter Satire, die halb gutmütig, halb grimmig mit dem Gegner spielt, glänzend getroffen. Er schreibt, sich scheinbar auf den Standpunkt des Feindes stellend, eine Selbstanklage, er gibt in verstellter Reue alles zu, was die Antiochener in ihren Spottgedichten an ihm lächerlich oder widerwärtig finden, das ungepflegte Äußere, die Abneigung gegen die Vergnügungen, gegen die Üppigkeit, die Ungerechtigkeit. In lauten Zornausbrüchen läßt er das sittenlose Völkchen sich gegen seine harte Zucht, gegen seine heidnische Frömmigkeit, gegen Tempelbesuch und Opfer ereifern. Dagegen findet er selbst das unmoralische Dasein Antiocheias verzeihlich, denn die liederliche Stadt hat solches Wesen von den Vorfahren geerbt: sie war stets recht ungebunden. Im gleichen Tone rügt er den Widerstand gegen seine Anordnungen zugunsten der darbenden Armut, auch dies erscheint im Gewande des Tadels gegen ihn selbst, der als genügende Nahrung für eine ordentlich lebende Stadtbevölkerung Brot, Öl, Wein erachtet habe, Fleisch aber als überflüssig. Für solch rauhes, einfaches, geordnetes Wesen aber, das sich an einer Stadt ärgert, wo die Esel sich in den Säulenhallen herumtummeln, ist Julian selbst nicht verantwortlich zu machen, sondern der Ärmste hat eben leider eine gute Erziehung genossen, die ihn frühe zur Tugend anhielt. Antiocheia dagegen ist ganz frei davon, frei von Göttern, Gesetzen, Gesetzeswächtern. Darum ist Julian hier verhaßt, man erklärt, das Chi ‹Christus› und das Kappa ‹Konstantius› hätten der Stadt niemals geschadet. Aber der Kaiser hat doch den Einwohnern genützt, ihnen ein Fünftel der Steuern erlassen: woher also solch ungeheure Undankbarkeit! Diese entrüstet nun den fürstlichen Schriftsteller aufs äußerste, immer wieder hält er es den Gegnern vor, wie sie sich an ihm versündigen. So ist er denn entschlossen, die Stadt zu verlassen und wünscht, daß sie für solches Benehmen Vergeltung treffe.

Julian hat nach seiner Gewohnheit eine Mischung verschiedener Genres vorgenommen, eine satirische Apologie seines Wesens und eine der bekannten antiken Städtereden sind ineinander geflossen. Das wäre in geschickter Verbindung kühl überlegener Satire und ernster werdender Strafrede an sich kein Fehler gewesen, aber Julian mangelte eben die künstlerische Fähigkeit, die eine richtige Mischung vollzogen hätte. Die glänzende Anlage der Spottschrift wird verdorben durch die ermüdende Ausdehnung der den Antiochenern zugeschriebenen Strafrede, durch die Masse der Wiederholungen und zuletzt, am entscheidendsten, durch die Stimmung, die mit der Zeit immer bitterer wird. Denn an die Stelle des siegreichen Spottes und der vernichtenden Standrede tritt allmählich die unerfreulich heftige Klage über die Undankbarkeit dieser Antiochener, die der Imperator doch gerade zu verachten vorgibt. So bricht das Ganze auseinander, und die anfangs sehr geschickte Fechterstellung wird zuletzt zu einer recht kläglichen Geberde. Wahrer Humor fehlt Julian hier wie im «Gastmahl», um ihn zu ersetzen, tischt der Autor, der gewiß mit vollem Rechte seine rauhen soldatischen Sitten dem antiochenischen Wesen gegenüberstellt, allerhand unappetitliche Geschichten auf: wie er sich niemals vor Übersättigung erbrochen, wohl aber einmal in Paris der Dunst eines Kohlenfeuers bei ihm diese Wirkung hervorgebracht habe!

Viel schlimmer ist, daß der Kaiser wieder in die Arena hinabsteigt, um sich mit einem Volke wie den Antiochenern herumzuschlagen. Und er scheut sich nicht im mindesten, seine Klage über die Abnahme des Hellenentums durch lange, sehr offenherzige Schilderungen kläglich ausgefallener Opfer und auch durch abergläubische Mitteilungen zu erläutern. Damit bricht er nicht nur aller Satire, sondern auch der Scheltrede die Spitze ab, damit gibt er seine Niederlage zu, und das gegen die Antiochener abgesandte Geschoß zerbricht mitten im Fluge. So staunt man immer wieder über soviel Können, solche verheißungsvollen Ansätze zur Kunst und solchen Mißbrauch der Mittel. Auch diese Rede, die im gewissen Sinne in der Antike ihres Gleichen nicht besitzt, hat der Kaiser, am Schreiben sich erhitzend und überstrudelnd, in wilder Eile niedergeschrieben.

Bald schied er denn auch von der Stadt. Der größte Teil des Rates, dem die Ungnade des Kaisers doch drückend geworden, geleitete Julian noch eine weitere Strecke. Unterwegs trennte der Monarch sich von Libanios, der Rat aber hörte kein gutes Wort von ihm, Julian bestimmte Tarsos als Absteigequartier nach Beendigung des Feldzuges und hinterließ der Stadt einen ihr unangenehmen Statthalter. Libanios' fortgesetzte Versöhnungsversuche aber wurden durch die weitere Entwicklung der Dinge unnütz gemacht.

2. Der Krieg.

Die Gesandtschaften fremder Völker, die in Konstantinopel erschienen waren, hatten gezeigt, welchen Eindruck Julians Siege auf eine Welt gemacht,

für die der Schrecken des römischen Namens sich schon seit längerer Zeit zu verlieren begonnen hatte. Vor allen hegte der große Perserkönig Shâpur II. mit Recht bange Sorge vor den Plänen des Kaisers und suchte daher in einem entgegenkommenden Schreiben Verhandlungen mit seinem Feinde anzubahnen. Aber der Imperator warf den Brief verächtlich zur Erde und erklärte jede Unterhandlung für schimpflich, so lange noch Städte des Römerreiches, von Perserhand zerstört, in Trümmern lägen.

Seine Umgebung war anderer Meinung, der Perserkrieg war wenig populär. Selbst der treue Sallust, des Kaisers innigster Glaubensgenosse, schrieb ihm einen beschwörenden Brief und bat ihn von dem Zuge abzustehen, so lange er nicht alle Götter auf seiner Seite wisse. Und die gleiche Stimmung scheint das Heer beherrscht zu haben, von allen Seiten wurden fortwährend trübe Vorzeichen gemeldet. Aber der Kaiser verachtete, durch seine Philosophen unterstützt, die Zeichendeuterei der Priester und wußte durch seinen kraftvollen Optimismus aller üblen Vorahnungen Herr zu werden. Ein sonderbares Zeichen der Zeit: ein vorrückendes römisches Heer, in dessen Mitte Wahrsager und Philosophen vor den Ohren seines Führers über die Bedeutung von allerhand Vorzeichen streiten!

Der östliche Feldzug selbst, in dem zum ersten Male wieder seit der Zeit des Galerius ‹296 n. Chr.› ein römischer Herrscher in der Front erschien, war politisch und militärisch gleich gründlich vorbereitet worden. Die Schwierigkeiten des Unternehmens konnten dem kaiserlichen Kenner der römischen Geschichte trotz alles Optimismus nicht verborgen bleiben. Die Orientalen pflegten, damals wie heute, genügsam und geduldig, den Krieg in die Länge zu ziehen, ihre Disziplin und Todesverachtung war der ungestümen Angriffskraft der westlichen Völker gewachsen. Dazu schützte sich das Land selbst gegen einen Angreifer vom Westen her, der Marsch den Euphrat hinab bot nach allen Seiten hin Gefahren, während die Perser nur den Stoß in der Front zu befürchten hatten. Der Kaiser war sich dieser Gefahren bewußt und suchte ihnen mit Umsicht zu begegnen, wenn ein Kirchenvater ihn mit einem unvorsichtigen Faustkämpfer vergleicht, so ist das naive Unkunde der Verhältnisse. Zunächst ward der König Armeniens, jenes Pufferstaates zwischen Rom und dem feindlichen Osten, zur Unterstützung aufgefordert, und ein persischer Prinz, Hormisdas, der sein Vaterland hatte verlassen müssen, als Begleiter des Zuges mitgenommen, um durch seine Kunde des Landes und der Einwohner dem Heere zu nützen oder auch gegebenen Falles etwaige Verhandlungen mit dem Feinde zu fördern. Vollends aber war keine militärische Maßregel verabsäumt worden. Die Einberufung des Heeres geschah in größter Stille und Schnelligkeit. Auch verkannte der Kaiser nicht, daß zu diesem Kriege weder ein allzu großes Heer aufzubieten, noch wieder die Zahl zu gering zu bemessen sei, und so begann er den Kampf mit 65 000 Mann. Den Kern des Heeres bildeten die dem Kaiser treu

ergebenen Gallier und gotische Truppen, die er in dieser Zeit anwarb, an Zahl kaum sehr beträchtlich, den Rest der Armee, der mehrfach auf diesem Feldzuge keine sehr zuverlässige Gesinnung zeigte, wollte er nicht um weitere unsichere Kämpfer vermehren und wies daher die Anerbietungen fremder Völker, Hilfstruppen zu stellen, mit dem stolzen Worte zurück, Rom wolle nur auf eigne Kraft sich verlassen. Der Feldzugsplan ferner zeigt wieder die gleiche Einfachheit und Umsicht der beiden früheren Kriege des hochbegabten Führers. Man ließ durch Anlegung von Magazinen auf der Straße von Edessa nach Nisibis den Feind im Wahne, das römische Heer werde nach altbeliebter Weise auf den Tigris losmarschieren, und förderte diesen falschen Glauben auch noch durch die ersten Märsche. Aber die wahre Absicht des Kaisers war eine ganz andere. Er wählte mit dem Hauptheer den Weg, den vor Jahrhunderten die zehntausend Griechen unter Kyros eingeschlagen hatten, den Euphrat abwärts bis Ktesiphon, und ließ ein starkes Nebendetachement, durch die Armenier verstärkt, von Norden her den Feind beschäftigen, um womöglich dessen Hauptmacht auf dieses abzulenken. Vor allem aber gab dem Zuge sein Gepräge die Begleitung des Heeres durch eine gewaltige Flotte von über tausend Transport- und Lastschiffen, die, durch Kriegsschiffe gedeckt, den Euphrat hinabschwamm. Diese Flotte führte große Vorräte an Lebensmitteln, aber auch an Brückenmaterial und Belagerungsmaschinen an Bord. Einen unabsehbaren Feldzug aber in Alexanders des Großen Stil plante Julian nicht, er gedachte nur einen Sommer für die nachdrückliche Züchtigung des Persers zu verwenden und hatte demgemäß Tarsos als den Platz der Winterquartiere bestimmt.

So gut indes der Feldzug vorbereitet war, so sehr ließen die Ausführungsmittel an Güte vermissen. Das Offizierkorps stand in keiner Weise auf der Höhe, die der Kaiser einnahm. Die bösen Erfahrungen des gallischen Krieges wiederholten sich, die Unterfeldherren leisteten nicht das Verlangte und zeigten wenig Mut, das Heer versagte nicht selten, bezeugte Unzufriedenheit mit seinem Solde, und Julian mußte überall selbst strafend, scheltend, ermunternd, belohnend zugegen sein. Um die Mutlosen vorwärts zu reißen, setzte er mehr als einmal sein Leben aufs Spiel, seine Tollkühnheit wirkte sicher stärker auf das Heer ein als seine langen gelehrten Reden, durch die er nach seiner alten Gewohnheit die Massen glaubte begeistern zu können.

Trotz aller militärischen Pläne und Leistungen wollte der Kaiser nicht auf seine Beschäftigungen im Frieden verzichten. Wie einst der große Alexander sich mit einem Stabe von Gelehrten aller Art umgeben hatte, so folgten auch diesem Orientzuge Philosophen gleich Maximus und Priscus und Historiker wie Ammian, Eutrop und Magnus. Auch seinen Briefwechsel mit Libanios setzte der Kaiser fort. Noch liegt uns ein Schreiben vor, das Julian nach den ersten Märschen an den Rhetor richtete, voll von

offenen Geständnissen über die religiöse Lauheit, die er mehrfach getroffen, aber auch voller Freude, wo er Gesinnungsgenossen begegnet war.

Der Aufbruch geschah früh, am 5. März 363, teils um den Feldzug zeitig beendigen zu können, teils um die nordischen Krieger nicht zu sehr unter der Glut der Sonnenhitze leiden zu lassen. Die eigentümliche Doppelnatur des Kaisers zeigte sich während des Krieges von günstigster Seite: im Gefecht der Tapferste der Tapferen bewies Julian überall auch sein hohes theoretisches Wissen, indem er bewährte taktische Kunstgriffe, die er aus seiner reichen geschichtlichen und militärischen Lektüre immer zur Hand hatte, verwendete. Er wählte für den Marsch den Euphrat hinab, von dessen Gefährdung schon die Rede gewesen ist, die Form eines großen Carrees, die ihm aus Pyrrhos' Feldzügen bekannt war, eine Taktik, zu der gelegentlich auch neuere Feldherrn einem plötzlich und schnell sich entwickelnden Feinde gegenüber haben greifen müssen. Und Julians Tatkraft gab dieser schwerfälligen Formation die nötige Beweglichkeit, die Marschleistungen des Heerkörpers blieben nicht hinter dem gewöhnlichen römischen Maße zurück.

Wie bemerkt ging der Monarch zuerst nach Edessa, dann nach Karrhä, wo die Teilung des Heeres erfolgte und 18 000 Mann nach dem Tigris entsandt wurden, das Gros marschierte zum Euphrat. Der Zug stromabwärts vollzog sich ohne besondere Hemmungen und schwere Kämpfe. Die kleinen Festungen wurden genommen und zerstört, die stärkeren, deren Einnahme nicht sofort gelingen wollte, ließ man mit wenigen Ausnahmen im Rücken, einzelne ergaben sich auch rasch. Das ganze Land wurde zur Vergeltung für Shâpurs Grausamkeit fürchterlich verwüstet, eine Maßregel, deren Schärfe zu der Milde, die Julian seinen Soldaten den Einwohnern gegenüber gebot, in eigentümlichem Gegensatze steht. Durch die Räumung des von den Persern gesperrten Kanals zwischen Euphrat und Tigris gelang es, die Flotte in den zweiten großen Strom überzuführen, das persische Heer wurde bei Ktesiphon schwer geschlagen, und die Römer standen nun vor der Stadt, die ihre Feldzeichen schon so manchesmal erblickt hatte.

Die militärische Lage war jedoch für Julian nicht einfach. Denn seine Unterfeldherren hatten sich wie gewöhnlich schlecht gehalten und sich nicht mit den Armeniern vereinigt, so war der Doppelstoß vereitelt worden. Der Perserkönig aber nahte nun mit dem Hauptheere heran, diesen, im Rücken eine nicht bezwungene Festung, anzugreifen, mochte als Tollkühnheit erscheinen. So blieb nichts anderes übrig, als den Tigris hinaufzuziehen und, verstärkt durch das noch ungeschwächte zweite Corps, den Feind zu erwarten, um nach seiner Besiegung auch Ktesiphon zu nehmen. Freilich war damit die große Lastflotte unnütz geworden, denn man konnte diese nicht ohne Gefahr unter Aufbietung vieler Leute den reißenden Tigris stromaufwärts schleppen lassen. Julian beschloß daher, die Schiffe zu verbrennen.

Die Nachwelt, namentlich auch die kriegsunkundigen Kirchenväter, hat

den Feldherrn wegen dieser Tat heftig getadelt. Aber sie verdient diese Vorwürfe nicht ganz, so zweischneidig die Maßregel auch immer bleibt. Denn des Kaisers Optimismus übersah die üble Stimmung, die das Heer ergreifen mußte, jene bängliche, gottesfürchtige Armee, die denn auch jetzt, da die Flammen der brennenden Schiffe auf dem Strome zusammenschlugen, sich der Verzweiflung ergeben wollte. Nun galt es für den Feldherrn erst recht, sich zu verdoppeln und seine ganze bisherige Tätigkeit noch zu übertreffen. Man hatte bei der Verbrennung der Transportschiffe darauf gerechnet, Ersatz für das Verlorene in dem reichen östlichen Mesopotamien zu finden. Aber die Perser vernichteten diese Hoffnung durch die schonungsloseste Verwüstung des eignen Landes. Dazu kam mit dem anbrechenden Sommer die Hitze, unter der besonders die zahlreichen Nordländer des Heeres schwer litten. Und schon wurden die Angriffe der leichten feindlichen Reiter immer kecker und rücksichtsloser: der Entscheidungskampf mit dem Heere des Großkönigs nahte. Endlich, nach verschiedenen kleineren Gefechten, die keineswegs immer für die Römer ganz glücklich oder ehrenvoll ausliefen, zeigten sich die Kürassiere der Perser und dahinter die Elefanten: Shâpur selbst schien zugegen zu sein. Aber noch einmal siegte Julians Kriegskunst und Ungestüm über den Feind, der nach kurzem Kampfe geworfen wurde. Doch die Not des Heeres stieg immer höher, und es blieb nur ein geringer Trost, daß der Kaiser nicht bessere Kost und Pflege als der gemeine Soldat genoß.

Am 26. Juni zog die Armee wie immer in ihrem großen schwerfälligen Viereck nach Norden, der Kaiser selbst befand sich, wegen der Hitze ungepanzert, an der Spitze. Da rief ihn die Meldung von einem heftigen Angriffe auf die Nachhut nach der bedrohten Seite, nur durch den Schild gedeckt, flog er dorthin. Aber jetzt zeigten sich die Feinde auch von vorn und brachen schon in die Flanke ein. Julian jagte zurück, und es gelang ihm fast augenblicklich, die schon entstandene Verwirrung zu hemmen. Der Feind machte Kehrt, und voll Siegesfreude, mit hocherhobenen Händen auf die Fliehenden hinweisend, wagte sich der Feldherr in seinem Feuereifer allzuweit vor. Da traf die Lanze eines persischen Reiters seine unbeschützte Seite. Vergebens versuchte er sich noch von der Waffe zu befreien, er sank in die Arme seiner Soldaten und ward ins Zelt getragen. Das Heer selbst aber tat, ungebrochen durch dies schwere Unglück, seine Pflicht, und erst die Nacht trennte die Kämpfenden.

Des totwunden Kaisers Ende nahte heran. Noch einmal zwar flackerte seine Lebenskraft heftig empor, er verlangte nach Roß und Waffen, dann wurde er schwächer und ergab sich ruhig und heiter in sein Schicksal. Er empfand voll die Gnade der Götter, die dem Frommen einen schönen Tod als höchste Belohnung schenkten, sein Gebet, das er einst ahnungsvoll an Helios gerichtet, schien erfüllt. In dieser Gesinnung sprach er seinen Freunden zu, er wies sie auf sein unbeflecktes Leben, seine Regententugenden, auf

alles hin, was ihm jetzt das Sterben leicht mache, er pries sein Schicksal, ruhmvoll vor dem Feinde zu fallen. Dann wendete er sich der Wahl seines Nachfolgers zu, dessen Ernennung er jedoch nicht vorgreifen wollte, ordnete sein Testament, erkundigte sich nach den Opfern der Schlacht und beklagte sie lebhaft. In gleicher Selbstlosigkeit tröstete er immer wieder seine Umgebung, zuletzt aber beredete er sich, wie wenigstens unser bester Bericht angibt, mit seinen Philosophen Priscus und Maximus über die Erhabenheit der Seele. Bald jedoch hemmte das nahende Ende das Gespräch, den Kaiser befiel Atemnot, und nach einem Trunke frischen Wassers starb er sanft in der Nacht den Tod eines antiken Menschen, seiner selbst und seines Wertes sich bewußt. Seine Leiche ward zur Bestattung nach Tarsos überführt.

* * *

Tiefer Kummer befiel das Heer und des Kaisers nächste Waffengefährten. Man hatte in dem Getümmel, inmitten dessen Julian gefallen, den Urheber der Todeswunde nicht erkennen können, bald ging das dunkle Gerücht um, das tötliche Geschoß sei von römischer Hand entsandt worden. Und der Haß der Christen war heftig genug, um einen solchen Verdacht als halbwegs gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Gregor von Nazianz, der Jugendgenosse des gefallenen Imperators, wußte auf einmal, der Kaiser habe bei einer Heerschau laut seinem Bedauern Ausdruck gegeben, so viele Menschen wieder nach Hause zu bringen, daraufhin sei er von einem empörten Soldaten mit dem Schwerte durchbohrt worden.

Die längere Zeit zurückgepreßte Empörung der Christen nahm jedoch noch weit leidenschaftlichere Formen an. Das Gefühl der Befreiung von schwerer Gefahr — erwartete man doch schon für die Zeit nach dem Perserfeldzug eine wirkliche Verfolgung — wurde bald verdrängt durch die wütende Erinnerung an das, was man erlitten hatte oder erlitten zu haben glaubte. Jeder Gedanke an das verwaiste Vaterland ward erstickt, dem toten Imperator gellten in seine stille Gruft zu Tarsos die wildesten Flüche der Christen nach. Am lautesten erklang die Stimme der eigentlichen Orientalen. Der Syrer Ephraim wußte sich in seinen Hymnen auf den Tod des Abtrünnigen, des Sonnenanbeters, des Ehrlosen, jenes Bockes und Opferers nicht genug zu tun, dagegen preist er den edlen Sinn des Perserkönigs. Ganz anders lassen sich wieder die Griechen vernehmen. Auch sie tadeln viele Maßregeln des Kaisers, namentlich seinen Feldzug, aber der wahre Stein des Anstoßes ist einem Gregor doch das Rhetorenedikt, über dieses schüttet er in wilden Übertreibungen die ganze Lauge seines Zornes aus. Und noch viele Jahrzehnte nach seinem Tode schien der kaiserliche Glaubensfeind gefährlich. Das Buch gegen die Christen mußte endgültig bekämpft und vernichtet werden. Dies Werk übernahm Kyrillos. Satz für Satz hat er die Schrift

zu widerlegen versucht, wie früher Ähnliches schon Origenes gegen Celsus unternommen.

Ins Ungeheuerliche ließ der Haß der Christen die Legenden namentlich über Julians Ende wachsen. Da schleudert der verwundete Kaiser sein Blut zur Sonne mit dem Rufe empor: sättige Dich! oder, wie man später phantasierte, mit dem berühmt gewordenen Worte: Du hast gesiegt, Galiläer! Und man läßt weiter, da man mit der Zeit sich doch scheute, den Tod des Verhaßten rächender Christenhand zuzuschreiben, Christus selbst aus dem Himmel ein Geschoß gegen den Kaiser senden oder den heiligen Merkur von Jesus den Auftrag zur Tat erhalten. Den Syrern blieb es wieder vorbehalten, in ihren phantastischen Romanen die Gestalt Julians zum Ungetüm zu verzerren und ihm ein Bündnis mit dem Teufel anzudichten. — Das Mittelalter hat dann diese Erbschaft des ausgehenden Altertums übernommen und erweitert, bis die Renaissance der Erscheinung des Christenfeindes allmählich die gespenstigen Züge zu nehmen lernte. —

Aber nicht nur die Feinde sind an Julians Grabe zu Worte gekommen. Freilich, es bedeutet nicht allzuviel, wenn ein Libanios eine Klagerede auf den Toten hielt oder in einem Leichensermon ein Bild des gefallenen Helden zu geben suchte, wenn er in seinen Briefen um den trauerte, dessen Tod auch seinem Leben die schwerste Wunde geschlagen. Auch der Ton eines Epos auf den Perserkrieg, den ein Teilnehmer des Feldzugs besang, verklang schnell. Eindrucksvoller, dauernder war das tiefe Leid der heidnischen Massen. Diese haben auf ihre Weise das Gedächtnis ihres Schützers zu erhalten gesucht. Ihre Stimmführer mögen jene gefälschten Julianbriefe in Umlauf gesetzt haben, die des Kaisers Güte gegen seine philosophischen Freunde maßlos übertreiben und ihn seiner Großtaten weit über seine Gewohnheit hinaus sich rühmen lassen. Noch ein Jahrhundert nach seinem Tode datierten diese Hellenen ihre Zeitrechnung nach seiner Regierung. — Dazu war die heidnische Geschichtschreibung überaus tätig, das Bild des Kaisers zu schützen oder glänzend auszumalen. Nach Magnus' Schilderung des Perserzuges erzählte in monumentaler Weise der unbestechliche Ammian, wie Julian im Leben und Sterben gewesen, Eutropius pries ihn, Eunapios war sein begeisterter Lobredner, und der heidnische Würdenträger Zosimos verweilte in seinem Geschichtswerke mit besonderer Liebe beim Perserkriege des Kaisers. Diese Haltung wirkte selbst noch auf die byzantinische Zeit nach, deren Autoren zuweilen ein gewisses Maß von Gerechtigkeit gegen den Apostaten bewahren. Der Masse freilich der Christen jener Epoche war Julian ein Greuel, eine ergötzliche Probe dieser Gesinnung geben uns die Flüche byzantinischer Handschriftenkopisten auf den ruchlosen Kaiser und seinen Anhang.

An der Empfindung aber der Heiden nahm auf seine Weise auch das niedere christliche Volk teil. Seine Geistlichen mochten es wohl mit Entsetzen vor der Ruchlosigkeit des Heiden erfüllen, aber es konnte doch nicht

vergessen, daß dieser Kaiser ein Freund des kleinen Mannes gewesen war. Materielle Wohlfahrt bleibt stets das Streben der Massen. Julian hatte sie geschaffen durch Siege über beutebeladene Feinde, durch einschneidende Gesetze. So ward denn im Osten wie im Westen bei seinem Tode mancher laute Schrei der Verzweiflung laut, und selbst der christliche Dichter Prudentius, der durch seine geistlichen Gedichte die heidnische Literatur verdrängen wollte, hat dem gefallenen Gegner einen Kranz aufs Grab gelegt. Wohl tadelt er seine Feindschaft gegen Gott, seine unwürdige Götzendienerei, aber er preist den Kriegshelden, den Schöpfer der Gesetze, den hochberühmten Redner: wahrlich, ein echter Römer, der über dem Glaubensstreit doch des Reiches nicht vergessen wollte.

Auch die Neuzeit hat über das Wesen des wundersamen Römerkaisers gegrübelt, für und wider sich erhitzt, Phantasien gesponnen. Auf die Würdigung Julians durch den großen Humanisten Montaigne folgte Tillemonts Verdammungsspruch über den «horreur du genre humain», den Gott durch einen frühen Tod bestraft habe, folgte in neuem Wechsel die Darstellung des Kirchenfeindes Gibbon, den eine unverhohlene Zuneigung zu dem jugendlichen Christengegner zog. Es ist ein Ruhmestitel der erneuten deutschen Theologie, daß sie das Streben des Kaisers zu würdigen verstanden hat. August Neander hat als der Erste sich liebevoll in Julians religiöse Denkweise vertieft, Karl von Hase ihn dem Athanasius an die Seite gestellt. Wie tief davor die Schrift des Rationalisten D. Fr. Strauß in den Schatten tritt, der in Julian Friedrich Wilhelm IV. treffen wollte, ist bekannt.

Eine neue Epoche setzt mit dem Erwachen des Ultramontanismus und des religiösen Lebens überhaupt ein. Die Parteisucht trat wieder stärker hervor, Julian ward aufs neue verdammt oder höchstens als der abgefallene Seraph Abbadona eingeschätzt, bis auf den heutigen Tag hat diese Beurteilung gedauert. Demgegenüber hat ein gewissenloser Liberalismus den Kaiser auf seinen dünnen Schild gehoben und zum Kämpfer gegen Seelenzwang und Glaubensdruck gemacht. Von beiden Parteien ist der Ultramontanismus hier in weit stärkerem Rechte, wenn er den unerbittlichen Feind der christlichen Religion folgerichtig noch heute bekämpft, denn das war Julian, von Liberalismus lebte nichts in ihm, dessen Pläne die Schöpfung einer durchaus unduldsamen Heidenkirche anstrebten. —

Vollends hat die Dichtung seit den Zeiten der Syrer sich immer wieder mit der Lösung des geschichtlichen und menschlichen Rätsels, das Julian zu bieten schien, beschäftigt. Das gilt in erster Linie von der psychologisch sinnenden Neuzeit: von Schiller bis auf den Russen Dan. Mereschkowski ist es von Julian nicht stille geworden. Aber es ist wenig Bedeutendes geschaffen. Eichendorffs nebelhafter «Julian» ist vergessen wie Dahns professoraler

Roman gleichen Namens. Hier hat die skandinavische Dichtung gesiegt: allein Ibsens Drama «Kaiser und Galiläer», auf unglaublich eindringendem Quellenstudium beruhend, und trotz modernster Religionsideen von plastischer Anschauung der ganzen Zeit beseelt, gibt ein Bild von unvergleichlich dichterischer und nicht geringer geschichtlicher Überzeugungskraft.

* * *

Das Rätsel des bedeutenden, eine ganze Zeit beschäftigenden Individuums läßt sich niemals vollständig lösen; als ein Kind seiner Epoche bestimmt es diese seinerseits; es findet nach geheimsten Gesetzen das unverrückbare Ziel seiner Natur. Was wir daher hier sagen können, kann nur den Wert von Aphorismen haben.

Schon das Altertum hat, wie früher bemerkt, Julian einen Proteus genannt. Es bestaunte seine Vielseitigkeit, seine Neigung zum beschaulichen gleichwie zum praktischen Leben; auch seine Gegner wurden der Tätigkeit des Kaisers als Feldherr, Gesetzgeber, Schriftsteller gerecht. Aber die verhältnismäßig einfache, fast nur summierende Anschauung der Spätantike kann uns hier nicht genügen. Eine Fülle von Gegensätzen durchwaltet diesen merkwürdigen Organismus. Julian ist durchaus Mystiker und gelegentlich auch Romantiker — so ganz Unrecht hatte D. Fr. Strauß nicht —, und doch nie ganz Träumer, er scheint oft völlig ein Mann der Praxis und darf sich selbst gern ausschließlich als Soldaten bezeichnen. Er stellt die Religion hoch über alle Vernunft, ja selbst über das Römerreich, und fällt doch für sein Vaterland. In einer Seele beherbergt er Alexander und M. Aurel, er ist Philhellene gleich so manchem Kirchenvater der Epoche und doch ganz orientalischem Gotteswesen ergeben. Sein hochgespanntes sittliches Bewußtsein läßt ihn eifrig nach der Gerechtigkeit streben, und doch verzeichnet die Geschichte von ihm Taten herbster Ungerechtigkeit. Er ist durchaus ehrlich, er schreibt mit fast unvorsichtiger Offenheit über den Rückgang des Heidentums und verschmäht gleichwohl nicht auch kleinliche Mittel des Seelenfangs. Er liebt Würde und Ordnung, der verwahrloste Zustand Antiocheias stößt ihn ab, und er selbst vergißt mehr als einmal alle Haltung des Herrschers und Menschen und verstößt wider jeden Takt. Er ist Sanguiniker und doch wieder nüchtern, eitel und wieder von reizvoller Unbewußtheit; bestrickend liebenswürdig, kann er doch sehr rauh auftreten; er reißt seine Soldaten durch sein Feuer fort und hält ihnen gleichwohl öde Reden. Er weiß gut zu schreiben, und doch verschmäht er vor innerer Hast nicht selten die Ausfeilung seiner Arbeiten, sein Wissen ist bedeutender als das vieler Zeitgenossen und doch ist er gelegentlich flüchtig; er scheint in den Büchern zu leben und bewahrt trotzdem in tiefer Seele die selige Erinnerung an den Genuß landschaftlicher Schönheit, er ist doktrinär und doch ganz Gemütsmensch. Und zuletzt trotz aller Unruhe, Hast und mancher Überstürzung finden wir eine Fülle von

Taten und Unternehmungen, die auf gründlichster Durchdenkung des Planes und eingehendster Vorbereitung beruhen.

Ein Blick auf die ganze Zeit löst uns vielleicht einen kleinen Teil des Rätsels. Man tut recht, Julian durchaus als Genossen seiner Gegner, der Dogmen schmiedenden wie der brünstig frommen Christen zu verstehen. Aber wir dürfen wohl noch weiter gehen. Die furchtbare Erregung des großen, noch nicht völlig beendeten Kampfes zwischen Heiden und Christen zittert noch lange in den Seelen der Menschen nach. Der Christ hat nun ganz auf der Erde Fuß gefaßt und muß sein Wesen zwischen ihr und dem Himmel teilen. Ein Kaiser Constantius steht inmitten der Glaubensstreitigkeiten und bringt der Staatsräson blutigere Opfer dar als mancher heidnische Purpurträger vor ihm, ein Athanasios läßt seinen großen Zweck die Mittel heiligen, ein Gregor predigt und dichtet, in trüben Stunden von peinigenden Zweifeln beschlichen, ein Hieronymus ist bald Asket, bald liest er heimlich entzückt seine Klassiker, wollustvollen Träumen hingegeben. Sollen wir ferner noch von einem Augustin reden? Ein Teil der inneren Unruhe der ganzen Zeit ist auch in Julians Seele hineingelegt.

Vieles aber findet vielleicht auf anderem Wege seine Erklärung. Julian war verschwenderisch begabt und entwickelte angestrengt jedes seiner Talente, ohne doch einer jener unerfreulichen fürstlichen Dilettanten zu werden. Aber er war kein Genie, dafür fehlte ihm das Dämonische. Auf dem Wege ein Genie zu schaffen, hemmte die Natur ihren Schritt, sie schuf einen Mann, der als Feldherr unter so vielen Heerverderbern hoch aufragt, der als Gesetzgeber und Verwalter Großes leistet, der auch als Schriftsteller nicht Unbedeutendes schafft, der die Herzen der notleidenden Massen wie der Geistesgrößen im Sturme gewinnt, den seine Feinde, nie vor ihm sicher und hilflos seiner sittlichen Reinheit gegenüber, unbeschreiblich hassen. Aber ihm fehlt das Letzte, was dem Genie seine Prägung gibt, die instinktive Erkenntnis des providentiell Notwendigen, die Kraft, überall aus Dunkel Klarheit zu schaffen, der sichere, Wert und Unwert von Menschen unterscheidende Blick. So ist seine Wirkung innerhalb seiner Zeit nur eine beunruhigende, keine wirklich schöpferische gewesen, so klar er manche Leiden der Epoche erkannt, so kräftige Heilung er versucht hat. Seine kurze Regierung weckte Hoffnungen, die doch nicht erfüllt werden konnten. Den kraftvollen Willen, das persönliche Regiment eines in tiefstem sittlichen Sinne auf das Wohl seiner Untertanen bedachten Herrschers an Stelle der summarisch arbeitenden Bürokratie zu setzen, ließ die Ungunst des Schicksals nicht zur Reife gedeihen. So konnte er weder das Sehnen der heidnischen Massen erfüllen, noch die materielle Not des Reiches dauernd heben.

Aber auch ein längeres Leben hätte den Kaiser seine Ziele nicht alle erreichen lassen. Zu einem wirklich großen Regenten war er eben viel zu unruhig und subjektiv. Ein Herrscher, der von einer Stimmung sofort in

die entgegengesetzte verfallen konnte, war im letzten Grunde kein fester Anhalt für ein großes Reich. Der gläubige Optimismus, der ihn von einem Gesetz, einer Ansprache, einer Predigt, einer Schrift schleunige Heilung bestehender Schäden erwarten ließ, beweist die große Kurzsichtigkeit eines allzu schnell mit den Eindrücken fertigen Menschen. Dieser Mangel an Übersicht hätte ihn in einem weiteren Verlaufe seiner Regierung sicher die schwersten Erfahrungen machen lassen und ihm die bittersten Enttäuschungen bereitet. Manches der Art hatte er ja schon erlebt: die jugendliche Begeisterung für das Amt des Regenten, die er in Gallien empfunden, verlor sich, und der religiöse Kampf ließ ihn binnen eines Jahres immer herber und ungerechter werden.

Schicksal und Wesen eines Menschen stehen in eigentümlichem Zusammenhang. Ein solch intensives Regieren und Schaffen konnte nur kurz dauern. Dies kurze Walten aber war, wie eben betont, kein Glück für das Reich; nur vorübergehend erlitt das bürokratische Regiment eine Unterbrechung, bald wälzte es sich wieder auf die Untertanen, die vergebens auf dauernde Besserung ihres Daseins gehofft, zurück. Nur die Kirche, die umsichtig und tapfer den neuen Glaubensfeind bekämpft hatte, gewann durch Julians Gegnerschaft an Einheit.

Und doch hat auch sie durch den Kaiser einen schweren Schlag erlitten. Wohl ist Julian der Führer der Heiden geworden, aber nicht etwa der Leiter einer stumpfen versagenden Masse, die ohne ihn nichts gewesen wäre. Hätte nicht dieser Mann sich an ihre Spitze gestellt, so wäre ein anderer das Haupt der Bewegung geworden. Denn eine starke antichristliche Bewegung war vorhanden, in den Massen wie unter den vornehmen Geistern. Julians Schilderhebung aber stärkte das Heidenheer, dessen Überwindung der Kirche noch schwerste Mühen bereiten sollte.

Aber dieses Vorgehen eines Heiden vertieft nur die geistliche Disposition seiner Epoche. Schon im Beginn des Jahrhunderts hatte man Priester zu Statthaltern gemacht, das Christentum gab den Bischöfen Teil an der Rechtsprechung; Julian sieht im Priester die Blüte des Menschtums, er selbst ist Oberpriester der Heidenschaft und will eine Heidenkirche gründen. Ein Klerus von Religionsphilosophen soll sie leiten, ihre Mysterien erklären und in die Massen überführen. Daß dieses Beginnen aussichtslos war, weil ihm die handfeste Moral der kirchlichen Predigt, vor allem, weil ihm die Person des Religionsstifters selbst fehlte, tut hier nichts zur Sache: der heidnische Kaiser wirkt am ganzen Wesen der Zeit aufs nachdrücklichste mit.

Julians Glaubenseifer führt nun die Sache der orientalischen Gottheiten. Die letzten heidnischen Heereskaiser waren noch einmal für die alten occidentalischen Götter eingetreten, er stritt für Helios, Mithras, Kybele. So gehört er als dienendes Glied einer Entwicklung an, die auch den bewußt Widerstrebenden in ihren Bann schlägt, der begeisterte Philhellene ist ein Halborientale, ein Frühbyzantiner.

Als Mensch aber bleibt er eine Erscheinung voll Kraft und Wahrheit. Wenige antike Persönlichkeiten gestatten uns, so in ihrer Seele zu lesen gleich ihm; wir können nicht selten sein Denken und Fühlen von Stunde zu Stunde begleiten, den vielfachen Wechsel der Stimmungen verfolgen; sein Leben spielt sich mit beispielloser Hochspannung ab. Immer ist er in Tätigkeit der verschiedensten Art, seit den Tagen der Kindheit dem Ideellen schwärmerisch zugewandt, ohne jede Regung der Sinnlichkeit, sein Herz den Freunden stürmisch schenkend, begeistert für die Götter und ihre Diener. Bei aller Aufgeregtheit und Unruhe voll frischester Todesverachtung hat er durch seinen Soldatentod seiner Torheiten und Mißgriffe Menge gesühnt. Und der jugendlich leidenschaftliche Imperator hat nicht nur des Hassens Kraft, sondern auch die Macht der Liebe betätigt.

Anhang.

S. **3** Z. 14 ff. Das Material über Julians Eltern findet sich bei Seeck in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie IV S. 1043, 3 und S. 98 sowie in dem hier noch überaus oft zu zitierenden Werke: Geschichte des Untergangs der antiken Welt IV 433. — Z. 21 ff. Vgl. Liban. orat. XIX 19 S. 393, 7 ff. Förster. — S. **4** Z. 8 f. Über das Geburtsdatum vgl. Radinger: Philol. L, 1891, S. 761 und besonders ebenda C. J. Neumann S. 761 f., denen ich den Vorzug vor Seeck IV 391 gebe. — Z. 24 ff. Julian: Misop. S. 454, 16 ff. Hertlein. — Z. 27 ff. Vgl. Seeck bei Pauly-Wissowa IV 1, 1044 ff. über Constantius II. und Gesch. d. Unterg. usw. S. 6 f. — S. **5** Z. 2. Dieser älteste Bruder des Gallus und Julian wird nur bei Julian selbst ep. ad S. P. Q. Athen. S. 349, 4 H. erwähnt. — Z. 5 ff. Ich füge den bei Seeck Gesch. d. Unterg. IV 391, 32 genannten Quellen über den Mord noch ein neues Zeugnis hinzu: Johannes Chrys. ⟨in epist. ad Philipp. cp. IV hom. XV 5, Migne vol. XI⟩, der, sei es aus Scheu vor dem Kaiserhause oder nach sophistischer Manier, die Namen unterdrückt, aber doch ziemlich durchsichtig ist, ohne freilich historisch Richtiges zu bieten, immerhin bezeugt auch er die Meinung von Constantius' Mitschuld an der Tat. — Z. 25. Vgl. unten S. 20 Z. 20. — Z. 31 ff. Hieronymus: ep. 107, 4 ff. — Z. 39 f. Wir haben es mit drei Zeugnissen zu tun: in der ep. ad Themist. S. 335, 23 ff. H. redet Julian von seinen δείματα: ὅτε τῆς παρ' ὑμῖν ἠρχόμην παιδείας, aber diese Worte bedeuten nicht, daß Julian damals selbst in Schrecken und Angst gelebt, sondern bezeichnen nur die Schreckenstat, dann läßt die orat. VII S. 298, 7 ff. ihn als πρῶτον ὑπηνήτης Klarheit über den Mord gewinnen, und damit vereinigt man am einfachsten ep. ad Athen. S. 349, 18 ff. H., wo ihm auf Macellum, dem Aufenthalte seiner Knaben- und ersten Jünglingsjahre, die kaiserlichen Diener die Bluttat zu erklären und zu beschönigen suchen. — S. **6** Z. 1 ff. Ich folge hier, was die verschiedenen Aufenthalte Julians angeht, Seeck IV 456 ff., resp. Koch: Jahrb. f. Phil. Suppl. XXV 352 ff., nicht aber der Anschauung Allards: Julien l'Apostat I 267, der Julian ein Jahr in Nikomedien bleiben und dann seinem Erzieher Eusebios nach Konstantinopel folgen läßt. Dann hätten wir für verhältnismäßig kurze Zeit drei Aufenthalte Julians in Konstantinopel, zwei in Nikomedien. Ganz unrichtig läßt auch Negri: L'imperatore Giuliano l'Apostata S. 23 Julian überhaupt in Konstantinopel bleiben. — Z. 2 ff. Über Eusebios vgl. Jülicher bei Pauly-Wissowa VI 1, 1439 f. E. wurde im Jahre 338 Bischof von Konstantinopel. — Z. 16 ff. Julian: Misop. S. 452, 21 ff. H. Nicht sehr viel anders zeigt Johannes Chrys. hom. in ep. ad Hebr. XXVIII 5 ⟨Migne vol. XII p. 199⟩ dem christlichen Weibe den Himmel und die Volksgemeinde der Engel als das wahre Schauspiel. — Z. 22 f. Julian ebenda S. 452, 21 f. — Z. 27 ff. Wir kennen ungefähr den durchschnittlichen Umfang der Schullektüre jener Zeit: Homer, Hesiod, Theognis, Demosthenes, Lysias, Herodot, Thukydides: Sievers, Das Leben des Libanius S. 11. Über

Julians Lektüre überhaupt vgl. später das Nötige. — Z. 30. Libanios orat. XL 7 und XLIII 5ff. beklagt bekanntlich tief den Zug der Kleinasiaten nach dem Westen ⟨Sievers a. a. O. S. 162f., Allard: Julien l'Apostat I 273ff., der wie gewöhnlich sehr weitschweifig ist⟩. — Z. 36. Mardonios' Christentum ergibt sich aus allgemeinen Erwägungen, seine Abneigung gegen die Kyniker ⟨Julian. orat. VI S. 256, 14ff. H.⟩ beweist weder für noch gegen. — Z. 41f. Misch: Geschichte der Autobiographie I 356ff. — S. **7** Z. 4ff. orat. IV S. 168, 10ff. H. Die Zeit dieser inneren Erlebnisse ist natürlich unbekannt, sie erstreckte sich nach S. 168, 12 ἐκ παιδαρίου, 169, 4 γενειήτην auf eine längere Spanne. — Z. 17ff. Über die ganze Chronologie vgl. Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 458. — Z. 20f. Vgl. Julian. orat. VIII S. 312, 26ff. H. — Z. 22. Die Hauptstelle über Nikokles bei Liban. orat. XV 27 S. 129, 16ff. Förster. — Z. 32. Julian erzählt S. 169, 3f. H. καί μέ τις ἤδη ἀστρόμαντιν ὑπέλαβεν ἄρτι γενειήτην. Das würde auf jene Zeit passen. Ein Prinz, der Astrologie trieb, schien doch wohl das Schicksal nur in ganz besonders ehrgeiziger Absicht zu befragen und war, angesichts der vielen Orakel, die man damals über die Thronfolge und dergl. anstellte, höchst verdächtig. — Z. 35f. Julian. ep. ad Athen. S. 353, 7 H. — S. **8** Z. 14f. Vgl. Sievers: Das Leben des Libanius S. 53ff. — Z. 22f. Vgl. Liban. orat. XVIII 12 S. 241, 18ff. Förster, eine Stelle, aus deren Interpretation ich die Darstellung im Text, namentlich die Vermutung, Hekebolios sei Julian gefolgt, entwickelt habe. — Z. 35f. Freude des Libanios an schönen Gegenden: Sievers a. a. O. 10, Themistios' Interesse am Landbau: S. 290, 5ff. Dindorf. — Z. 37ff. Julians Schilderung in dem Briefe an Euagrios ⟨46⟩ S. 549ff. H. ist gemischten Charakters, wie soviele seiner Schriften, sie ist teils ἔκφρασις, teils Darstellung aus seinem Leben. Auch die Christen schwelgen in begeisterten rhetorischen Beschreibungen von Gegenden: Johannes Chrysost. in acta apost. VI 3, 4 ⟨Migne vol. IX S. 61⟩, Gregor von Nyssa: epist. 20, Sidonius Apollinaris: epist. II 2, p. 34, 31 Mohr. — S. **9** Z. 20ff. Sozomenos: hist. eccl. V 2 S. 1213 Migne. Daß Julian genau die Erklärungsweise, die man auf die Bibel anwendete, kannte, ist aus seiner Polemik ersichtlich, ihm begegnen aber auch später noch unbewußte Bibelzitate, z. B. orat. VII S. 302, 9f. νῆφε καὶ γρηγόρει ⟨1. Petr. 5, 8⟩. — Z. 24ff. Berichterstatter ist hier besonders der heftige Feind Julians, Gregor von Nazianz: orat. IV 24ff., der auch ganz arglos ⟨25⟩ an Kain und Abel erinnert. Allard ⟨I 288⟩ hält die Geschichte unter allerhand Kautelen für nicht ganz unmöglich, und auch Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 107 nimmt wenigstens den gemeinsamen Bau einer Kirche an. — Über Julians Taufe vgl. C. J. Neumann: Juliani imp. librorum c. Christianos q. supersunt S. 3ff. Ich gestehe trotz Cyrills ⟨c. Julian. I 3, Migne vol. IX S. 505⟩ Zeugnis noch meine Zweifel zu haben, in Cyrill redet doch des Kaisers späterer wütender Feind, und selbst Constantius nahm erst auf dem Totenbette die Taufe. — Z. 41f. Julian. ep. ad. Athen. S. 350, 13ff. H. — S. **10** Z. 5ff. Julian. orat. VII S. 298, 7ff. H. und ep. ad Athen. S. 349, 18ff. sind zu vereinigen. — Z. 19ff. Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 209 hält freilich an der Überlieferung ⟨Gregor. orat. IV 30⟩ fest, der er eine etwas weitgehende Folgerung gibt. — Z. 22ff. Julian. orat. V S. 225, 19 H., vgl. orat. IV S. 169, 7ff. — S. **11** Z. 19. Natürlich war es nicht, wie Zosimos II 45 meint, die Absicht des Constantius, Gallus an diesem Auftrage zugrunde gehen zu lassen: die Stellung bot ja keine besonderen Gefahren, und Constantius war bei allem Mißtrauen und aller Kleinlichkeit doch kein konsequenter Schurke. — S. **12** Z. 19. In Nikomedien sah er auch den Pompeianus: Liban. ep. 33, vgl. Seeck: Die Briefe des Libanius S. 242. — Z. 37. Vgl. über Poseidonios F. Cumont: Archiv für Religionswissenschaft IX 329f. und besonders Wendland: Die hellenistisch-römische Kultur² S. 60f., 134ff., 158 wie auch Gerhäusser: Der Protreptikos des Poseidonios. Diss. Heidelb. 1912 passim. Sehr wichtig ist auch Kroll über Hermes-Trismegistos bei Pauly-Wissowa VIII 815ff., dazu wieder Cumont: La théologie solaire du paganisme romain. Mém. de l'acad. des inscr. XII 2. — S. **13** Z. 19ff. Zeller: Die Philosophie der Griechen III 2, 520ff. Trotz mehrfacher Anlehnung an die Stoa finden wir bei Behandlung der gleichen Probleme doch eine weit reifere Beantwortung

dieser, vgl. z. B. das Verhältnis von Tugend und äußerem Glück ⟨III 2, 6 ff., Zeller 618 f.⟩. — Z. 30. Diese Mythen werden nur zu einem Teile physikalisch oder ethisch gedeutet, zum Teil dagegen metaphysisch, also originell, vgl. Zeller 680. — Z. 30 f. Auch diese Verteidigung ist metaphysisch und sticht gegen andere ⟨vgl. mein Buch: Zwei griechische Apologeten XX—XXIII, 77 f., 241, 276⟩ ab. — Z. 39 ff. Über Porphyrios s. Zeller III 2, 693 ff. und Bidez: Vie de Porphyre. Gand. 1913, über seine Zweifel Zeller 722 ff. — S. **14** Z. 14 ff. Ich kann über Jamblichos nur sehr scharf urteilen und weiche somit etwas von Praechter: Richtungen und Schulen im Neuplatonismus. Haller Genethliakon. 1910. S. 113 ff., ab, von dem ich natürlich viel gelernt habe. Wer Jamblichs elenden Protreptikos und die klägliche Biographie des Pythagoras, mit der der Streber natürlich Porphyrios überbieten wollte, gelesen hat, muß wenigstens über den Schriftsteller so denken. Der Protreptikos ist schon eine Art Stobaios mit verbindendem Text ⟨vgl. auch Hartlich: Leipziger Studien X 244⟩: so schreibt er S. 69, 7 ff. Pist. ὅτι δὴ ψυχὴ . . . Platon: Phaid. 83 c und 69, 11 auch dessen οὐκοῦν sinnlos ab, 78, 24 ff. und 80 spielt er in stumpfsinniger Kopie Platons mit sich selbst Dialog. Das Leben des Pythagoras ⟨Quellenuntersuchung von W. Bertelmann: De Jambl. vit. Pyth. fontib. Diss. Königsb. 1913⟩ aber leidet, wie jeder Leser weiß, an schlimmen Wiederholungen: z. B. S. 64, 8 ff. Nauck fast = 100, 8 ff., 42, 18 = 103, 16, 73, 12 = 109, 1, 133, 12—15 = 176, 5—8, 142, 8 ff. = ⟨157, 14 ff.⟩ 162, 12 ff. u. ö. Die Schrift de mysteriis, die Zeller ⟨S. 774, 1⟩ nach anderen Jamblich, auch wegen ihres Vorgehens gegen dessen Lehrer Porphyrios abspricht, wird ihm heute wieder zugesprochen, besonders von C. Rasche: De Jamblichi libri qui inscribitur de mysteriis auctore. Diss. Münster. 1911, der S. 22 mit vollem Rechte auf den auch sonst hervortretenden Gegensatz Jamblichs zu Porphyrios hinweist, und den Beweis der Identität wesentlich aus der Sprache erbringt. Immerhin ist das Buch de myst. besser komponiert als die beiden oben genannten Schriften. Ein Unterschied der Lehre ist aber kaum vorhanden, und so verbinde ich im folgenden Jamblichs Anschauungen mit denen dieser Schrift. — Z. 27. Die Scheidung der intelligibeln von der intellektuellen Welt und ebenso der intelligibeln Götter von den intellektuellen scheint nur eine Fortsetzung der poseidonischen Anschauung von Gott als dem πνεῦμα νοερόν, geradeso wie Poseidonios' Einbeziehung aller möglichen vorbedeutenden Sprüche vielleicht von Jamblich noch benutzt und erweitert worden ist. — Z. 33 f. Zeller 742. — Z. 34 f.. Die Schrift de myst. S. 256, 5 Parth. nennt Ägypter und Assyrer «heilige Völker», deren fremde Götternamen der Autor bevorzugen will. Das erinnert deutlich an die im Mithrasdienste gebräuchlichen barbarischen Worte: Dieterich, Eine Mithrasliturgie 36. — Z. 38 ff. Macrob. I 17 ff. Vgl. F. Cumont: La théologie solaire du paganisme romain p. 7 u. ö., dazu unsere späteren Bemerkungen über Julians 4. Rede. — S. **15** Z. 1 ff. Vgl. de myst. S. 97, 7 P., 228, 16 ff. — Epiphanien der Götter ebenda 75, 10 ff. Dazu zeigt die «Mithrasliturgie» S. 10, 28 ff. treffendste Analogie. — Z. 5 f. Protr. 110, 6 ff. Pist. Vgl. auch über die Sprüche der Pythagoreer: vit. Pyth. S. 77, 6 N., 172, 6. — Z. 8. De myst. S. 96, 7 ff. P., 246, 15 ff. — Z. 9. De myst. 259, 8. — Z. 39. Über Maximus vgl. Seeck: Die Briefe des Libanius S. 208 ff. — S. **16** Z. 2 f. So müssen wir m. E. den ganz unpsychologischen hochtrabenden Bericht des Eunapios über Maximus S. 475 Dübn. deuten: Julian überwältigte beide Philosophen, oder, modern gesprochen: er fiel ihnen auf die Nerven. — Z. 8 ff. Julian. orat. VII S. 304, 25 ff. H. — Z. 18 ff. Liban. orat. XIII 12 S. 67, 3 ff. Fö., ep. 606. Vgl. Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 463, 21. — Christen: Gregor erzählt ⟨orat. IV 55 f.⟩ von einem Erlebnis Julians mit Dämonen. Allard I 310 glaubt an ephesischen Ursprung der Schauergeschichte. — Z. 39. Vgl. Liban. orat. XVIII 21 S. 243, 19 Fö. — S. **17** Z. 10 ff. Themistios: orat. XXIII. — Z. 15 ff. Vgl. Liban. orat. XII 29 S. 19, 3 Fö. — Z. 27 ff. Die heidnischen Zeugnisse: Liban. orat. XVIII 19 f. S. 245, 4 ff. Fö. ⟨vgl. XIII 14 S. 68, 4 ff. Fö.⟩, Ammian. XXII 5, 1 reden von der notwendigen Vorsicht, die christlichen ⟨Seeck: Gesch. d. Unterg. S. 464, 4⟩ nur von Heuchelei. — Z. 35 ff. Dem schon von Petavius gegen den Brief ⟨Hertleins Ausgabe S. 613 f.⟩ erhobenen Zweifel ⟨vgl. namentlich die törichte Bemerkung des Briefes ἀποστῆναι τῆς προτέρας θρη-

σκείας τῆς ἐκ προγόνων παραδοθείσης⟩ kann ich mich trotz Seecks Eintreten für die Echtheit des Schreibens ⟨Gesch. d. Unterg. IV 124, 440, 6⟩ nur anschließen. Wenn christliche Berichte ⟨vgl. oben S. 9 Z. 24 ff.⟩ Julian in Macellum im Konflikt mit seinem angeblich so gottseligen Bruder zeigten, so ist hier wieder dieselbe Tendenz zu spüren. Das Vorgehen aber ist um so ungeschickter, als dieser Brief den Gallus, der ja aus seinen früheren Disputen mit seinem Bruder ⟨vgl. oben⟩ dessen antichristliche Gesinnung gekannt haben müßte, hier auf einmal tiefbetrübt durch den Gesinnungswechsel erscheinen läßt. Dieser Widerspruch aber bezeugt nun nicht etwa die Richtigkeit des Briefes im Gegensatz zu der früher erwähnten Fiktion des Disputes, sondern nur den immer wieder erneuten Versuch, Julians Schlechtigkeit, besonders hier seine Heuchelei hervortreten zu lassen. In der Tat, wiederhole ich, müßte ja Julian ein recht grundsatzloser Mensch gewesen sein, wenn er damals den guten Aetios so wacker hinters Licht geführt und sich dann epist. 31 in aller Herzlichkeit der früheren schönen Tage erinnert hätte. Philostorgios III 27 S. 53, 5 ff. Bidez kannte wohl den Brief und läßt Aetios auf Gallus' Geheiß den Julian besuchen. — S. **18** Z. 10 f. Epist. ad Them. S. 336, 11 ff. H. An dieser Krankheit, die durchaus nicht unbedingt nach dem Wortlaut der Stelle durch die Strapazen der im Interesse eines Freundes unternommenen Reise zu Araxius hervorgerufen zu sein braucht, nimmt Libanios ep. 13 Anteil ⟨Seeck: Die Briefe des Libanius 467⟩. — Z. 13. Vgl. epist. ad Themist. 336, 1 ff. Über den von Julian aufgesuchten Statthalter Araxius vgl. Seeck a. a. O. 82 f. Über Julians damalige Freundschaft mit Seleucus vgl. denselben 272. — Z. 21. Vgl. Julians Äußerung oben S. 9 Z. 41. — Z. 40 f. Epist. ad Athen. S. 351, 17 f. H. vgl. 353, 12 f. — S. **19** Z. 1 f. Ammians Bericht über die Anklage XV 2, 7: *quod a Macelli fundo in Cappadocia posito ad Asiam demigrarat liberalium desiderio doctrinarum ⟨et⟩ per Constantinopolim transeuntem viderat fratrem* ist in seinem ersten Teile doppelt falsch: denn von Macellum aus hatte Julian nach Asien zu gehen Erlaubnis erhalten, und die liberales doctrinae zu treiben ließen sich alle einigermaßen gebildeten Christen ebenso angelegen sein wie die Heiden. Seeck: Gesch. d. Unterg. S. 221, 5 f. hilft sich mit einer Anklage auf Zauberei, urteilt aber S. 464, 29 sehr richtig über Ammians Meinung, die Zusammenkunft der Brüder habe wirklich stattgefunden. — Z. 19 f. Koch: Jbb. f. Phil. Suppl. XXV S. 367 und Seeck a. a. O. 221 scheinen mir zu irren, wenn sie glauben, Julian sei als unschuldig entlassen, dann aber wieder als in den Hochverrat des Africanus und Marinus verstrickt zurückberufen. Julian. ep. ad Athen. S. 352, 20 ff. H. behandelt die Zeit nach der athenischen Reise, orat. III S. 152, 11 einen unbekannten Zwischenfall, der zum kurzen Aufenthalt in Comum ⟨Amm. XV 2, 8⟩ führte. Die ἑστία S. 352, 20 ist Hellas ⟨vgl. 352, 7⟩. — Z. 24 f. ep. ad. Them. S. 336, 15 ff. — Z. 28 f. Vgl. auch Liban. orat. XIII 18 S. 69, 11. — Z. 35. Vgl. ep. ad. Athen. S. 350, 22 ff., 351, 17 ff. — Z. 40 ff. Cod. Theodos. XVI 10, 4 von Mommsen chronologisch bestimmt, freilich bleibt ein Zweifel. — S. **20** Z. 6 ff. Koch ⟨a. a. O. S. 364⟩ verlegt dies Erlebnis ⟨ep. 78 S. 603 ff.⟩ mit Recht in die Zeit vor dem Mailänder Verhör, desgleichen Asmus: Zeitschr. f. Kirchengesch. XXIII 479 f., Julian sagt 603, 10 κληθεὶς εἰς τὸ στρατόπεδον ⟨= Hof⟩, womit zu vergleichen ist S. 336, 16 . . . ἐγὼ τῶι στρατοπέδωι παρέμενον. Allard I 346 mißversteht dies von Julians Kommando. — Z. 20 ff. Orat. III S. 152, 21 ff. — Z. 26. Das athenische Universitätsleben wird geschildert von Schemmel: Neue Jahrbb. f. d. klass. Altert. XXII. 1908. S. 494 ff., das Konstantinopels ebenda S. 147 ff., das alexandrinische: XXIV. 1909. S. 438 ff., allgemein A. Müller: Philol. LXIX 2, S. 292 ff. Das Buch von John W. H. Walden: The universities of ancient Greece. New York. 1909. habe ich nicht gelesen. — Z. 31. Vgl. Suidas u. d. W. Προαιρέσιος. — S. **21** Z. 1 ff. Liban. orat. XVIII 29 f. S. 249, 4 ff. Fö. — Z. 7 f. Himerios: orat. XV 3 u. ö. — Z. 10 f. Gregor. orat. XLIII 16. — Z. 15. Seeck: Die Briefe des Libanius S. 105. Ob dieser bei Liban. a. a. O. S. 249, 11 ff. gemeint ist, steht dahin, ist aber doch wahrscheinlich ⟨vgl. sonst Försters Anmerkung⟩. — Z. 21. Vgl. 10 f. — Z. 23. Gregor. orat. XLIII 21. Vgl. zu S. 22 Z. 31 ff. — Z. 25. Orat. V 23. — Z. 36 ff. Asmus: Philol. LXV. 1906. S. 410 ff. — Z. 41 f. Überliefert nur von Eunapios: vit. soph. S. 475, 43 Dübn., an falscher Stelle, mit Julians Aufenthalt bei

Maximus verbunden, aber Eunapios kannte den Priester, der Julian aufgenommen; Allards ⟨I 330f.⟩ Zweifel ist hyperkritisch. — S. **22** Z. 15. Ep. ad Athen. S. 354, 13ff., vgl. Liban. orat. XII 38 S. 21, 16ff.; Gregor. orat. XLIII 24. — Z. 31ff. Liban. orat. XVIII 154 S. 302, 20ff. hebt die Unregelmäßigkeit seines Sprechens deutlich genug hervor und bestätigt in etwas Gregor. — Z. 38. Proteus, so nennt ihn später Liban. orat. XVIII 176 S. 312, 18. — S. **24** Z. 9ff. Diese Beweggründe der Kaiserin bei Zosim. III 1 müssen ungeschichtlich sein, namentlich der erste, denn sie stellt dem Gatten ja nur vor, was er nach Ammian. XVI 12, 69 schon von sich aus zu tun pflegte. Über die Gehässigkeit des Berichts vgl. Koch: Jahrbücher f. Philol. Suppl. XXV. 1899. S. 370f. Anders Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 233f. — Z. 17ff. Alles dies erzählt Julian an verschiedenen Stellen: ep. ad Athen. S. 354, 25ff., 353, 20ff., orat. III S. 155, 20ff. Von der göttlichen Eingebung redet auch Liban. orat. XII 38 S. 22, 1. — S. **25** Z. 7ff. Ammian. XV 8, 4ff. = Johannes Antioch. fr. 176. — Z. 8f. = E 83, die Anwendung ist recht sophistisch, denn auch Diogenes ⟨Diog. La. VI 2, 57⟩ hatte den Vers einmal parodisch zitiert. — Z. 19ff. Ammian. XVI 10, 18f. — Z. 24. Ep. ad Athen. S. 357, 2ff. — S. **26** Z. 3ff. Vgl. C. Gladis: De Themistii Libanii Juliani in Constantium orationibus. Bresl. 1907. — Z. 7f. Z. B. Dion: vgl. Asmus: Julian und Dion Chrysostomos. Tauberbischofsheim. 1895. S. 12, 4; 13; 14, 4; 15, 2; 20, 1; 22; 23, 5; 30, 36. — Z. 18. Julian. orat. I S. 19, 26f. — Z. 21. Julian. orat. I S. 46, 20 über die Kataphrakten, wo der Soldat Julian die Leute, die von den Kürassieren nur durch Hörensagen wissen, zurechtweist, freilich wieder auf ziemlich sophistische Weise. Vgl. Liban. orat. LIX 69 S. 242, 14ff.; Ammian. XVI 10, 8. — Z. 24. Immerhin muß Julian, wenn er in Gallien der Rede die jetzige Gestalt gegeben hat, darauf gerechnet haben, daß der Kaiser sie nicht las, denn in ihrer zweiten Gestalt war sie doch einem Constantius gegenüber nur allzu offen. Vielleicht publizierte also der Cäsar die Rede in dieser Form erst nach Constantius' Tod. Auch Asmus: Julians Galiläerschrift im Zusammenhange mit seinen übrigen Werken. Freiburg i. B. 1904. S. 42 nimmt nach anderen eine Bearbeitung an. Desgleichen weisen formelle Anzeichen auf Bearbeitung. Der von Julian gern vermiedene Hiat ⟨Sintenis: Herm. I 69; Hertlein ebd. VIII 171⟩ findet sich seltener in der 1. Rede als in der zweiten, ferner besteht das gleiche Verhältnis für die Nachahmungen des Demosthenes und Isokrates, die in der 2. Rede stark abnehmen, die erste zeigt also weit mehr Arbeit, und da sie überaus lang ist, so wird man mit der Annahme nicht fehl gehen, daß dieser Fleiß erst bei einer neuen Durcharbeitung auf sie verwendet worden ist ⟨vgl. zu den genannten Nachahmungen G. Brambs: Studien zu den Werken Julians des Apostaten. Programm des Gymnasiums. Eichstätt. 1899. 2. Teil S. 5ff.⟩. — Z. 25. Unattisch ist aber z. B. S. 33, 14 πελαγίζων. — Z. 26ff. z. B. wird das bekannte rednerische und rhetorische φασί sogar bei der Erwähnung der Nilüberschwemmung gebraucht ⟨S. 33, 15⟩! — Z. 27. S. 40, 26 das bekannte Wort des Eupolis auf Perikles, auf das in jener Zeit mehrfach angespielt wird ⟨Themistios II S. 45, 1f. Dind.; XXVI S. 397, 8; Gladis a. a. O. S. 16⟩; S. 3, 8 Simonides fr. 66 ⟨vgl. Gregor. Naz. ep. XCI; CLXXXIX⟩ wohl aus Plutarch: Reg. et imp. apophth. 207c oder Aristides XLVI S. 192 Dind., aus demselben Plutarch ⟨Per. 32⟩ Z. 15, 12 ὑποτυφομένου . . . . τοῦ πολέμου und ⟨Them. 12⟩ S. 24, 11f. ἀθρόως . . . . ὤφθης. Die Herkunft des Pindarfragmentes 76 S. 9, 23 vermag ich nicht zu zeigen. Natürlich ist sonst die Rede voll von Zitaten aus Platon, Herodot, Thukydides, Xenophon, wie Gladis im Einzelnen zeigt. — Z. 35ff.: S. 28, 1ff.; 44, 19ff.; erstere Stelle bringt ⟨S. 34, 3f.⟩ ein Homerzitat ⟨Δ 451⟩, letztere zeigt ein Gemisch von richtiger Darstellung und rhetorischer Art; sie ist der Schilderung des Kampfes bei Argentoratum schon nahe verwandt ⟨vgl. unten⟩. Natürlich entspricht die Angabe der kleinen Verlustziffer S. 29, 22 echt römischer Gewohnheit. — Z. 38f. z. B. S. 16, 24ff. Derartiges tritt noch mehr in der zweiten Rede hervor. — Z. 42. S. 10, 2. — Z. 42f. S. 3, 16ff. — S. **27** Z. 4f. S. 28, 24ff. Zusammenfassend bemerke ich noch, daß Allards Betrachtung des Panegyrikos ziemlich unkritisch ist. Deutsche Einzelforschung kennt der parteiische und sentimentale Biograph nicht. — Z. 16ff. S. 16, 5.

Für das Kapitel III 2 habe ich benutzt: Ammian, Libanios: orat. XVIII 40 ff., XII 48, Zosimos, Zonaras, Sokrates III 1, Sozomenos V 2 ⟨Eutrop. X 14, Aurelius Victor 42, 17 geben nichts aus⟩ und Julian selbst: epist. ad Athen. S. 357, 19 ff.⟩, dazu außer der schon öfters genannten gelehrten Literatur noch die Ausführungen von Lavisse: Histoire de France. Paris. 1900. I., Köpp: Die Römer in Deutschland. Bielefeld-Leipzig. 1905, v. Borries: Hermes XXVII S. 170 ff., Westdeutsche Zeitschrift XII S. 242 ff., Delbrück: Geschichte der Kriegskunst II S. 210 ff., Mommsen: Das römische Militärwesen seit Diocletian. Ges. Schriften VI 206 ff. Es ist wichtig, daß man erkannt hat, wie ungerecht die von Julian abhängige Literatur Constantius' Vorgehen dargestellt hat, sowie anderseits, daß die Beschreibung der Schlacht bei Straßburg, soweit dieser Name überhaupt zu Recht besteht, bei Ammian aus Julians Bericht geschöpft ist, aus seinem βιβλίδιον stammt. — S. **28** Z. 40 ff. Lavisse a. a. O. I 298. — S. **29** Z. 22 ff. Z. T. wörtlich aus Mommsen: Ges. Schriften VI 253 ff. entnommen. — Z. 36. Vgl. auch noch über das römische Lager der Zeit R. Grosse, Das römisch-byzantin. Marschlager vom 4—10. Jahrh. Byz. Zeitschr. XXII. 1913. S. 90 ff. Ich habe den Aufsatz für den Text nicht mehr verwerten können. — Z. 40. Amm. XVI 12, 43. — S. **30** Z. 12 ff. S. 357, 21 f. — Z. 14. Zosimos III 3, 2 = Liban. orat. XVIII 95 S. 277, 3 f. — Z. 30 f. Sehr wichtig sind hier die Nachrichten des Sozomenos V 2. — Z. 42 ff. Ammian XXII 3, 7. — S. **31** Z. 4. Libanios: orat. XVIII 40 S. 253, 13 ff. weiß auch vom schönen Wetter zu berichten, das Julians Alpenübergang begünstigte. — Z. 22. Vgl. Julian. orat. III S. 159, 18 ff. — Z. 22 ff. Cicero: acad. II 1, 2. — Z. 26 f. Ammian. XVI 5, 10, vgl. Otto: Die Sprichwörter der Römer S. 57, wo das griechische Muster, das natürlich ein Julian gebraucht hatte, nachgewiesen wird. — S. **32** Z. 13 ff. Ich bemerke, daß unter den zahlreichen Biographen und Beurteilern Julians bisher noch niemand sich die leichte Mühe gemacht hat, die Angaben über diesen seinen Feldzug genau auf der Karte nachzulesen und daraus die einfachen Schlüsse zu ziehen. — Z. 15 ff. Cod. Theod. XVI 10, 6. — S. **33** Z. 1. Ammian XVI 2, 11 läßt Julian nach diesem Erlebnis vorsichtiger werden, aber Julian ist doch nicht schuld an dieser Lage, die sich immer wieder, namentlich auch durch den später zu behandelnden Angriff auf Sens erneuert. — Z. 7. Ammian sagt zwar XVI 2, 12 *audiens itaque Argentoratum Brotomagum Tabernas Salisonem Nemetas et Vangionas et Mogontiacum civitates barbaros possidentes territoria eorum habitare*, aber berichtet nichts davon, daß Julian den Durchmarsch durch den Paß von Zabern habe erzwingen müssen, sondern nur von einem Gefechte bei Brumath. — Z. 21 ff. Vgl. dagegen Kochs sonderbar grämliche Beurteilung a. a. O. S. 384 f. — S. **34** Z. 9 f. Ammians Worte XVI 7, 6 *is ... etiam Julianum aliquotiens corrigebat Asiaticis coalitum moribus ideoque levem* müssen wir zusammenhalten mit dem, was derselbe Schriftsteller in der Musterung von Julians vitia ⟨XXV 4, 16⟩ sagt: *levioris ingenii, verum hoc instituto rectissimo temperabat, emendari se cum deviaret a fruge bona permittens* und dem, was wir oben S. 16 Z. 11 über Julians Beeinflussung durch Maximus gelesen. Es handelt sich also um seine Veränderlichkeit, seine Launen, sein ganzes unruhiges Wesen, das die römische Sprache, nicht reich an Charakteristik, mit *levitas* bezeichnet, Julian fehlte die gravitas, Constantius' Grandezza. — Z. 39 f. orat. III S. 136, 8 ff. — S. **35** Z. 3 f. ebenda S. 163, 2 ff. Rhodogune und Semiramis nennt zusammen Ps. Dion: de fort. 2, 2, beide mit Tomyris vereinigt bei Polyain. VIII 26—28. — Z. 10 f. ebenda S. 147, 3 ff. — Z. 19 f. Sophistische Mittel: z. B. das Zitat aus Sappho fr. 3, S. 140, 19 ⟨= ep. 19 S. 499, 16 f.; Sappho gern von der Rhetorik zitiert: z. B. Aristides: orat. 20 S. 425 Dind.⟩, S. 160, 2 = Eurip. Phoen. 529. — Z. 20. Philosophische Bilder: S. 156, 22 ff. ist platonisch: Phaedr. 246 a, freilich sehr individuell ausgeführt. — Gelehrsamkeit: wir haben hier wieder fleißige Lektüre Plutarchs: S. 133, 8 = quom. adul. ab am. intern. 63 d, S. 165, 10 vgl. Plut. Per. 38. — Z. 21. S. 142, 9 ff. eine entsetzlich weitschweifige Ausführung. — Z. 22. Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 256 ⟨478⟩ meint, Eutherius sei der Überbringer der Rede gewesen: das läßt sich weder beweisen noch widerlegen. Immerhin fällt die Rede, da sie die ersten Feldzüge Julians und den ersten Aufenthalt der Eusebia in Rom erwähnt

⟨S. 159, 18; 166, 17⟩, um die gedachte Zeit. — Z. 32. Ammian. XVI 11, 3. — S. **36** Z. 10. Koch a. a. O. S. 391 versteht Ammian. XVI 11, 8 *partim difficiles vias et suapte natura clivosas concaedibus clausere sollerter arboribus immensi roboris caesis* m. E. ganz richtig vom Zaberner Passe. — Z. 13f. Vgl. Liban. orat. XVIII 50 S. 257, 17ff. — S. **37** Z. 2f. So Liban. orat. XVIII 52 S. 259, 8, anders Ammian. XVI 12, 3. — Z. 9. Es ist nachgewiesen, daß Ammians Beschreibung der Schlacht auf Julian zurückzuführen ist, worauf u. a. auch die viel deutlichere Schilderung eines von Ammian selbsterlebten Kampfes ⟨XVIII 6, 11ff.⟩ führt. Aber m. E. hat man noch zu wenig beachtet, daß die Schilderungsfarben bei Ammian sehr lebhaft an den Schlachtbericht der Rede an Constantius erinnern, so ist z. B. XVI 12, 37 das ganze Bild durchaus das typische einer Schlacht wie bei Julian S. 34, 3ff. Das ὀλλύντων μὲν οὐδαμῶς ἀπολλυμένων δὲ πολυτρόπως ist homerische Reminiszenz wie Julians Herumreiten und Ansprachen vor der Schlacht ⟨12, 29ff.⟩ an die ἐπιπώλησις gemahnt, wie 37 *umbo trudebat umbonem* = N 131 ist, wie das immer wieder als geschichtliche Wahrheit abgemalte Bild von Chnodomar ⟨24⟩: *erectus in iaculum formidandae vastitatis* uns das πελώριον ἔγχος ἐνώμα ⟨E 594⟩ und das τῶι ὅ γ' ἐρεισάμενος ⟨Θ 496⟩ ins Gedächtnis zurückruft. Vgl. auch Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 265. — Z. 22f. F. Stolle: Das Lager und Heer der Römer. 1912. S. 47. — Z. 23ff. Die bei Ammian. XVI 12, 9 stehende Rede ist natürlich nicht so gehalten, aber ähnlich mag der Cäsar immerhin gesprochen haben. Seine wahre Meinung indessen kann sie nicht wiedergeben, sie würde doch eine allzu große Schonung für die Soldaten ausdrücken: auch nach einem langen Marsche Feierabend zu machen, wo es galt, den Feind möglichst bald aufzusuchen, wäre unmilitärisch und unstrategisch gewesen. Vgl. auch Seeck a. a. O. S. 261. — Z. 37. Wie es Delbrück: Gesch. d. Kriegskunst II 273 versucht, der, wie so oft, den Unterlegenen nur 6—10000 Mann zubilligt, vgl. dagegen Köpp: Die Römer in Deutschland S. 96. — S. **38** Z. 5. Stellung des Feldherrn: Veget. III 18. — Z. 10ff. Vgl. Ammian. XVI 12, 29ff. Liban. orat. XVIII 53 S. 249, 14 sagt, Julian habe sich aus der Literatur solcher Ansprachen erinnert. Sehr möglich, daß auch dies im βιβλίδιον stand. — Z. 22f. Dies hat Delbrück, natürlich nicht ohne wirksame Beispiele, für unmöglich erklärt ⟨a. a. O. 276⟩, aber es gibt doch auch manches moderne Gegenbeispiel, z. B. das Kitcheners im Burenkriege, der seine flüchtenden Söldlinge gehemmt und wieder ins Feuer geführt hat. — Z. 31. Hier tritt bei Ammian. XVI 12, 56ff. in der poetischen Schilderung des letzten Ringens der Germanen im Flusse so recht der Charakter seiner Quelle, Julians, hervor, denn ganz ähnlich schildert dieser S. 34, 9ff. eine Episode des Perserkrieges. — S. **39** Z. 3f. Die Inschrift von Spoleto ⟨Dessau: Inscriptiones latinae selectae I 739⟩ nennt beide: reparatores orbis atque urbium restitutores . . . . Fl. Jul. Constantius . . . . et Julianus nobilissimus ac victoriosissimus Caes. Vgl. Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 479 zu 264, 13. — Z. 6ff. Ammian. XVII 11, 1; XVI 12, 67. — Z. 32ff. Die Quellen für die folgende Schilderung sind Ammian. XVII 1—3, 8—11, 1; XVIII 1, 2; XX 1; Liban. XII 48ff.; XVIII 66ff.; Julian. ep. ad Athen. S. 360, 9ff.; Zonaras XIII 10, 9ff.; Zosimos III 3ff.; Sozomenos V 2; Mamertin. Grat. act. Jul. 4, 5; Eunapios S. 217, 24 Dind. Meine im Text gegebene Darstellung ist absichtlich etwas kürzer als die frühere gehalten. — S. **40** Z. 15f. Ammian. XVII 8, 4 = Liban. XVIII 75 S. 268, 20. — S. **41** Z. 25ff. Das scheint Ammian. XVII 10, 1f. doch sehr nahe zu legen, Koch S. 414 sucht darin ein Zerwürfnis mit Julian. — Z. 27ff. Über diesen hat Luc de Vos in der Revue des ét. grecques XXI. 1908. S. 426ff. und Rev. de phil. XXXIV. 1910. S. 156ff. zwei ausgezeichnet törichte Aufsätze geschrieben, um zu zeigen, daß die etwas dunkel scheinende Stelle bei Liban. orat. XVIII 85 nicht Sallust betrifft, sondern vielmehr des Florentius zuerst ausgezeichnetes, dann immer schlechter werdendes Verhältnis zu Julian darlegt, anfangs dem Prinzen gegenüber wie ein Vater ⟨S. 273, 1⟩, verleumdet er ihn später als Rebellen ⟨S. 272, 18 ἐπαίροντά τι νέον oder ἐ. τὸ νέον für ἐ. τὸν νέον⟩ und verjagt ihn schließlich aus dem Palais. Das Hauptargument dieses Gelehrten ist der Glaube an Libanios' Zuverlässigkeit, der nicht Florentius mit

Pentadius ⟨Julian. ep. ad Athen. S. 363, 15 ff.⟩ habe verwechseln können, er hält dazu Sallustius für gleichaltrig mit Julian, wovor ihn ein Blick in Seecks «Briefe des Libanios» hätte bewahren können. Über Florentius s. gleich unten S. 44 Z. 19 ff. — Z. 41 ff. Vgl. Schiller: Geschichte der römischen Kaiserzeit III 2, 313 f. — S. **42** Z. 2 ff. Lavisse: Histoire de France I 371, vgl. Julian. Misop. S. 438, 4 ff. — Z. 9 f. Gregor. orat. V 41. — In III 3 folge ich Seeck: Gesch. d. Unterg. d. ant. Welt II 62—336, W. Schultze: Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Stuttgart. 1896. II S. 12 ff. — S. **44** Z. 19 ff. Über Florentius erfahren wir außer durch Ammian ⟨und Libanios: vgl. oben S. 134 u.⟩ durch Julian selbst ep. 17 S. 496, 18 ff., eine Stelle, die Asmus: Philol. LXI 530 ff. richtig interpretiert, näheres, hier wird die Denkschrift ⟨ὑπομνήματα⟩, die Florentius an den Kaiser sandte, berührt und Julians zornige Äußerung darüber angeführt. Wie Florentius sich für des Prinzen Vergehen gerächt hat, sagt Julian S. 497, 9 nicht deutlich. — Z. 31 ff. Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 270, 482. — Z. 36. Vgl. Liban. orat. XVIII 84 f. Die ganze Erzählung kommt mir freilich sehr parteiisch vor, sowohl Julians Zurückhaltung wie das Vorgehen des Florentius, der da glaubt, der Prinz werde nicht gerecht richten, ist bedenklich. Ich glaube, daß des Präfekten Bild bei Ammianus sehr viel zuverlässiger sein dürfte. Florentius war ein Mann nach kaiserlicher Schablone, aber weder ein Dummkopf noch ein Schurke. — S. **45** Z. 8. Lavisse: Histoire de France I 326. — Z. 13 f. vgl. S. 48 Z. 37. — Z. 22 f. Schwarz: De vit. et script. Juliani imp. Bonn. 1888 setzt die Abfassung in die Zeit von Juni 358 bis Mai 360, Gladis: De Themistii Libanii Juliani in Constantium orationibus. Breslau. 1907. S. 11 nimmt mit Recht als terminus ante quem das Jahr 359 an, wo der Perserkrieg aufs neue begann, von dessen Wiederausbruch Julian hier noch nichts weiß. Wenn aber derselbe, dessen ausgezeichnete Arbeit ich mit Vergnügen benutze, meint, die Schrift falle noch vor die Schlacht bei Straßburg und dafür Ammian. XVI 12, 70 zitiert, so irrt er m. E. Gerade die Angabe, daß Constantius diesen Sieg als seinen eignen beschreibt, spricht gegen die Ansetzung vor der Schlacht: Julian erklärt S. 84, 17 die βασιλέως παρασκευή habe den Angriff der Barbaren vereitelt. Der Kaiser aber war auch damals gar nicht zugegen und Julian hat nur, wohl oder übel, hier die praktischen Folgerungen aus Constantius' Verhalten nach Argentoratum gezogen. — Z. 24 f. Wir haben eine ziemlich scharfe Stelle über den Familienmord S. 74, 10 ff.: sollte Julian so etwas mit der Absicht, den von ihm gehaßten Constantius heimlich zu treffen, wirklich dem Kaiser vorgelegt haben? Daß er in dieser Rede öfter von den Göttern redet, besagt weniger, Libanios und Themistios konnten sich ähnliches, ja noch mehr herausnehmen. — Z. 33. Zwei Muster sind es besonders, an die er sich anschließt, zu einem kleinen Teile Isokrates' Euagoras, worauf mit vollem Rechte G. Brambs: Studien zu den Werken Julians des Apostaten. 2. Teil. Eichstätt. 1899. S. 22 ff. hingewiesen hat, und Themistios' 1. und 2. Rede, vgl. Gladis a. a. O. Das richtige Rhetorenschema aber, das Julian noch z. T. in der 1. Rede befolgt, ist hier fast völlig verlassen. — Z. 34 f. Sophistisch ist S. 68, 22 der Hinweis auf den Eros von Thespiai, sophistisch sind die vielen Zitate und Stilblüten ⟨z. B. auch aus Plutarch: S. 81, 27 λαμπροὶ ταῖς ἐλπίσιν = Artax. 30, zu S. 126, 23 erinnert man an Eurip. Bakch. 822, 830, von Platon ist hier natürlich abzusehen⟩, ist die Umschreibung des Namens von Aquileia: S. 91, 23 ff., sophistisch dann wieder die unnötig ausführliche Schilderung der Alpen: 92, 4 ff., sophistisch ist die Erzählung eines θαυμάσιον des Rheins ⟨104, 23 f.⟩, der natürlich nicht genannt wird ⟨dieselbe Geschichte auch bei Gregor. Naz.: carm. q. sp. ad al. IV 143⟩. Julian erweist sich dabei auch als Kenner der homerischen Kritik: vgl. 87, 1 ff. = schol. A 197 V, er hat sich auch die Beschaffenheit des Skamandros auf seinem Besuche in Troas gründlich angesehen ⟨77, 2 ff.⟩. Ablehnung des sophistischen Schemas: S. 119, 28 ff. — Z. 36 ff. Die Schlacht bei Mursa wird wieder in der alten Weise ⟨vgl. oben S. 132⟩ geschildert, teils technisch richtig, teils mit den typischen Farben ⟨75, 17 ff.⟩. — Z. 38 f. Vorgezeichnet wird dies schon durch Themistios: orat. I S. 11, 3, wo ganz in platonischem Sinne von Hirt und Herde die Rede ist ⟨eine Entlehnung aus Dion, wie Asmus: Julian und Dion Chrysostomos. Tauberbischofsheim. 1895 S. 12 f. meint,

ist also kaum anzunehmen⟩. Die vielen Zitate aus Platon bei Themistios haben auch Julian zu gleichem Vorgehen veranlaßt, ja, dieser hat sogar einmal ⟨87, 17⟩ in derselben Weise wie Themistios ⟨orat. II S. 40, 1, wo auf solchen Brauch der Neuplatoniker hingewiesen wird⟩ ein Platonwort mit Absicht leise verändert. — S. **46** Z. 9. Der Herrscherspiegel beginnt S. 110, 9ff., ich habe von S. 112, 6 an mehreres ausgehoben. — Z. 14ff. Aus Platon: Leg. 808b. — Z. 19. Führenden Teile ⟨ἡγεμονικῶι τῆς ψυχῆς μορίωι⟩: stoisch. — Z. 30ff. vgl. Platon: Resp. 375b. — Die Sprache der Rede ist ⟨vgl. Brambs: Studien zu den Werken Jul. d. Apostat. 1. Teil 1897. Eichstätt. S. 7ff.⟩ natürlich nicht rein attisch ⟨S. 111, 20f. ὑπνηλός spät, 109, 12 λυσιμέριμνος poetisch, 98, 18 ἀποσμιλεύων = Themist. orat. XXI S. 305, 22ff.⟩, es ist das gewöhnliche Sophistengriechisch der Zeit ⟨vgl. auch den rhetorischen terminus technicus 71, 19 προνομίων⟩. — S. **47** Z. 13ff. S. 311—327 Hertl., übersetzt von Asmus: Kaiser Julians philosophische Werke. Leipzig. 1908. S. 3ff. — Z. 14f. Über das Schema des Propemptikons vgl. Vollmer: Statius Silvae. S. 394f. An eine versteckte Satire auf Constantius, eine konsequente Nachahmung von Dions 13. Rede mit Asmus ⟨Julian und Dion Chrys. S. 16f.⟩ zu glauben, ist mir unmöglich, von den aufgestellten Parallelen ist nur der Vergleich mit Odysseus ⟨S. 323, 22ff.⟩ Beweis dafür, daß auch Dion: orat. 13 benutzt worden ist. Dagegen zeigen sich sonst Nachahmungen von Dions 3. und 4. Rede ⟨Praechter: Archiv f. Philos. 1892, 46ff.⟩. — Wichtige Textvorschläge bei Cobet: Mnemos. 1883 S. 369f. — Z. 18f. Stark kommt es zum Ausdruck, daß Julian vergeblich mit sich selbst die Probe machte, wie er das Scheiden des Freundes ertrüge: S. 312, 26ff. — Z. 19. Natürlich wird Platon oft zitiert, einmal ⟨314, 22⟩ in besonders flüchtiger Weise aus Platons 7. Briefe ⟨325c⟩ eine Anschauung des kurz zuvor dort genannten Sokrates gewonnen. — Z. 20f. Das Beispiel des Scipio und Laelius ⟨316, 22⟩ stammt aus Plutarch. an seni resp. ger. s. S. 797d. Über fernere Benutzung Plutarchs durch Julian vgl. Sonneville: Revue de l'instr. publ. en Belg. XLII. 1899. S. 97ff. — Z. 24. Sophistisch ist der Reichtum an Zitaten aus verschiedenster Literatur: 311, 13 παιώνιον ἄκος = [Hippokrat.] ep. X 8, 314, 1 ein unbekannter Tragiker = fr. ad. 513, 315, 10 = Aristoph. Ach. 1, 23 = Demosth. de cor. 97, 319, 15 = Xenoph. symp. 4, 12, Diog. La. II 6, 49, eine sehr ungeschickte Benutzung, wie Cobet: Mnemos. 1883 S. 361f. zeigt, 321, 4 = Eurip. Phoen. 161f., 16 tragisch: vgl. Diog. La. VI 6, 95 ⟨Cobet a. a. O. 362⟩, 322, 13 Komikerfragment: III fr. 475 Kock, sonst nur bei Lukian. musc. enc. 11. — Die Sprache zeigt Berührungen mit der κοινή ⟨326, 20 ἀψυχαγωγήτως = Polyb. IX 1, 5⟩ und anderer Literatur: z. B. 321, 22 συνεθισμός = Plotin. Enn. I 3, 3. — Z. 28f. ep. 71. — Z. 36ff. ep. 55 an Eumenios und Pharianos = [Liban.] ep. 1205. — S. **48** Z. 1ff. ep. 17. — Z. 4f. Dies ist ein Charakteristikum vieler Briefe des Julian, der ebenso wie andere Zeitgenossen, z. B. Libanios und besonders auch Gregor von Nazianz ⟨ep. 9, 13, 21, 42 u. a.⟩, den Briefstil nach rhetorischen Mustern sich eingeübt hatte. — Z. 5ff. Asmus ⟨Philol. LXI 578f.⟩ vergleicht zu dem Traum von den Schößlingen des Baums Herodot I 108, aber der Fall liegt ganz anders als dort. Es handelt sich um die Frage, ob bei dem Fall des großen Baums auch der Nebenschößling zu Grunde gehen solle. Hierfür finde ich keine Quelle, entfernt daran erinnert die babrianische Fabel 36 von der Eiche und dem Rohr. — Z. 10ff. Asmus hat in dem soeben angeführten Aufsatze das Verhältnis klargestellt: S. 496, 15—18 ⟨ἧις⟩ betreffen Eusebios, dann folgt die Invektive gegen Florentius. Ich bin nur insofern anderer Meinung als Asmus, als ich in dem πρὸς αὐτὸν ⟨Z. 19⟩ ebensowenig wie S. 497, 7 in dem ὁ δεῖνα eine diskrete Redaktion sehen kann, sondern vielmehr einen Rest Sophistik darin finde, die ja viele geschichtliche Namen unterschlägt oder umschreibt. — Z. 19ff. Liban. ep. 372. — Z. 28. Ammian. XX 16, 4, Zonaras XIII 11, 13. — Z. 29ff. Erhalten in der Anthol. Pal. IX 365 ⟨vgl. Cumont: Revue de philol. XVI 166⟩, 368. Die anderen Gedichte ⟨in Hertleins Ausgabe S. 612⟩ werden zum Teil in der Anthol. Pal. ⟨Planud.⟩ als ἄδηλα bezeichnet, können aber, von anderer Seite als julianisch bezeugt, natürlich doch echt sein. — Z. 37. Ep. 55 S. 565, 14f., ep. 29 S. 520, 19. — Z. 40. Libanios: orat. XII 55. Bei dem hier erwähnten Philosophen

denkt Förster zu dieser Stelle an Priscus' Besuch. Welcher Art die ἔπη τὸν ἄνδρα μηνύοντα ⟨ὑμνοῦντα Förster⟩ gewesen sind, die Julian an dieser Stelle dem genannten Philosophen mitgibt, wissen wir nicht. — S. **49** Z. 34ff. Die ganze Julian günstige Literatur redet immer nur vom Neide des Kaisers. Gewiß, Constantius, der sogar bei Straßburg dabei gewesen sein wollte ⟨vgl. S. 39 Z. 3f.⟩, war ein oft kleinlicher Tyrann. Daß er aber, der doch noch ein natürliches Augenmaß für große Gefahren besaß, nur aus Neid diese Truppen verlangt hätte, scheint mir völlig unglaublich. Ich halte daher an dem Urteile Schillers: Röm. Kaiserzeit II 317f. und diesmal auch Allards I 479ff. fest. — Z. 36ff. Es handelt sich nun um die Quellen über die Erhebung Julians: Ammian. XX 4, 1—5, 10, 8, 2—10, 3, XXI, Julian. ep. ad Athen. ⟨geschrieben im Oktober oder November 361⟩ S. 361, 13ff., Misop. S. 465, 10 ff., Liban. orat. XII 62ff., XIII 38ff., XVIII 90ff., Zosimos III 8ff., Zonaras XIII 10ff., Eunapios: vita Max. S. 476, 29ff. Dübn. und Hist. graec. min. ed. Dind. I 215, Sokrat. h. eccl. III 1, Eutrop. X 15, 1, Epit. de Caes. 42, 15, Mamertin. Grat. act. Jul. 6ff., Johannes Antioch. fr. 177. Was die Quellen eines Teils dieser Überlieferung anbetrifft, so will ich hier die Frage, ob Oreibasios vorliegt, nicht wieder aufrollen, obwohl ich nicht daran glaube ⟨vgl. Seeck: Herm. XLI. 1906. S. 530f.⟩, sondern nur, worauf es für unsere Zwecke auch am meisten ankommt, betonen, daß in Ammians Schilderung ein doppelter Julian erscheint, einmal der die Schwere seines Schrittes sich nicht verhehlende Cäsar, von dessen Schwanken bis zuletzt ⟨XXII, 1, 1f.⟩ die Rede ist, und dann der ehrgeizige Feldherr, der Lust zur Sache bekommt, seine Leute zu entzünden trachtet ⟨XX 5, 1f.⟩, der Träume in solchem Sinne hat ⟨ebd. 10⟩, der privatim Constantius einen boshaften Brief schreibt ⟨8, 18 vgl. Zonaras XIII 10, 28⟩: danach wäre doch alle und jede Verhandlung mit Constantius unmöglich gewesen. Hier liegt also eine Quelle vor, die seine Entzweiung mit Constantius mit lautem Jubel begrüßte. Ein doppeltes Quellenverhältnis legt auch die zwiefache Erwähnung von Florentius' Flucht ⟨XX 4, 6ff., 8,20⟩ nahe. — Daß Julian einen sehr schweren Kampf mit sich selbst durchgefochten, und, obwohl sonst von raschen Entschlüssen, lange gezögert und die Entscheidung hinausgeschoben hat, werden wir im Texte zeigen. — Z. 36. Nach Ammian XX 4, 2. soll Florentius den Kaiser angestiftet haben, nach Julian a. a. O. S. 363, 19ff. teilten sich Paulus und Gaudentius mit jenem in die Intrigue. — Z. 40. Der Stallmeister heißt bei Ammian XX 4, 3 Sintula, bei Julian a. a. O. S. 364, 5 Γιντώνιος ⟨Σιντώνιος?⟩. Seeck: Gesch. d. Unterg. S. 282, 21f. macht daraus einen Gintonius Sintula, obwohl doch beide Namen die Buchstaben *int* gemeinsam haben und eine Form anzeigen. — S. **50** Z. 6. Soviel hatte Julian bei seinem Abmarsch: Zosimos III 10, 2. — Z. 17. Julian redet S. 364, 1ff. von den γράμματα πολλῆς μὲν ἀτιμίας εἰς ἐμὲ πλήρη, Κελτοῖς δὲ ἀνάστασιν ἀπειλοῦντα. Das ist kein drohender und beleidigender Brief des Kaisers im absoluten Sinne ⟨Seeck 282, 23⟩, sondern eben der Befehl selbst bedeutete für Julian eine Zumutung und für die Provinz den Ruin. — Z. 26ff. Vgl. Mommsen: Das römische Militärwesen seit Diocletian. Ges. Schriften VI 253, 4. — S. **51** Z. 1ff. Koch a. a. O. S. 457 will sich hier Ammian XX 4, 9, nicht Julian S. 364, 10ff., 20ff. anschließen, mit Recht. Julian hat im vollen Ärger über die kaiserlichen Offiziere seine eigne loyale Handlungsweise verschwiegen. — Z. 7ff.: Ammian XX 4, 10 und Julian S. 364, 15 ergänzen sich vortrefflich. — Z. 10f. Julian. S. 364, 14 τοὺς ἰδιώτας = Amm. XX 9, 7 *Auguste Juliane, ut provincialis . . . decrevit.* — Z. 11ff. Julian S. 365, 4ff. schilt auf die ihm übelgesinnten Offiziere, aber er ist weit davon entfernt, die Darstellung der Tatsachen unter seiner Stimmung leiden zu lassen, denn der Grund, den er diese Leute äußern läßt, er müsse nun handeln, um sich allem Verdachte zu entziehen, spricht doch nur für die durchaus richtige Beurteilung der Sachlage durch die Offiziere und die sichere Empfindung, die in ihnen lebte. Julian schreibt in vollstem Ärger über das kaiserliche Wesen, er kürzt zuweilen seinen Bericht, aber die Wahrheit im großen und ganzen tritt doch wie immer in seinen temperamentvollen Darstellungen hervor. Der Stab des Prinzen setzte sich also keineswegs aus lauter Schurken und Verrätern zusammen. — Z. 23ff.

So interpretiert Seeck S. 285, 9f. richtig Julian S. 365, 17, anders Koch S. 459. — Z. 39ff.: Julian S. 366, 5ff. vgl. Ammian XX 5, 10, der mir eine tendenziöse Vergröberung der Geschichte zu bieten scheint, ich erkenne hier die von mir eben hervorgehobene Tendenz der Julian-Fanatiker. — S. **52** Z. 1. Dies erzählt Julian S. 366, 11ff. wieder viel kürzer als Ammian. XX 4, 15, der alle möglichen Beschwichtigungsversuche des Prinzen erwähnt. — Z. 13f. Die ganze Szene hat eine Art Analogon im Aufruhre des römischen Heeres zugunsten des Pompeius gegen Sulla, jener benahm sich dabei ziemlich ähnlich wie Julian: Plut. Pomp. 13. — Z. 19ff. Anders, sei es nach anderer Quelle, sei es aus Flüchtigkeit: Liban. orat. XVIII 102. — Z. 28. Mit einem Worte muß noch die Rolle besprochen werden, die Oreibasios sich bei der Erhebung Julians beilegte. Eunap. berichtet v. soph. S. 498, 32 ὁ δὲ τοσοῦτον ἐπλεονέκτει ταῖς ἄλλαις ἀρεταῖς, ὥστε καὶ βασιλέα τὸν Ἰουλιανὸν ἀπέδειξε, daß diese Angabe von dem Leibarzt des Kaisers selbst stammt und reine Einbildung ist, betont Seeck: Gesch. d. Unterg. S. 487 zu S. 286, 9 mit Recht. Daß Oreibasios und der dunkle Ehrenmann Euhemeros Julian in seinem Vorgehen gegen den Kaiser bestärkt haben, sagt Eunapios S. 476, 34, aber diese eitlen Philosophen und Freunde des Cäsars sind ungenügende Berichterstatter. — Z. 36ff. Die Rede Julians bei Ammian XX 5, 3, selbstverständlich von dem Franzosen Allard ⟨II 3f.⟩ wörtlich angeführt, ist schwerlich so gehalten worden, sie entspricht ⟨vgl. oben S. 137⟩ gar nicht seiner Stimmung. Wohl aber paßt zu Julians Auffassung der Sachlage, wie wir sie aus seinem Briefe 367, 22 kennen, die bei Ammian in § 7 gegebene Bestimmung, die eigentlich keine besondere Ermunterung der Soldaten enthält. — Z. 41f. Julian S. 365, 9f. — S. **53** Z. 17. Jener Schmähbrief, von dem Ammian XX 8, 18 redet, den er selbst nicht gelesen hat, ist oben S. 137 von uns abgefertigt worden, es wäre in der Tat ein Dokument des Wahnsinns gewesen. — Z. 22. Von Todesgefahr redet auch Zonaras XIII 11, vgl. Ammian XX 9, 17 *uno parique ardore nitentibus universis maximoque contentionis fragore probro et conviciis mixto.* — Z. 40ff. Ammian XX 9, 4, was Zonaras XIII 10, 21 berichtet, ist eigentlich dasselbe, führt nur die Mißbilligung alles Geschehenen etwas mehr aus. — S. **54** Z. 9f. Vgl. Allard II 30, der das alberne Märchen, Julian habe seine Frau vergiften lassen ⟨Liban. orat. XXXVII 3⟩ mit einer Stelle aus einem Briefe Julians ⟨Rhein. Mus. XLII 22, 50ff.⟩ konfrontiert und den Cäsar zwar von diesem Verbrechen freispricht, dafür aber jener femme incomprise sentimentale Worte gönnt. Jene Briefstelle bedeutet nur, daß Julian nichts dabei findet, wenn seine Briefe an seinen Oheim bekannt werden, er braucht da nichts zu scheuen, ebenso wie Tatsachen aus seinem ehelichen Leben bekannt werden könnten: οὕτως ἦν πάντα σωφροσύνης πλήρη: d. h. er hat eine sehr züchtige Ehe geführt: das weiß Gott! — Z. 17. Luc de Vos: Le mode d'élection de Julien à la dignité d'empereur. Rev. des ét. anciennes. 1910. S. 47ff. hat aus dem von Ammian sehr rhetorisch geformten Zurufe ⟨XX 9, 7⟩: *Auguste Juliane, ut provincialis et miles et rei publicae decrevit auctoritas recreatae quidem, sed adhuc metuentis redivivos barbarorum excursus* einen dreifachen staatsrechtlichen Akt herausdestilliert: Julien Auguste! ainsi que l'ont décreté les provinciaux, les soldats et l'autorité ⟨c'est à dire la curie⟩ de notre république ⟨c'est à dire de la ville de Paris⟩ .... Julian ist also durch eine Provinzversammlung, durch das Heer und die Gemeinde von Paris zu seiner Würde berufen worden. So zu interpretieren heißt erstens Ammian verkennen, zweitens aber auch die Sachlage. Denn es wäre doch sehr merkwürdig, wenn das Ergebnis der Beratung von Provinz und Stadt so tumultarisch dem Gefeierten übermittelt worden wäre. Der phantasievolle Aufsatz schließt mit einem echt französischen Begeisterungsausbruch auf Paris. — Z. 21f. Julian. Misop. S. 465, 10ff. — Z. 38. Julian. ep. ad Athen. S. 361, 26ff. — S. **55** Z. 7ff. Julian. ep. 38 S. 355, 6ff. mit hübscher und fein beobachtender Schilderung der Lage von Besançon. — Z. 23ff. Koch hat S. 470f. nach Hecker den Landesverrat des Constantius für diesen Fall in Abrede gestellt und die Stelle Ammians XXI, 3, 4f. nicht besonders schwerwiegend gefunden. Aber die anderen Zeugnisse, und zwar auch aus der christlichen

Literatur, bestätigen diese Nachricht: z. B. Julian S. 368, 9 ⟨Liban. XVIII 113⟩, Sokrat. III 1, Sozom. V 2, Mamert. Grat. act. Jul. 6, 1 u. a. Vgl. Seeck: Gesch. d. Unterg. 491 zu 295, 16. — Z. 26 ff. Julian S. 368, 13 ff. — Z. 32 ff. Julian S. 368, 24 ff., Ammian XXI 2, 2, 5, 1, andere Stellen lehren nichts weiteres. — S. **56** Z. 1 f. Nicht etwa wegen der christlichen Soldaten, wie Zonaras XIII 11, 6 meint, vgl. die nächste Anmerkung. — Z. 10. Die Hauptmasse des Heeres heidnisch: es ist ganz unrichtig, wenn man die eigne Erklärung Julians, der in seinen Streitschriften ehrlich geblieben ist, einfach beiseite schiebt und verwirft, was er ep. 38 S. 536, 19 f. sagt: καὶ τὸ πλῆθος τοῦ συγκατελθόντος μοι στρατοπέδου θεοσεβές ἐστιν: vgl. die Bestätigung dessen durch Liban. orat. XVIII 166 S. 308, 9 und besonders Ephräm: Bickell, Zeitschr. f. kathol. Theologie. 1878. S. 349, Z. 5. — Z. 11 f. Die Göttin Ma: Ammian. XXI 5, 1 *placata ritu secretiore Bellona* bedeutet die Ausführung des Mysteriums der Ma-Bellona. Vgl. Cumont: Les religions orientales dans le paganisme Romain, übersetzt v. Gehrich S. 65 f. — Z. 22. Zonaras ⟨XIII 11, 8⟩ erzählt noch: ἔλεγε δὲ μὴ κατὰ τοῦ Κωνσταντίου χωρεῖν, ἀλλ' ἐθέλειν εἰς ἓν συνελθεῖν τὰ ἑῷα στρατεύματα καὶ τὰ ἑσπέρια, ἵν' ὁμοῦ γενόμενα τὸν αὐτῶν ἐκλέξωνται βασιλεύσαντα. Seeck hat ⟨Gesch. d. Unterg. S. 296, 30 ff.⟩ dies in seine Darstellung aufgenommen. Der Vorschlag erinnert stark an den Vorgang, der sich s. Z. zwischen Vetranio und Constantius im Angesichte ihrer Heere abgespielt hatte: das Experiment wäre bei Constantius' Charakter doch ziemlich bedenklich gewesen. — Z. 26. Diese Anhänglichkeit der Untertanen trat, wie wir noch sehen werden, mehrfach während des Feldzuges hervor. — Z. 29. Julian. ep. ad Athen. S. 369, 10, Liban. orat. XVIII 104 S. 280, 15 f. — Z. 30. 23000 Mann vgl. oben S. 50 Z. 6. — Z. 31. Es will uns scheinen, als ob Julian damals den Alypius aus Britannien gerufen habe ⟨ep. 29 S. 520⟩. Seeck: Die Briefe des Lib. S. 56 f. läßt zwar diese Berufung schon Ende 355 oder Anfang 356, als Julian eben Cäsar geworden, geschehen. Ich nun denke so: 1. die Worte S. 520, 19 ταῦτά σοι Γαλλικὴ καὶ βάρβαρος Μοῦσα προσπαίζει lassen einen längeren Aufenthalt in Gallien und das dadurch gesteigerte Gefühl der Barbarisierung ⟨vgl. oben S. 48 Z. 37⟩ voraussetzen. 2. Was heißt Z. 16: Du bedarfst keines συγκαταστρεφομένου πόλιν ⟨so die beste Überlieferung, τὴν π. die schlechtere⟩ βασιλέως? Julian ist als Prinz nicht βασιλεύς, sondern erst jetzt, als von der Provinz zum Augustus ausgerufen, die πόλις kann nur Konstantinopel sein. Daß der Brief aber trotz aller Eile, die der Regent damals hatte, noch sophistische Form hat ⟨vgl. das einleitende Zitat aus Herodot III 139⟩, beweist nichts gegen meine Datierung, auch den schnellsten Eilbriefen des schreibfertigen Julian eignet diese sophistische Form. — Z. 32 f. Vgl. über diesen Sallustius: Seeck: die Briefe des Libanius S. 264. — Z. 34 f. Julian S. 369, 1 ff. — Z. 36. Über den Beginn des Feldzuges vgl. W. Schwarz: De vita et scriptis Juliani imperatoris. Bonn. 1888. S. 17. — S. **57** Z. 1 f. Mamertin. Grat. act. Jul. 6, 4. Daß Julian zu Fuße war, entnehme ich aus dem *currentem* und der Schilderung des Schwitzens unter dem Waffengewicht. Es sieht Julian ganz ähnlich, mit seinen grognards zu Fuße gelaufen zu sein. Vom Glanze seiner Augen spricht bekanntlich auch Ammian. XXV 4, 22. — Z. 7 ff. Derartige kleine Schläge verachtete Julian, wie Vadomars Beispiel zeigt, ebenso wenig wie Hannibal. Den ganzen Feldzug charakterisiert Gregor von Nazianz, der zuweilen töricht genug in die Strategie des verhaßten Kaisers hineinredet, mit den Worten τῶι λαθεῖν μᾶλλον ἢ τῶι κρατῆσαι τὴν πάροδον ἁρπάσας ⟨orat. IV 47⟩, die Koch S. 472, 45 nicht hätte billigen dürfen. — Z. 25 f. Zosimos ⟨III 11, 1⟩ berichtet, die Seher hätten dem Julian abgeraten, über Naissus hinauszugehen. Ich denke, das militärisch Richtige ist damals ebenso wenig wie heute von der Geistlichkeit bestimmt worden. — Z. 39 f. Mamertin 14, 5. — S. **58** Z. 5 ff. Mamertin. a. a. O. 9. — Z. 16. Über Maximus Seeck: Die Briefe des Liban. 206. — Z. 26 ff. Liban. orat. XVIII 113 S. 284, 3, Sokrat. III 2. — Z. 30 ff. Ammian. 10, 7. — Z. 32 f. Von der Schrift an die Korinther ist ein Bruchstück ⟨fr. 5⟩ erhalten, in dem Julian unter Berufung auf seinen Vater eine Beziehung zwischen den Korinthern und sich selbst herstellt, er vergleicht jenen mit dem von den Phaiaken aufgenommenen Odysseus. — Z. 41 f. Es ist das bekannte Beispiel von Aristeides,

der den Anschlag des Themistokles auf die hellenische Flotte widerrät, Julian schöpft aus dem oft benutzten Plutarch: Aristid. 22. — S. **59** Z. 3ff. Natürlich fehlt auch hier die sophistische Formalistik nicht ganz: S. 349, 9: . . . ὥσπερ ἐκ τραγωιδίας τὰ ἄρρητα ἀναμετρεῖσθαι ⟨kaum direkt aus Eurip. Orest. 14, vgl. Ps. Luk. amor. 53⟩, S. 353, 25 ἡ Θετταλικὴ . . . ἀνάγκη. Selbstverständlich wird wie bei allen Rhetoren der Zeit Attizismus angestrebt: S. 348, 27 τὼ γὰρ ἡμετέρω πατέρε γεγόνατον ἀδελφὼ . ., aber Kakophonie fehlt dann auch wieder bei diesem wenig einheitlichen Schriftsteller nicht: S. 348, 15 ἀπαγγεῖλαι δὲ ὅμως, ὅπως . . . Auch werden richtige Versteile eingemischt, wie S. 366, 8f. = γ 173f. zeigt ⟨Cobet⟩. — Z. 8ff. Ich empfinde hier ähnlich, wenn auch nicht gleich wie Seeck S. 298, 30ff. — Z. 13ff. Ammian. XXI 10, 8. — Z. 16f. Dies wirft dem Julian Ammian. a. a. O. vor. — Z. 21ff. ep. 38 S. 534ff. Der Brief ist nach Schwarz a. a. O. S. 9 im Oktober oder November 361 geschrieben, natürlich durchaus rhythmisch, vgl. besonders S. 535, 18 αἰγιαλοὺς ἔχει προκειμένους ⟨– ⏑ – ⏑, – ⏑ –⟩. Der zum Schluß als soeben eingetroffen genannte Euagrios ist der Adressat des 46. Briefes. — Z. 29f. Das Wort ἀγνεύειν übersetze ich nicht mit «sühnen», wie Koch a. a. O. S. 480, Julian hat gar nichts zu sühnen, er will nur durch Frömmigkeit das Wohlwollen der Götter gewinnen. — Z. 33f. Vgl. fr. 6H. die Worte: ἡμεῖς δὲ Ἐμπεδοτίμωι καὶ Πυθαγόραι πιστεύοντες οἷς τε ἐκεῖθεν λαβὼν Ἡρακλείδης ὁ Ποντικὸς ἔφη empfangen willkommene Bestätigung und Aufklärung durch Proklos: in Plat. rempubl. comm. II p. 119, 18 Kr. . . . οὔτε τὸ θείας ἀληθείας τυχεῖν ἀδύνατον ψυχὴν ἀνθρωπίνην τῶν ἐν Ἅιδου πραγμάτων καὶ ἀγγεῖλαι τοῖς ἀνθρώποις. Δηλοῖ δὲ καὶ ὁ κατὰ τὸν Ἐμπεδότιμον λόγος, ὃν Ἡρακλείδης ἱστόρησεν ὁ Ποντικός ..... es folgt der Bericht von der Erscheinung Plutons und der Persephone, die dem Empedotimos die Wahrheit über die Seelen mitgeteilt hätten. Julian hat also aus einem Kommentar zu Platon sein Wissen an dieser Stelle geschöpft ⟨vgl. auch Zeller: Die Philosophie der Griechen III 2, 118⟩. — Z. 38. Über Jamblichs Seelenlehre vgl. Zeller III 2, 768. — S. **60** Z. 31. Ammian. XXI 7, 1. — Z. 38f. Nach der Anschauung der Zeit ängstigten Constantius allerhand böse Vorzeichen ⟨Ammian. XXI 14, 1; 15, 2⟩. Unruhig war er sicher, er hat dem Vetter gegenüber nie einen Rest bösen Gewissens verloren, nach seinem Glauben mußte er in Julians bisherigem Erfolge eine Strafe Gottes erkennen. — Z. 40f. Die Stellen bei Seeck: Gesch. d. Unterg. S. 492 zu 301, 2. Von der Taufe des Constantius auf dem Totenbette berichtet allein Philostorgios VI 5 S. 73, 3 Bidez. — S. **61** Z. 3f. Dies ist auch die einfache Empfindung des Kirchenhistorikers Sokrates ⟨III 10⟩, er sieht in Constantius' Tod eine Gnade Gottes. — Z. 4. Daß die Übertragung der Kaiserwürde an Julian von dem sterbenden Constantius befürwortet worden sei ⟨Ammian. XXI 15, 2; XXII 2, 1⟩, ist natürlich Unsinn, Koch S. 484 hat es ganz richtig als ein Gerücht erklärt, das die Höflinge aussprengten, welche sich bei dem neuen Herrscher einschmeicheln wollten. — Z. 10. Triumph der Prophezeiungen: vgl. Liban. orat. XVIII 118, der uns erzählt, Julian habe denen, die an den Tod des Constantius nicht glauben wollten, solche Prophezeiungen gezeigt. — Z. 12ff. ep. 69. — Z. 16ff. ep. 13. — Z. 35. Ammian. XXI 16, 20f., Gregor. Naz. orat. V 17, Liban. orat. XVIII 119—121, XIII 36, Zonar. XIII 12, 4, Mamertin. Grat. act. Jul. 27, 5. Gregor hat die Sache selbst richtig erzählt, behauptet aber aus Haß gegen Julian, dieser habe nur unter dem Drucke der Stimmung im Heere so gehandelt. — S. **62** Z. 2ff. Sokrates III 1. — Z. 4ff. Seeck ⟨Gesch. d. Unterg. S. 493 zu 304, 3⟩ hat mit Recht erklärt, daß dieses Edikt wohl die erste Handlung des neuen Kaisers gewesen sei. Die historia acephala ⟨deren 9. Kapitel hier besondere Wichtigkeit beansprucht⟩, habe ich mir trotz wiederholter Versuche nicht in der maßgebenden, ziemlich seltenen Ausgabe Batiffols: Mélanges de littérature d'histoire religieuses .... Paris. 1889. t. I ⟨p. 99ff.⟩ verschaffen können. — Die anderen Stellen sind: Sozom. V 5, Ammian. XXII 4, 3 ⟨nicht sehr eingehend⟩, Cod. Theodos. X 1, 8, Brief Julians: Riv. di phil. XVII. 1889. S. 292 und besonders die Briefe des Liban. 624, 636, 669, 673, 1426b ⟨vgl. Seeck a. a. O. 494⟩ sowie Liban. orat. XVIII 126: χρήματα δὲ ἐτέλουν οἱ τοῖς τῶν ἱερῶν λίθοις σφίσιν αὐτοῖς οἰκίας ἐγείραντες, worin ich keine neu hinzukommende

Forderung erblicken möchte. — S. **63** Z. 6ff. Vgl. besonders Liban. ep. 636, 673. Diese Briefe führen, wie es immer bei solchen Schriftstücken des Augenblicks der Fall ist, viel unmittelbarer als die mehr oder minder abgetönten oder gefärbten Berichte der Historiker in das Leben der Zeit hinein. — Z. 16f. Julian. ep. 23 S. 503, 12. — Z. 24f. Ep. 23. — Z. 27. Die Bestien: vgl. Eunap. fr. 14, 2 ⟨Histor. graeci min. ed. Dindorf S. 222, 14f.⟩, der von Constantius' «Füchsen» spricht. — Z. 29ff. Über das Gericht vgl. Ammian. XXII 3, Liban. orat. XVIII 152f., Sokrat. III 1 = Sozom. V 5, Zonar. XIII 12, 26 ⟨bei dem alle Maßregeln Julians in wildester Unordnung berichtet werden⟩. Vergleicht man diese Quellen genau, so zeigt sich, wie natürlich, sofort die Vorzüglichkeit Ammians. Hier spielt ⟨3, 3, 5⟩ der Ausgang des Gallus eine Rolle nur beim Prozesse des ⟨von uns im Texte nicht weiter namhaft gemachten⟩ Palladius, der als Untergebener des Cäsars an ihm Verrat geübt hatte, und bei dem des Pentadius, Libanios aber, der oft unschätzbare, zuweilen aber auch oberflächliche Gewährsmann hebt gerade als des Eusebios Hauptschuld den Fall des Gallus hervor, ihm sind dann die christlichen Schriftsteller gefolgt, um in dieser Exekution einen persönlichen Racheakt Julians zu finden. — S. **64** Z. 5ff. Ammian. XX 11, 5, XXII 3, 7, vgl. Liban. orat. XVIII 152 S. 301, 20ff. — Z. 12f. Dies wird m. E. in der Regel verkannt, man fragt zumeist nur nach Julians persönlichem Recht oder Unrecht bei diesen Prozessen, auch Ammian haftet hier zu sehr an den Einzelheiten. Welche Rolle Arbitio hier gespielt hat, läßt sich aus Ammian. XII 3, 9 nicht sicher feststellen. — Z. 28. Dies Heer heißt auch so, und man avanciert in ihm dementsprechend: Seeck, Gesch. d. Unterg. II 90f. — Z. 31f. Liban. orat. XVIII 141. — Z. 32ff. Über die Säuberung des Hofes von Constantius' Kreaturen vgl. Ammian. XXII 4, Liban. orat. XVIII 130ff., Sokrat. III 1, 172, Zonar. XIII 12, 12. Von besonderer Bedeutung ist hier die ausführliche Charakteristik des Libanios, die an geschichtlicher Plastik an Ciceros Kennzeichnung der Catilinarier ⟨orat. Cat. II 18ff.⟩ erinnert und uns zeigt, daß wir in Libanios doch wahrhaftig nicht nur einen sophistischen Schönredner, sondern einen Kenner seiner Zeit vor uns haben. — Z. 34ff. Die Äußerungen, mit denen Julian diesem Volke den Laufpaß gab, haben wir bei Sokrat. III 1: εὐνούχους μὲν διὰ τὸ ἀποβεβληκέναι τῆν γαμετήν, μεθ' ἣν ἄλλην οὐκέτι ἠγάγετο, μαγείρους δὲ διὰ τὸ λιτῆι χρῆσθαι διαίτηι· κουρεὺς δὲ ἔφη εἷς πολλοῖς ἀρκέσειε. — Z. 36ff. Ammian. XII 4, 9 = Zonar. XIII 12, 12, der noch eine ähnliche Geschichte von einem Koch hinzusetzt. — S. **65** Z. 6ff. Hirschfeld: Die agentes in rebus. Sitzungsberichte der Preuß. Akademie. 1893. 1. S. 421ff. — Z. 8ff. Liban. orat. XVIII 135, II 58, Hirschfeld a. a. O. S. 435. Sokrates' ⟨III 1⟩ Worte: τῶν μέντοι ὑπογραφέων τοὺς πλείστους τῆι ἐξ ἀρχῆς παραδοὺς τύχηι ⟨vgl. Liban. orat. XVIII 149 S. 300, 6ff.⟩ τοῖς λοιποῖς αὐτῶν μισθὸν ὑπογραφέως ἐκέλευσε δίδοσθαι bedeuten m. E. nur, daß Julian die meisten Notare absetzte, die nun wieder einfache Schreiber wurden, und nur wenige behielt. — Z. 10f. Liban. orat. XVIII 135. — Z. 12f. Sokrat. III 1. — Z. 16f. Selbst Ammian. XXII 4, 2 findet dies, schwächt aber dies Urteil durch seine überaus bittere Charakteristik der Schmarotzer so stark ab, daß ich in seinen tadelnden Bemerkungen über Julians Radikalismus eher ein Zugeständnis an die öffentliche Kritik in Konstantinopel sehen möchte, wo man natürlich wie immer in solchen Hauptstädten blind darauf losschimpfte, schon um des Schimpfens willen. Bezeichnend dafür ist die Gegenüberstellung von Ammian und Sokrates ⟨III 1⟩. Findet jener es eines Philosophen unwürdig, wenn Julian durchgreifend alle Höflinge vertrieb, so sieht der Christ in der Verjagung der Köche und Barbiere ein zwar philosophisches, aber des Kaisers unwürdiges Werk: wem machte der Herrscher es also recht? — Z. 21. Hier ist noch ep. 25 kurz zu erwähnen, in der Julian S. 513, 11ff. von den τὴν γνώμην βάρβαροι καὶ τὴν ψυχὴν ἄθεοι, den Schmarotzern am Tische seines «der Erinnerung würdigen Bruders Constantius» spricht, die er mit seinen Fäusten gefaßt und in die Grube gestoßen habe. Ich halte den Brief, der die Juden so feiert und ihre Gebete für den kommenden Perserkrieg wünscht, mit Schwarz und Klimek ⟨Programm von Leobschütz. 1887/8. S. 7f.⟩ gegen Cumont: Sur l'authenticité de quelques lettres de Julien. Gand. 1889. S. 20, 1 für unecht. Vgl. u. S. 144 u. — Z. 22ff. In der

Tat verdiente die Gesetzgebung Julians eine gründliche Einzelbehandlung. Daß Julian mit seinem Eifer für die Gesetzgebung auch im Sinne seines Meisters Jamblichos handelte, zeigt uns eine Stelle dieses Neuplatonikers ⟨Stob. flor. XLVI 77⟩. — Z. 30f. Darüber werden wir weiter unten noch manches ausführen. — S. **66** Z. 9ff. Rostowzew: Studien zur Geschichte des römischen Kolonates. Leipzig-Berlin. 1910. S. 397ff.; Schulten: Das römische Afrika. S. 46f. — Z. 11. Cod. Theod. XI 28, 1 ⟨26. Oktober 362⟩. — Z. 11f. Ep. 47; Misop. S. 471, 15. — Z. 21f. Cod. Theod. XIII 3, 1; 4, 1; 2. — Z. 22ff. Cod. Theod. XIII 3, 4; in ausführlicher Fassung bei Julian. ep. 25b ⟨vgl. unten⟩. — Z. 25ff. Cod. Theod. XVI 2, 8 = Justinian. I 3, 1; Cod. Theod. XVI 2, 9; 11; 14; 15. Schiller: Geschichte der römischen Kaiserzeit II 291f. — Z. 28. Munera sordida: vgl. u. a. His: Die Domänen der römischen Kaiserzeit S. 107. — Z. 29. Hier kommt noch eine Stelle aus Julians 52. Brief S. 561, 1ff. in Betracht. Es ist von den Klerikern die Rede, die nicht zufrieden seien, daß sie für ihre Schandtaten keine Strafe empfangen hätten, sondern ποθοῦντες . . . τὴν προτέραν δυναστείαν, ὅτι μὴ δικάζειν ἔξεστιν αὐτοῖς καὶ γράφειν διαθήκας καὶ ἀλλοτρίους σφετερίζεσθαν κλήρους καὶ τὰ πάντα ἑαυτοῖς προσνέμειν, πάντα κινοῦσιν ἀκοσμίας κάλων . . . Es kann doch bei dem ganzen Ton dieser Stelle nicht davon die Rede sein, daß Julian in einem verloren gegangenen Edikt den Geistlichen den Testamentserlaß verboten habe, sondern es handelt sich allein darum, daß er der Ausbreitung ihrer Gewalt auf alle bürgerlichen Geschäfte, z. B. der Jurisdiktion der Bischöfe, nach Kräften entgegenarbeitet und demgemäß Übergriffe auch bei Testamentsangelegenheiten zu verhindern gewußt hat. Vgl. Heyler in seiner Ausgabe der Briefe S. 411. — Z. 30. Cod. Theod. XI 16, 10 ⟨13. März 362⟩. Die Besteuerung der Geistlichkeit hebt Sozomenos V 5 hervor. — Z. 41ff. Ammian. XXII 6, 2ff.; vgl. über das frühere Bestechungswesen überhaupt Mamertin. a. a. O. 19, 4. — S. **67** Z. 2ff. Cod. Theod. II 29, 1 ⟨1. Februar 362⟩. Vgl. Sievers: Das Leben des Libanius S. 95 Anm. 59. — Z. 7ff. Cod. Theod. XI 3, 3 ⟨16. Februar 363⟩; 3, 4 ⟨27. Februar 363⟩, vgl. Gothofredus dazu. — Z. 11ff. Vgl. vor allem Seeck bei Pauly-Wissowa IV 2, 1846ff. und auch: Gesch. d. Unterg. II 286ff. — Z. 25f. Vgl. Seeck a. a. O. IV 451 zu 162, 10. — Z. 27f. In sehr eindringlichen Worten hat Libanios: orat. XVIII 143 ⟨L 23⟩ das Elend auch der armen Zugtiere dargestellt. — Z. 39ff. Cod. Theod. VIII 5, 12 ⟨22. Februar 362⟩; XI 16, 10 vom 13. März: vgl. oben S. 43 Z. 25ff.⟩; VIII 5, 13 ⟨20. Juni 362⟩; 14 ⟨9. September 362⟩, mit einer eingehenden Erklärung des Wortes *parhippus* verbunden; 15 ⟨26. Oktober 362⟩; Dessau: Inscriptiones latinae selectae I 755. — Libanios lobt mit Recht auch diese Seite von Julians gesetzgeberischer Tätigkeit: orat. XIII 42. — S. **68** Z. 21ff. Cod. Theod. VII 4, 8 ⟨1. Aug.? 362⟩. — Z. 24ff. Cod. Theod. VII 4, 7 ⟨6. Jan. 362?⟩. — Z. 26ff. Cod. Theod. VI 24, 1 ⟨18. Aug. 362⟩. — Z. 30ff. Julian. ep. 47 S. 551, 20 ἐπεὶ δὲ ἡμεῖς οὐχ ὅ, τι πλεῖστα παρὰ τῶν ὑπηκόων ἀθροίζειν πεποιήμεθα σκοπόν, ἀλλ' ὅτι πλείστων ἀγαθῶν αὐτοῖς αἴτιοι γίγνεσθαι vgl. Ammian. XXV 4, 15 *quodque nunquam augenda pecuniae cupidus fuit, quam cautius apud dominos servari existimabat, id aliquotiens praedicans Alexandrum Magnum, ubi haberet thesauros interrogatum, „apud amicos" benivole respondisse.* Natürlich schilt Cedrenus S. 532, 22 Bekk. Julian geldgierig. — Z. 34f. Ambrosius: De obitu Valentiniani 21. — S. **69** Z. 1ff. Cod. Theod. VIII 1, 6 ⟨17. Januar 362⟩; 7 ⟨1. März 362⟩. — Z. 10ff. Über das *aurum coronarium* vgl. Seeck: Gesch. d. Unter. II 281; Pauly-Wissowa IV 375. — Es kann nach den Ausführungen Dessaus: Revue de philol. XXV. 1901. S. 285ff. kein Zweifel bestehen, daß der Papyrus ⟨Egypt exploration fund graeco-roman branch. London. 1900. S. 116f.⟩ in dem Edikte eines römischen Kaisers betreffs Erlasses des aurum coronarium nicht ein Gebot des Alexander Severus, sondern Julians enthält: die Berufung auf Traian und Marcus, die Ausführlichkeit des Kaisers, das dort Z. 14 ausgesprochene Programm, das mit Julian. ep. 47 S. 551, 20ff. fast zusammenfällt, spricht dafür. — Z. 10f. In platonischem Geiste: vgl. Platon: Leg. 723b, 854a, wie mich Immisch freundlich belehrt. — Z. 12ff. Cod. Theod. XII 13, 1 ⟨29. April 362⟩; Liban. orat. XVIII 193 ⟨Ammian. XXV 4, 15⟩. — Z. 19ff. Ammian. XXII 11, 6 mit der etwas unsicheren und unklaren Angabe über Georgios' Tätigkeit

ist vielleicht mit dem folgenden Edikt Julians zu verbinden. — Z. 22ff. Ammian. XXV 4, 15, Cod. Theod. X 3, 1 ⟨13.? März 362⟩, XV 1, 8, 9 ⟨2. Dezember 362⟩. In diesem letzten Edikt ist von öffentlichen ergasteria die Rede, über denen sich viele Leute Häuser gebaut haben. Gothofredus vermutet, daß diese e. der Fabrikation von allerhand für den heidnischen Gottesdienst bestimmten Waren gedient hätten, nachdem Constantius diese aufgehoben, hätte Julian sie wieder zurückgegeben. — Z. 24f. Cod. Theod. XV 1, 10 ⟨7. Dezember 362⟩. — Z. 26ff. Liban. orat. XVIII 126, cod. Justin. VIII 10, 7 ⟨27. Oktober 362⟩. — Z. 32ff. Vgl. über das Decurionenwesen Kübler bei Pauly-Wissowa IV 2, 2344ff. — S. **70** Z. 9ff. Liban. orat. XLVIII 3 ⟨XLIX 2⟩, XVIII 146. — Z. 20f. Liban. orat. XVIII 147. — Z. 21ff. Die Gesetzgebung Julians auf diesem Gebiete findet sich: Cod. Theod. XII 1, 50—55, VI 27, 2. — Z. 26ff. Dazu vgl. auch Julian. ep. 11, Philostorg. eccl. hist. VII 4. — Z. 40f. Liban. orat. XVIII 148 ⟨vgl. XLVIII 17f., XLIX 3⟩. — Z. 42. Ärgerlicher Weise muß ich hier eine Angabe des Textes umstoßen. Zu spät, um noch eine Verbesserung des Satzes zu ermöglichen, fiel mir Cumonts vortrefflicher kleiner Aufsatz über die Πατρόβουλοι in die Hände ⟨Revue de philol. XXVI. 1902. S. 224—228⟩, in dem die Adresse des 11. Julianischen Briefes aus Βυζαντίοις überzeugend durch Βυζακίοις verbessert wird. — S. **71** Z. 2f. Julian. Misop. S. 475, 3. — Z. 4. Ammian. XXV 4, 21. — Z. 5ff. Cod. Theod. XII 1, 51 ⟨28. August 362⟩ = Zosimos III 11, 5. — Z. 10f. Liban. orat. XVIII 135. — Den sonst öfter befolgten Brauch, Arme zu Decurionen zu machen, tadelt Julian. Misop. S. 475, 14 und berührt Libanios: ep. 339, vgl. 378f. — Z. 13f. Vgl. zu Cod. Theod. XII 1, 52 ⟨3. September 362⟩ den Kommentar des Gothofredus. — Z. 21ff. Vgl. Gothofredus zu cod. Theod. XII 1, 52. Die altkaiserliche Gesetzgebung ⟨des Augustus? vgl. Mommsen: Staatsrecht III 2, 473f.⟩ dispensierte den römischen Senator vom Munizipalzwang. — Z. 25f. Cod. Theod. VI 27, 2 ⟨28. Februar? 363⟩. Constantius hatte erst nach zwanzigjährigem Dienste Befreiung vom Decurionat eintreten lassen ⟨Cod. Theod. VI 27, 1 vom 8. März 353⟩, daher wundert sich Gothofredus über Julians scheinbar so milde Bestimmung bei seiner Vorliebe für die Curien und will die Zahl 3 in 13 ändern. Aber damit gewännen wir prinzipiell doch nicht viel, und Julians Absicht bei seiner Bestimmung glaube ich im Text erraten zu haben: die paar agentes in rebus, die er noch besaß, ganze 17 Mann, werden sicher viel zu tun gehabt haben! — S. **72** Z. 1ff. Seeck: Gesch. d. Unterg. II 66f. — Z. 8ff. Cod. Theod. I 15, 4 ⟨6. Juni 362⟩. — Z. 16ff. Cod. Theod. I 16, 8 ⟨28. Juli 362⟩, ausführlicher CIL III 459 ⟨Amorgos⟩, III Suppl. 2, 14198 ⟨Mytilene⟩. Zur Interpretation des Gesetzes vgl. Bethmann-Hollweg: Der römische Civilprozeß III 118ff., dem Verfasser lag freilich die Inschrift noch in unvollkommener Lesart vor. — Z. 24ff. Cod. Theod. XI 30, 31 ⟨23. März 363⟩. — Z. 30. Die Strafe für das Büro ist charakteristisch für jene Zeit: Seeck, Gesch. d. Unterg. II 95f. — Z. 33ff. Cod. Theod. IX 42, 5 ⟨9. März 362⟩. Allard: Julien l'apostat II 109f. hat mit beweglichen Worten darüber geklagt, daß Julian die Versuche von Angehörigen oder treuen Dienern der Geächteten, diesen ihr Gut zu erhalten, «ces actes d'humanité», wie ein Verbrechen bestraft habe. Den ganzen Zug, der durch Julians Gesetzgebung hindurchgeht, erkennt er natürlich wieder nicht. — Z. 41f. Ammian. XXII 7, 3, Liban. orat. XVIII 154, XII 70 S. 34, 21, Sokrates III 1. — Z. 42ff. Cod. Theod. IX 2, 1 ⟨5. Febr. 362⟩, XI 23, 2 ⟨13. März 362⟩. — S. **73** Z. 10. Ich übergehe das griechisch abgefaßte Gesetz: Cod. Theod. XI 39, 5 ⟨23. März 362⟩, dem ich nichts entnehmen kann. Bethmann-Hollweg bemerkt darüber ⟨Der römische Civilprozeß III 279, 49⟩, daß es eigentlich nur die Möglichkeit eines Gegenbeweises gegen Urkunden ⟨γραμμάτια⟩ im allgemeinen anerkenne, ohne die verschiedenen Arten näher anzugeben. — Z. 10. Vgl. Eunapios fr. 16 S. 224, 4ff. Dind. ⟨bei Suidas⟩. — Z. 11ff. Cod. Theod. II 5, 2 ⟨3. September 362⟩ und dazu Planck: Die Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Prozeßrecht S. 138ff., 556ff. Ich verdanke diesen Hinweis meinem Kollegen Professor Walsmann. — Z. 17ff. Cod. Theod. XI 30, 29 ⟨22. September 362⟩, 30 ⟨18. Dezember 362⟩, 31 ⟨23. März 363⟩ — Z. 18ff. Cod. Theod. XI 30, 8. — Z. 28f. Bethmann-Hollweg a. a. O. III 328, 339.

— Z. 29f. Cod. Theod. XI 30, 17; 34, 1 ⟨1. August 331⟩. — Z. 32ff. Cod. Theod. XI 30, 30 ⟨18. Dezember 362⟩. — Z. 40ff. Cod. Theod. II 12, 1 ⟨4. Februar 363⟩. — S. **74** Z. 3ff. Cod. Just. VIII 35, 12 ⟨9. März 363⟩. Ich verdanke die Interpretation dieser Gesetze des Privatrechts meinem Kollegen Bernhöft, der mich auch darauf aufmerksam macht, daß in letzterem Falle die bei Julian genannte *dilatoria praescriptio* vor der *litis contestatio* geschehen mußte, der Advokat, der das unterläßt und nachher immer wieder kommt, wird wegen Ungebühr bestraft. — Z. 38ff. Vgl. über alles dies die vortrefflichen Ausführungen von L. Mitteis: Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs S. 204f., 218f., 548ff. — Z. 15f. Ammian. XXI 10, 8. — Z. 26f. Cod. Theod. III 1, 3 ⟨6. Dezember 362⟩. — Z. 29ff. Cod. Theod. III 5, 3 vgl. 7. Über die *sponsalicia largitas* vgl. Mitteis a. a. O. S. 266ff. — Z. 34ff. Cod. Theod. III 5, 8 ⟨21. Februar 363⟩. Julian nimmt in seinem Gesetze die *stipulatio* an, die *traditio* aber, die erst das Eigentum überträgt, fehlt, für jene wird aber auch die *actorum confectio* verlangt. — Z. 37ff. Constantins Gesetz: Cod. Theod. IV 12 4, Julians IV 12, 5 ⟨6. Dezember 362⟩. Das senatus consultum Claudianum wird hier wieder als zu Recht bestehend erklärt. — S. **75** Z. 6ff. Cod. Theod. III 16, 1; Julian: Cod. Theod. III 13, 2 ⟨26. Februar 363⟩. Mitteis a. a. O. S. 552. — Z. 12ff. Vgl. Gothofredus zu Cod. Theod. III 13, 2 und Zimmern: Geschichte des römischen Privatrechts I 624f. — Z. 18ff. Cod. Theod. XII 7, 2 ⟨23. April 363. — Z. 35ff. Vgl. F. Boll: Kultur der Gegenwart III 3. 1913. S. 12; Paulus: Sententiae bei Huschke: Jurisprud. anteiustinian. p. 469 tit. XXI 4. — Z. 38f. Schol. Daniel. in Verg. Aen. XI 143 . . . *quia in religiosa civitate cavebant, ne aut magistratibus occurrerent aut sacerdotibus, quorum oculos nolebant alieno funere violari*: vgl. Gothofredus zu Julians sofort anzuführendem Gesetz. — Z. 39ff. Julians Gesetz ist uns doppelt erhalten, erstens Cod. Theod. IX 17, 5 ⟨12. Februar 363⟩, eingeleitet durch eines jener häufigen Verbote von Gräberschändung, ferner im cod. Marcianus 366, wo Hertlein ⟨Hermes VIII 167f., vgl. seine Ausgabe 600⟩, richtig ein julianisches Edikt ermittelt hat. Es kann nun keine Frage sein, daß die griechische Form die wesentlich ursprünglichere ist. Die religiösen Ausführungen entsprechen so ganz Julians Wesen, durchaus ähnlich liegt ja auch der Fall bei ep. 25, dem Gesetze über die Ärzte, dessen griechische Fassung voller als die im cod. Theodosianus ist, der auch I 16, 8, wie bemerkt, kürzere Form als die Inschrift zeigt. Es mag uns die Fassung vorliegen, die dann später oder schon in Julians Büro eine Redaktion erfuhr. Ich habe meine Inhaltsangabe aus beiden Stücken zusammengestellt. — S. **76** Z. 20f. Ammian. XXII 7, 1f. — S. **77** Z. 5ff. Ammian. XXII 7, 3 = Liban. orat. XVIII 155 S. 303, 5ff., der dies natürlich sehr schön findet. — Z. 7f. Liban. a. a. O. 154, vgl. S. 132 oben. — Z. 15ff. Vgl. Demetrii et Libanii q. feruntur τύποι ἐπιστολικοί et ἐπιστολιμαῖοι χαρακτῆρες ed. V. Weichert. Leipzig. 1910. — Z. 24ff. Über Zitate gleich zu Beginn des Schreibens vgl. zu S. 48 Z. 4f. Diese Form des Anfangs ist natürlich alt, wie ein Blick auf die frühere Briefliteratur zeigt, wird aber in dieser Zeit besonders geübt. — Z. 27. Honigsüßer Brief: Liban. ep. 29 = Johannes Chrys. ep. 58. — Z. 28. Vergleich mit Schwalben: Liban. ep. 44 = [Julian.] ep. 53 S. 563, 5H. Über die peinlich genaue Antwort vgl. P. Maas: Sitzungsberichte der Preuß. Akad. 1912. S. 997. — Z. 30. Zu den Klagen über das hartnäckige Schweigen des anderen bringe ich bei der Unmasse von Beispielen, die sich hier bietet, nichts weiter bei, bemerke jedoch, daß solches sich auch bei Ennodius VIII 3 und Paulinus Nolanus findet, es ist eben ein allgemein menschliches Erlebnis. Ein richtiger Tretbrief bei Basileios: ep. 332. — Z. 36ff. Es gilt nun hier bei gegebener Gelegenheit ein Wort über die Echtheit der julianischen Briefsammlung zu sprechen. Nach Zeller: Die Philosophie der Griechen III 2, 737f. haben sich über diese, besonders auch die Briefe an Jamblichos betreffende Frage W. Schwarz: De vita et scriptis Juliani imperatoris. Bonn. 1888. S. 22ff., F. Cumont in seiner ausgezeichneten Schrift: Sur l'authenticité de quelques lettres de Julien. Gand. 1889, dagegen wieder Schwarz: Philologus LI 624ff. und endlich noch einmal Cumont: Mémoires de l'acad. de Belge. 1898. 24, 3 ver-

nehmen lassen ⟨vgl. überhaupt: Bidez-Cumont: Recherches sur la tradition manuscrite des lettres de l'empereur Julien. Mém. de l'acad. de Belgique. 1898⟩. Schwarz hält für unecht: ep. 8, 18, 19, 34, 40, 41, 53, 54, 60, 61, 66, 67, 72, 73, 75, vielleicht auch 1*, 2*, 3*, 28, 32, 57, 68, Cumont: 8, 15, 16, 18, 19, 24, 28, 34, 40, 41, 53, 54, 57, 60, 61, 67, 73. Ich selbst bin zu dem Ergebnisse gekommen, daß, abgesehen von den Briefen notorischer Unechtheit ⟨1, 24, 75⟩ Julian nicht angehören können: 3*, 8, 15, 16, 18, 19, 24, 28, 32, 34, 40, 41, 53, 54, 57, 60, 61, 67, 73. — Vor allen sind die 6 Briefe an Jamblichos durchaus unecht, und zwar nicht sowohl, wie Schwarz meint, wesentlich aus sprachlichen als vielmehr aus sachlichen Gründen. Diese Briefe strotzen von blutloser Schmeichelei, niemals findet sich ein Gedanke, ein Bericht über ein Erlebnis, ein Auftrag, ein Wunsch Julians wie sonst in seinen Briefen, ein schwülstiger, von Zitaten gesättigter Stil sucht mit möglichst vielen Worten möglichst wenig zu sagen. Sah nun Schwarz in diesen Schriftstücken Briefe, die zum Ruhm der angeredeten Sophisten noch bei Julians Lebzeiten erfunden waren, so glaubt Cumont S. 22 ff. in dem Briefsteller den Sophisten Julian von Kappadokien wiederzufinden, dem Eunapios eine vita gewidmet hat, dieser soll unter Constantin lebend vor 330 dem alten Jamblich in diesen Briefen gehuldigt haben, der ep. 40 S. 538, 7 ff. berichtete große Krieg, an dem der Briefsteller teilgenommen haben will ⟨vgl. ep. 61 S. 581, 21 ff.⟩, soll der Feldzug Constantins gegen Licinius sein. — So überzeugend die Ausmusterung jener falschen Briefe ist, so wenig kann ich den positiven Teil der Cumontschen Ausführungen gutheißen. Cumont wie auch Zeller sehen beide in jenem ep. 40 S. 539, 6; 563, 18 ⟨vgl. ep. 67, wo Fabricius schon richtig Σωπάτρωι hergestellt hat⟩ genannten Sopatros den u. a. bei Eunapios: vit. p. 462, 2 ff. vorkommenden Neuplatoniker, der von Constantin hingerichtet ward. Aber wir wissen, daß auch der jüngere Jamblich, wahrscheinlich der Enkel des alten, mit einem Sopatros verwandt, ja sein Neffe war — Sopatros' Schwester war mit Himerios, dem Vater dieses zweiten Jamblich, verheiratet — und von diesem Apameer Sopatros, den auch der echte Julian ep. 27 S. 518, 13 f. ⟨Verbesserung der Stelle durch Bidez: Bulletin de l'acad. de Belgique. 1904. S. 493 ff.⟩ nennt, wissen wir genug aus den Briefen des Libanios, die uns ebenfalls vom jüngeren Jamblich eingehend berichten ⟨Seeck: Die Briefe des Libanius S. 279, 184⟩. Auch Jamblich II. war Philosoph, Julian selbst nennt ihn in den von Papadopulos Kerameus entdeckten Briefen ⟨Rhein. Mus. XLII 15 ff. ep. 4, 3, 11 f., anders Bidez a. a. O. 499, der in dem ὁμώνυμος den Theurgen Julian sieht⟩ einen Kommentator des alten Jamblich und einen Theosophen. So komme ich denn in etwas wieder auf die alte, von einer längst vergangenen Generation von Gelehrten vertretene Anschauung zurück, daß in diesen Briefen an Jamblich eben der jüngere des Namens gemeint sein wird, nur sehe ich diese Briefe selbstverständlich als gefälscht an, sei es von diesem Manne selbst, der hier ganz unsinnig gefeiert wird ⟨vgl. Schwarz: Philol. LI 629, 2⟩, oder von jemandem, der nach Julians Tode die Persönlichkeiten aus seinem heidnischen Kreise in maiorem gloriam des Kaisers selbst hervorheben wollte. — Zur Charakteristik nun dieses Fälschers, der auch noch, wie Cumont gezeigt hat, die übrigen, ähnlich stilisierten falschen Briefe auf dem Gewissen hat, ist noch einiges hinzuzufügen. So deutlich die Fiktion sich verrät, sie arbeitet doch nicht ganz unpsychologisch, das impulsive Wesen des Kaisers, der bekanntlich, als ihm während einer Senatssitzung die Ankunft des Maximus gemeldet ward, aufsprang und zum Empfange des Philosophen hinauseilte ⟨Ammian. XXII 7, 3⟩, wird in ep. 60 S. 579, 9 ganz treffend geschildert: er erhält einen Brief von Jamblich καὶ κάτοχος ἀναπηδήσας ἦιξα ⟨vgl. ep. 40 S. 539, 6⟩. Nur geht diese Psychologie dann wieder viel zu weit, indem sie den Kaiser den Brief küssen läßt. Ganz will der Fälscher, obwohl er den Herrscher wie einen Privatmann immerfort auf Antwort dringen läßt, doch nicht die Haupt- und Staatsaktionen aus Julians Leben streichen. Er macht dies nur wieder sehr ungeschickt und summarisch, er hat keine ganz deutliche Vorstellung von dem wirklich Geschehenen. Bekanntlich mußte Julian auf Befehl des Kaisers Constantius einen Teil seiner Truppen zum persischen Kriege abgeben, natürlich hätten diese

Soldaten ihren Weg über Konstantinopel und den Bosporos nehmen müssen. Julian schrieb daraufhin dem Constantius einen abmahnenden Brief. Das drückt ep. 41 an einer m. E. bisher mißverstandenen Stelle so aus: S. 543, 10 καὶ πρῶτόν σοι τῶν λόγων, οὓς βασιλεῖ κελεύσαντι πρὸς τὴν ἀοίδιμον τοῦ πορθμοῦ ⟨ποταμοῦ Cumont, der es auf einen Übergang der Donau bezieht⟩ ζεῦξιν ἔναγχος ἐξειργασάμεθα . . . . ἀπαρξώμεθα . . . Auch die früheren Taten Julians werden ⟨S. 538, 7 ff.; 581, 21 ff.⟩ nur sehr summarisch erwähnt, und bezeichnend ist dabei, daß der Briefsteller zweimal Παννονίας ⟨538, 7; 581, 24⟩ sagt, wo Julian stets Παιονίας schreibt. Freilich möchte ich nicht soweit gehen, diesen Pseudojulian vom Erzieher seiner Kinder ⟨ep. 67 S. 591, 3; ep. 40 S. 539, 2 f.⟩ im eigentlichen Sinne sprechen zu lassen, sondern sehe mit Heyler S. 557 eine Umschreibung für den Besorger seiner Briefe darin. Affektiert genug ist der Stil dieser Schriftstücke, um eine solche Vermutung sehr wahrscheinlich zu machen. — Mit den Briefen an Jamblich, die also nur für das Fortleben julianischer Tradition Bedeutung haben, stehen und fallen die ihnen nach Cumonts Beweis stilistisch verwandten Episteln an andere Sophisten. Auch fühle ich mich völlig überzeugt durch Cumonts Zweifel an dem von Papadopulos Kerameus veröffentlichten 3. Brief an den Archiereus Theodoros. Wenn sachliche Bedenken bestehen, können wir allemal bei dieser Art Literatur nur höchst skeptisch sein. Theodoros ist in Griechenland, und der Kaiser beklagt die Unverschämtheiten des dortigen Statthalters, eines wahren Tyrannen. Ein Archiereus in Hellas? Ein Kaiser, der seinen Freunden nicht helfen kann und nur sagt: es freut mich, daß du diese Unverschämtheiten nicht schwer genommen hast? Weiter ist Julian hier gegen einen Untertanen wieder ebenso unterwürfig wie ep. 40, wo er sich gegen Jamblichs Vorwürfe nur ganz bescheiden verteidigt. Der echte Brief 63 redet mit Theodoros doch aus einem ganz anderen Tone. — S. **77** Z. 39 f. Ep. 23 an Hermogenes, der vor dem Jahre 328 praef. Aegypti gewesen war, also jetzt ein hochbejahrter Mann ⟨Seeck: Die Briefe des Libanios 172 f.⟩. — Z. 41. Ep. 22 an Leontios, der unter die *protectores domestici* aufgenommen wird ⟨Seeck a. a. O. 196 IX⟩. Der Brief ist sehr sophistisch, er beginnt mit einem Zitat aus Herodot ⟨I 8⟩, wie ähnlich fr. 2 ⟨Herod. III 22⟩ und auch der früher behandelte Brief 29. — Z. 42 f. Das ist der schon oben S. 8 Z. 40 angeführte Brief an Euagrios ⟨46⟩ mit seiner hübschen, aus sophistischer ἔκφρασις und eignem Erleben interessant gemischten Beschreibung. Echt sophistisch ist auch S. 551, 13 das Zitat aus Pindar ⟨Olymp. VI 99; VII 4⟩, das die Gabe begleiten muß. Das Wort συγκτησείδιον, das bescheiden die Geringfügigkeit des Geschenkes ausdrücken soll, kommt sonst nicht vor, wie denn Julian entsprechend dem Briefstile ⟨vgl. Demetrii et Libanii q. fer. τύποι ἐπιστολικοί ed. V. Weichert S. 19, 15 ff.⟩ den reinen Atticismus vermeidet. — S. **78** Z. 1 f. Ep. 20. Das Hesiodzitat ⟨op. 342 f.⟩ kommt sonst wohl in der Moralistik vor: Plut. de vit. pud. 530 d. — Z. 2. Ep. 3. Sehr niedlich ist das Kompliment vor dem Rhetor: leider kann ich vor Geschäften nicht schreiben, aber auch meine Zunge ist ungeübt geworden. συμβουλή S. 483, 5 ist attisch. — Z. 3. Ep. 39 beginnt echt sophistisch mit einem Zitate: o 74, wird aber im weiteren Verlaufe sehr warm, natürlich wird dem scheidenden Freunde der Gebrauch der Post gestattet. — Z. 3 f. Ep. 33 an Dositheos. Der Zusammenhang ist uns hier nicht mehr klar. — Z. 4. Ep. 37 an Amerios. Das Schema ist auch hier vorhanden, ähnelt doch der Brief des Libanios ⟨407⟩ an Aristainetos wenigstens in seinem Anfange dem des Julianus außerordentlich. Und auch die Erzählung einer demokriteischen Geschichte ⟨Diels: Die Fragmente der Vorsokratiker II[3] 16, 41 ff.⟩ zum Beweise dafür, daß kein Mensch auf Erden ohne Kummer sei, ist durchaus traditionell, so vereinzelt die Geschichte selbst dasteht. Aber der Schluß dieser Epistel bleibt doch ausgezeichnet: «Du aber, ein Hellene, der wahre Bildung besitzt, mußt in Dir das Heilmittel finden. Denn sonst müßte sich ja das vernunftmäßige Denken schämen, hätte es nicht dieselbe Kraft wie die Zeit». Das ist gesprochen, wie ein Mann zum andern reden darf, wie die Antike es so oft geübt hat. Wie leer sind dagegen die Trostbriefe des Basileios ⟨5; 6; 101; 206; 269; 300—302⟩, die Allards Ignoranz preist. Vgl. meinen Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern für das

klassische Altertum. XXI. 1908. S. 166. — Endlich füge ich hier in der Anmerkung noch den oben im Texte nicht weiter berührten Brief 48 an den Arzt Zenon hinzu, der dem Freunde nur mitzuteilen weiß, daß es ihm gut gehe, und um Antwort bittet. Von dem 45. Briefe an denselben wird noch in anderem Zusammenhange die Rede sein. — Z. 9 ff. Julian S. 328 ff. Der Brief, übersetzt von R. Asmus: Kaiser Julians philosophische Werke. Leipzig. 1908. S. 26 ff., wird von diesem Gelehrten S. 23 in die Zeit kurz nach Constantius' Tod gegen Ende 361 verlegt. Ganz anders denkt dagegen Seeck: Gesch. d. Unterg. IV 470. Er betont sehr nachdrücklich, der Brief gehe ganz von der Anschauung aus, daß Julian eben erst im Begriffe sei, vom theoretischen zum praktischen Leben überzugehen, eine solche Anschauung sei aber nach der fünfjährigen Tätigkeit in Gallien ganz unmöglich. Ferner setze das Schreiben bei Themistios Mangel an politischer Tätigkeit voraus ⟨S. 344, 1 ff.⟩, müsse also vor 359 abgefaßt sein, wo Themistios Prokonsul von Konstantinopel wurde. — Die Sache ist ziemlich schwierig, sie einigermaßen spruchreif zu machen, müssen wir die Frage von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchten. Zunächst ist es nicht richtig, daß Julian hier vom theoretischen zum praktischen Leben übergehen sollte, wie Seeck glaubt, sondern es handelt sich hier ⟨S. 340, 5 f.⟩ um den Übergang von der ὑπόστεγος φιλοσοφία zur ὑπαίθριος, d. h. von der geheim und theoretisch betriebenen zur offen und praktisch betätigten. Konnte Julian in Gallien praktische Philosophie üben, handelt es sich hier nicht vielmehr um das offene Glaubensbekenntnis des heidnischen Kaisers, der jetzt vor aller Welt in Taten umsetzen kann, was er bisher nur gesonnen? Ferner durfte Julian dem Themistios wohl nicht mit Unrecht maßgebende politische Tätigkeit absprechen, denn als Prokonsul von Konstantinopel hatte dieser doch, wenn er auch den Senat der Stadt auf 2000 Mitglieder ergänzte, kein Volk und keine Stadt im eigentlichen Sinne zu regieren. Meine Gründe, weswegen ich die Epistel in das Jahr 361 verlegen möchte, sind vielmehr diese: 1. Julian ruft Themistios und die Philosophen zu seiner Unterstützung auf, jetzt, wo er sich zu ihrem Vorkämpfer gemacht hat. Was sollten ihm die Philosophen in Gallien nützen, wie konnte er da, angesichts der rauchenden Trümmer der keltischen Städte, Vorkämpfer der Philosophie sein? Aber jetzt, 361, ist er das, denn die Philosophie ist für ihn die griechische Religion. 2. Julian besorgte πάλαι ⟨S. 328, 7 ff.⟩, er müsse Alexander und Marcus in der ἀρετή nachahmen. Dieses Bangen vor seiner Pflicht als Krieger und Philosoph liegt also hinter ihm. Wann empfand er so? Als er studierte? Oder nicht vielmehr, als er nach Gallien ging! Da mußte er ein Alexander sein und hoffte auch noch Philosoph sein zu dürfen, aber ihm bangte davor. Dies Gefühl gehört demnach der ferneren Vergangenheit an. 3. Themistios schreibt ihm, er stehe jetzt auf einem hohen Posten gleich Dionysos und Herakles, die als Philosophen und Könige die Welt von der überhandnehmenden Schlechtigkeit reinigten, er hält ihm das Beispiel der Gesetzgeber Solon, Pittakos, Lykurgos vor. Konnte dies je Julians Aufgabe in Gallien sein, war dort, wiederhole ich, für ein Philosophenregiment, für die Tätigkeit des Gesetzgebers Platz? Nein, wohl aber galt dies für den jetzigen Alleinherrscher, dessen Gesetzeswerk wir ja kennen gelernt haben. 4. S. 329, 14 ff. spricht Julian davon, daß die ἐν μέσωι τύχαι ⟨= Euripides: Orestes 16⟩ die Erreichung des in der Philosophie erstrebten Zieles unmöglich gemacht hätten. Welche τύχαι hatten, wenn der Brief dicht vor oder kurz nach der Übernahme des gallischen Kommandos fällt, das philosophische Studium Julians bisher vereitelt? Keine, wohl aber wurde er durch den gallischen Feldzug, über den er ja öfter klagt, aus allem herausgerissen, so daß er nur andere zum Studium des Aristoteles und Platon anhalten konnte ⟨ep. 55⟩. Also fallen diese Worte nach dem Feldzuge. 5. Dieselbe Voraussetzung haben die beiden ähnlichen Vergleiche, die Julian S. 329, 22 ff. und 340, 6 ff. braucht. Im ersten fingiert er einen Mann, der eine kurze Fahrt keineswegs leicht überstanden hat und dem nun eine Art Seher sagt, daß er eine noch viel schwerere bald überstehen müsse, und dadurch völlig den Mut nimmt, im zweiten handelt es sich um die Vorstellung von einem Mann, der bisher Zimmergymnastik geübt hat und nun in Olympia auftreten soll, auch bei diesem entsteht dasselbe Gefühl wie

bei jenem. Julian meint also: Du stellst mir, nachdem ich mich schon bewährt habe, eine neue große Aufgabe vor Augen. Diese Bewährung kann eben m. E. nur die Leistungen in Gallien bedeuten. 6. Man wird sich kaum der Erkenntnis entziehen können, daß die Auffassung Julians von der Aufgabe des Herrschers hier zu sehr resigniertem Ausdrucke gegenüber der oben eingehend gewürdigten zweiten Rede an Constantius kommt. Julian hat in einem schweren Feldzuge gelernt, mit Wirklichkeiten, namentlich mit der Macht des Glückes zu rechnen ⟨S. 331, 9f.⟩. Und eben aus diesem Grunde, so scheint mir, weist er, wo es sich um die Betonung des tätigen Lebens handelt ⟨S. 335, 23ff.⟩, nicht auf die Zeit in Gallien hin, sondern auf die einzelnen guten Handlungen, die er vollzogen. — Fasse ich alles zusammen, so mußte ein Brief des Themistios mit dem Hinweise auf ein tätiges, der beschaulichen Muße abgewandtes Leben im Augenblicke des Amtsantrittes in Gallien eine schwere Verkennung der tatsächlichen Lage enthalten, während der heidnische Philosoph und Prokonsul von Konstantinopel nach dem Tode des Constantius in der Tat eine Art Aufruf an den neuen Herrscher richten konnte. — Über den keineswegs so leicht aus Julians Bemerkungen herzustellenden Inhalt des Briefes vgl. die nächsten Anmerkungen. — Z. 35f. Die Vorbilder sind Herakles und Dionysos, Beispiele der Stoa ⟨Seneca: benef. I 13, 1 u. ö.⟩. — S. **79** Z. 12f. Der Homervers S. 332, 19 kehrt in der philosophischen Literatur ziemlich oft wieder: vgl. Epiktet. III 22, 92. — Z. 15f. S. 333, 23ff. = Plat. legg. IV 709b./ 334, 5 ebenda 713cff. — Das Beispiel von seiner Verbannung ⟨S. 336, 19ff.⟩ hat nicht die mindeste Beweiskraft für seine Standhaftigkeit, dieser Aufenthalt war ja wirklich ein Glück für ihn. Julian befindet sich hier also in einer schlimmen Selbsttäuschung. — Z. 22f. Julian gehört zu den echten Neuplatonikern, die Platon und Aristoteles im Grunde für identisch halten, Syrianos hatte allein von der Sekte gegen dies Verfahren Einspruch erhoben ⟨Zeller III 2, 821⟩. — Z. 23. Soweit ich sehe, hat Themistios ⟨Jul. S. 341, 1ff.⟩ die Stelle des Aristoteles ⟨pol. 1325b 21ff.⟩ allerdings falsch gedeutet. Der Philosoph untersucht nur den Begriff der διάνοιαι πρακτικαί und nennt nicht nur solche so, die auf einen praktischen Erfolg abzielen, sondern vielmehr noch die αὐτοτελεῖς διανοήσεις; obwohl man gemeiniglich von den intellektuellen Schöpfern ⟨τοὺς ταῖς διανοίαις ἀρχιτέκτονας⟩ der äußeren Taten das πράττειν aussage, so sei doch nicht notwendig eine für sich lebende Stadt untätig. Also von Königen ist gar nicht die Rede, Aristoteles beschäftigt sich ganz allgemein mit der Frage: was heißt handeln? — Z. 24f. Daß das philosophische Schema dem sonstigen Bewunderer Alexanders hier diese Urteilsweise aufnötigt, ist bekannt: vgl. L. Eicke: Veterum philosophorum qualia fuerint de Alexandro magno iudicia. Rostock. 1909. S. 80. — Den S. 342, 21 folgenden Ausspruch des Aristoteles verdankt Julian dem so oft von ihm benutzten Plutarch: vgl. Aristoteles fr. 664 Rose ⟨Sonneville: Revue de l'instruct. publ. en Belg. 1899. S. 99⟩. — Z. 40ff. Vgl. die Wiederholung desselben Gedankens in ähnlichen Gleichnissen S. 329, 22, 340, 6 und die Rückkehr zum früheren S. 337, 11, wo die gleiche Anschauung auf etwas andere Art noch einmal bewiesen wird. — S. **80** Z. 6f. S. 342, 2ff. Hier nämlich wird m. E. der zentrale Gedanke des Themistios verschoben. Dieser hatte Julian auf Philosophen hingewiesen, die mit Herrschern Fühlung gehabt, für ihn waren die Gegenpole hier Epikur, dort Thrasyllos, Musonios u. a. Julian aber behauptet, sein Freund stelle allgemein das praktische Leben über das philosophische ⟨S. 340, 23⟩, was nach allem Gesagten ganz unmöglich ist, und führt als Gegenbeweis Sokrates an, dessen praktisches Dasein doch nur im Gegensatze zu wissenschaftlich theoretischen Forschungen zu verstehen war und von Julian ⟨342, 1⟩ zunächst auch so verstanden wird. Ferner muß ein Mißverständnis der von Themistios ⟨343, 11⟩ aufgeführten Beispiele Areios, Nikolaos, Thrasyllos, Musonios vorliegen. Themistios kann diese nur in dem Sinne genannt haben, wie er in seinem Pentaeter. p. 129, 14 Dind. Thrasyllos und Areios als Augustus' Freunde bezeichnete, dazu bestimmt, ἵνα πρὸς τὰ ἔργα τῆς ἀρετῆς παρορμῶσι. Wenn Julian, der natürlich überall gut unterrichtet ist, nun zeigt, daß die politische Tätigkeit dieser Leute sehr geringfügig gewesen sei, und namentlich Musonios' Standhaftigkeit preist, so schlägt er

damit ins Blaue, denn natürlich hatte Themistios auch an Musonios in keinem anderen Sinne gedacht, wie er Philad. p. 86, 19 zeigt. — Z. 12ff. Selbstgeständnis Julians darüber: orat. VII S. 275, 14. — Z. 19. Über den ganzen Brief ist noch einiges nachzutragen. In Hertleins Ausgabe S. 343, 5 fehlt der Verweis auf Plat. resp. 402a, über den Sprachgebrauch ist zu bemerken, daß S. 336, 25 das Wort ἐγανύμην in späterer Literatur wieder häufig wird, S. 343, 18 ἀναπάλλακτον nur in dieser Zeit, z. B. bei Synesios ep. 44 S. 657a Herch. vorkommt. — Z. 20f. Ich berühre hier nicht mehr das Buch über seine gallischen Feldzüge, in dem die Schlacht bei Argentoratum bekanntlich ein ganzes βιβλίδιον ausmachte, vgl. Eunapios fr. 9 S. 217, 1 Dind., Liban. ep. 33, orat. XIII 25 S. 72, 4ff. — Z. 26ff. Alles, was ich hier ausführe, beruht auf meiner Abhandlung: Studien zur griechischen Satire. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum. XXVII. 1911. S. 469—493. Daß eine Benutzung Lukians durch Julian nicht wahrscheinlich ist, habe ich dort S. 477 Anm. 6 zu zeigen versucht. Vollends scheint mir Asmus: Julian und Dion Chrysostomos. Progr. v. Tauberbischofsheim. 1895. S. 17ff. durch seine Ableitung aus Dions 1. Rede das Genos der Satire zu verkennen. Einzelne Anspielungen auf Dion mag Julian gemacht haben, wie er ja auch hier den Plutarch benutzt. Ob die Caesares den Sallust zum Adressaten haben, ist unsicher, ebenso, ob Dionysos und Silen Julian und Maximus widerspiegeln. — S. **81** Z. 12ff. Einen ganz guten, wenn auch sehr weitschweifigen Kommentar zum Συμπόσιον gibt Cauer in einem Breslauer Schulprogramm von 1856: Über die Cäsares des Kaisers Julianus Apostata. — Z. 17. Die Schönheit der Götter wird S. 395, 21 νῶι θεατόν genannt, was keineswegs ein Spott auf die Stoa ist. — Z. 24f. Peter: Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit I 196, 1, 397, 1, 4ff., 19, 400, 3, 17, 408, 1, 420, 17. — Z. 25. Vindex ⟨S. 399, 14⟩ ist allerdings nicht Herrscher gewesen: vgl. Cauer a. a. O. 16. — Den Vespasian nennt Julian S. 399, 20 einen Σμικρίνης, das ist nicht ganz originell, denn dasselbe sagt auch Themistios: orat. XXXIV S. 462, 7f. Dind. von Kimon. — Von geschichtlichen Quellen hat Julian dabei allem Anschein nach öfters den Cassius Dio benutzt: vgl. S. 401, 3 ⟨Antoninus Pius⟩: εἷς εἶναί μοι δοκεῖ τῶν διαπριόντων τὸ κύμινον = Cass. Dio LXX 3. — Ich mache hier noch allerhand Einzelbemerkungen: Mit Recht hat Julian S. 402, 18, wo Valerian erscheint, eine ganze Reihe von Kaisern überschlagen, sonst wäre das Ganze gar zu eintönig geworden. — S. 404, 5ff. haben wir ein in der moralisierenden Literatur häufiges Gleichnis: vgl. Themistios: orat. V S. 75, 11 Dind. ⟨Rhein. Mus. XVII 440⟩, Horaz: sat. I 1, 25. Dabei scheint mir deutlich, daß Silens Tadel gegen Probus ganz Julians Denkweise entspricht, der ja auch die Christen auf milde Weise heilen wollte. — Z. 36ff. Ganz ähnlich ist bekanntlich Lukian. dial. mort. 12, ohne daß dieser für Julian das Muster abgegeben haben müßte. Die Reden der beiden haben manches Schematische: Cäsar, Alexander, Octavian, Traian beginnen — ganz nach Demosthenes — mit dem Rufe: ὦ Ζεῦ καὶ θεοί ⟨S. 411, 15, 414, 11, 418, 16, 420, 19⟩. — Ich merke wieder einzelnes an: Der julianische Alexander hat, anders als der lukianische, eine fast unheimliche Kenntnis der römischen Geschichte ⟨vgl. S. 415, 18 = Plut. Pomp. 48 [Ammian. XVII 11, 4]⟩. — S. 416, 2—6 erhält der Vordersatz keine rechte Folge, denn die Worte 5f. ὑπὸ — τοῖς οἰκείοις ἁμαρτήμασι . . . ἐσφάλη haben denselben Sinn wie jener. — S. 416, 19 ist die Anschauung von der griechischen Abkunft der Römer echt julianisch: vgl. S. 198, 12. — 417, 1 γῆρας τῆς Ἑλλάδος: die bekannte Vorstellung, die auch die damaligen Römer von ihrem Reiche, übrigens nach früherer Idee ⟨Florus: prooem. 8⟩, hatten. — S. 417, 3ff. haben wir dann die Frage, wie wohl die Römer gegenüber dem noch kräftigen Griechenvolke bestanden hätten, da ihnen noch Pyrrhos so gefährlich wurde: das stammt aus Plutarch. Pyrrh. 19. — S. 417ff. Julian zählt ganz richtig etwa 300 Jahre römischer Partherkriege: diese begannen im 1. Jahrh. v. Chr. und endeten zu Beginn des 3. Jahrh. — S. 419, 1ff. aus dem, wie es scheint, öfters benutzten Cassius Dio LVI 43. — Z. 41f. Diese Szene ⟨S. 420, 7ff.⟩ ist eine durchaus unkünstlerische Wiederholung des früheren Auftrittes, von Silens Spott über Traians Sittenlosigkeit. — S. **82** Z. 2ff. Der S. 422, 6 zitierte Vers ist eine Abwandlung von Euripides

fr. 413, 2; Julian benutzte wieder Plutarch. de garrul. p. 506c. — Z. 3f. Ihm wird an einer zwar etwas verstümmelten, aber doch dadurch nicht unklaren Stelle nachgesagt, er habe den Barbaren Tribute bezahlt ⟨S. 422, 14f.⟩. Dies überaus ungerechte Urteil über den großen Kriegshelden kann sich doch wohl nur darauf beziehen, daß Constantin, bei dessen Ernennung zum Cäsar ein Alemannenfürst mitwirkte ⟨Vict. ep. 41, 3⟩, den Barbaren sehr günstig gesinnt war und viele von ihnen aus der Gefangenschaft bei seinen Soldaten loskaufte ⟨Euseb. vita Const. II 13⟩. — Z. 7f. Dazu gehört u. a. auch das mehrfache Erröten: S. 423, 17; 425, 17. — Z. 9. Augustus rühmt sich ⟨S. 427, 3⟩ seines Abschiedswortes an seinen scheidenden Enkel Gaius Cäsar: aufs neue benutzt Julian den Plutarch: reg. et imp. apophth. 207e ⟨etwas anders de fort. Rom. 319d⟩, wo allerdings εὔνοιαν — τὴν Πομπηίου steht, das vielleicht bei Julian anstatt des δεινότητα einzusetzen sein dürfte; denn die εὔνοια des Pompeius ergänzt die anderen angeführten Eigenschaften τόλμα und τύχη besser als die δεινότης. Vgl. sonst V. Gardthausen: Augustus I 3, 1146f. Julian zeigt übrigens S. 427, 6ff. durch die treffende Beurteilung von Augustus' Neffen, wie gründlich er sich mit der Geschichte jener Zeit beschäftigt hat. — Z. 10f. Das Simonideszitat S. 428, 1 ist natürlich aus Plat. Prot. 339b. — S. 428, 17 wird auf die stoische Lehre von der Ernährung der Gestirne, die ja auch Götter sind, angespielt; charakteristisch ist, daß M. Aurelius S. 429, 1 von seinem σωμάτιον spricht, demnach einen seiner Lieblingsausdrücke braucht. Also hat Julian des Kaisers Buch, wie sich eigentlich ganz von selbst versteht, gelesen. — S. 428, 20 ist das Bild platonisch ⟨Prot. 339e⟩, worauf Cobet hingewiesen hat. — Z. 23ff. Hier begegnet wieder eine rechte Ungeschicklichkeit: Alexander läuft ⟨S. 431, 1ff.⟩ zu Herakles und Traian zu Alexander, der doch hier kein Gott ist. Damit hängt dann auch das plötzliche Auftauchen Christi zusammen, der doch im Olymp keinen Platz hat. — Z. 25f. Auch in der Galiläerschrift nimmt Julian an Jesus' vergebender Tätigkeit Anstoß ⟨S. 209, 10 Neum.⟩. Der Vorwurf ist bekanntlich alt: Orig. c. Cels. III 59. — Z. 29. Hier ⟨S. 431, 21⟩ erhalten auch noch die Söhne Constantins, also besonders Constantius, einen Hieb. — S. 431, 22 οἱ παλαμναῖοι δαίμονες attisch: vgl. Pollux V 130. — Z. 33. Mithras erhöht die Menschenseele: Jul. orat. V S. 223, 23ff. Vgl. Dieterich: Eine Mithrasliturgie[2] S. 90f., 222. Cumont: Die Mysterien des Mithra, übersetzt von Gehrich S. 125, 3; 127, 1; Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, übersetzt von Gehrich S. 310; 293. — Z. 36f. Die Beurteilung z. B. des Augustus ist, wie angedeutet, im Ganzen nicht ungerecht ⟨vgl. V. Gardthausen: Augustus I 2, 489⟩; Julian hat also dieser Frage ein ernstes Nachdenken gewidmet, wie er denn nichts im Leben leicht nahm. — S. **83** Z. 2. Es ist hier noch einiges Sprachliche über das Symposion nachzutragen. Die Ausdrucksform Julians bleibt unerfreulich, unausstehlich affektierte Duale ⟨S. 403, 2; 404, 25; 409, 7⟩ wechseln mit Worten späten Datums oder auch eigner Bildung ⟨wie z. B. λαχάνιος S. 423, 15f.⟩ ab. Von eigenartigen Anwendungen notiere ich S. 396, 16 χαριδότης, sonst nur als Götterbeiname aus Plutarch bekannt, z. B. des Dionysos ⟨Anton. 24; sept. sap. conv. 158e; qu. conv. 613d⟩, des Hermes ⟨qu. graec. 303d⟩, des Zeus ⟨de stoic. rep. 1048c⟩; S. 424, 18 διαλεκτικαὶ κιγκλίδες, das in diesem Gebrauche nicht vorzukommen scheint. S. 424, 13f. stammt γέμων ... παρακουσμάτων aus der Lektüre Platons ⟨ep. 338d; 340b⟩; S. 398, 6; 425, 15 παππίδιον aus Aristoph. eq. 1215; vesp. 655. — Endlich zeigt S. 400, 1f. Bekanntschaft mit einer ziemlich vereinzelten Geschichte, die uns Timaios beim schol. Aeschin. II 10 berichtet. Julian hat natürlich nicht aus Timaios, vielleicht also aus einem Aischineskommentar geschöpft.

Julians Religionspolitik. Für dieses Kapitel lassen sich Allards Darlegungen: Julien l'apostat I 1ff. allenfalls als Materialsammlung verwenden. Viel besser ist natürlich V. Schultzes Buch: Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums. Jena. 1887, 1892, obwohl ich hier eine einheitliche Darstellung vermisse, und das Werk auch aus anderen naheliegenden Gründen schon zu veralten beginnt. Trefflich unterrichtet über den Niedergang der antiken Religion im Westen G. Wissowa: Religion und Kultus der Römer. München. 1912. S. 95f., im Osten O. Gruppe: Griechische

Mythologie und Religionsgeschichte II 1644ff., ein Kapitel, das vielleicht das beste des ganzen Werkes genannt zu werden verdient. — Z. 7f. Cod. Theod. XVI 10, 2. — Z. 8. Cod. Theod. XVI 10, 4: 1. Dezember 346 ⟨354?⟩. — Z. 13f. Besonders läßt sich Libanios, derselbe, dem wir so manche wertvolle Notiz über blühende heidnische Kulte verdanken, so vernehmen: ep. 1411, orat. XIV 41, XV 45, XVII 9. — Z. 15ff. Vgl. z. B. Firmicus Maternus: de errore prof. rel. 20, 5, 7, Johann. Chrys. contra Iud. et gent. 1, ⟨9⟩, expos. in ps. CIX 5, vgl. Schultze a. a. O. I 326f., 352, II 150, 178. Dazu haben wir ganz ähnliche Äußerungen des Hieronymus: ep. 107, 2 und Ennodius: lib. pro synodo S. 327, 5 Hart. — Z. 24f. Cod. Theod. XVI 10, 6 ⟨19. Februar 356⟩, 7 ⟨21. Dezember 381⟩, 10 ⟨24. Februar 391⟩, 11 ⟨16. Juni 391⟩ usw. — Z. 26f. Der bekannte Besuch des Constantius in Rom vom Jahre 357 ist ein solcher Ruhepunkt, obwohl der Kaiser die Entfernung des Altars der Victoria angeordnet hat, worüber später der berühmte langjährige Streit entstand, dann haben wir Toleranz unter Valentinian, ferner besonders unter Eugenius. Überhaupt kann man sagen, daß der Untergang des Heidentums durch dauernde staatliche Verfolgung und Anwendung roher Gewalt nicht erfolgt ist ⟨vgl. Schultze a. a. O. II 324f.⟩. — Z. 27ff. Vgl. soeben zu S. 83 Z. 13f. — Z. 30ff. Libanios ⟨orat. XXX⟩ redet bekanntlich vor Theodosius für die Tempel und schilt gewaltig auf die Schwarzröcke ⟨8, wo ihn denn der christliche Abschreiber wie oft in dieser Literatur mit gleicher Münze bedient⟩, derselbe zählt in der Rede für Thalassios ⟨XLII 7⟩ dessen heidnischen Glauben als Vorzug seines Klienten auf, er erklärt wieder vor Theodosius ⟨orat. XLVII 19⟩, die armen Bauern fänden nur noch im Gebet an die Götter ihre Hilfe. Ebenso offen spricht Themistios vor Jovian: orat. V S. 82, 11 Dind. — Z. 34f. Schultze a. a. O. I 415, 444f., II 272ff., 321. — S. **84** Z. 2f. Rutilius Namatianus I 439ff. Ich halte diesen Autor unbedingt für einen Heiden, s. dagegen H. Schenkl, Rhein. Mus. LXVI 393ff. — Z. 3ff. Augustin. de civ. dei V 26 S. 241, 10ff. Domb. — Z. 7f. Porphyrios' Schriften wurden im Jahre 448 vernichtet: Cod. Just. I 1, 3, Schultze a. a. O. I 395f. Bekannt ist, daß alle heidnischen Streitschriften nur durch Zitate erhalten sind. — Z. 11f. Im Cod. 170 des Photios haben wir eine solche Apologie aus der Zeit nach Heraklios: s. u. a. mein Buch: Zwei griechische Apologeten S. 316. Der späte «Philopatris» hat mit diesen Dingen bekanntlich nichts zu tun: Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Literatur[2] 461. — Z. 19ff. Wissowa: Religion und Kultus der Römer S. 97. — Z. 22f. Ammian. XIX 10, 4, Wissowa a. a. O. — Z. 27f. Symmach. ep. IX 147f., Allard a. a. O. I 70. — Z. 31ff. Vgl. darüber Cumont: Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, übersetzt von Gehrich. 1910, und auch La théologie solaire du paganisme romain. Extr. de mém. prés. . . à l'acad. des inscr. et belles lettr. tom. XII. 2. part. Paris. 1909. — Z. 34ff. CIL VI 500, 501, 504, 507, 509, 510, 512, 1778, 1779 u. a. Die Inschriften gehen bis zum Jahre 390. Cumont: Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithras II 92ff. — Z. 42f. Liban. orat. I 23. — S. **85** Z. 3ff. orat. XIV 5, freilich gilt dies von einer älteren Generation, deswegen braucht aber in der nächsten dieser Kult nicht schon erloschen gewesen zu sein. Vgl. sonst Preller-Robert: Griechische Mythologie I 323, 1. — Z. 5f. orat. I 23, welche Kulte dies gewesen sind, erfahren wir nicht. — Z. 6. Für die eleusinischen Mysterien erlangt Vettius Agorius Prätextatus, das Haupt der heidnischen Partei und der Prokonsul Achaias, Freiheit von Valentinian: Zosimos IV 3, 3, Schultze a. a. O. I 198f. Eunapios hatte sich in diese einweihen lassen: vit. soph. S. 475, 43 Dübn. Vgl. Gruppe: Griechische Mythologie und Religionsgeschichte II 1670, 4. Was dagegen Mamertin. grat. act. Jul. 9, 4 sagt: *in miserandam ruinam conciderat Eleusina* ist rhetorische Übertreibung, um Julians erneuernde Tätigkeit herauszustreichen. — Z. 6f. Cedrenus S. 573, 1, Schultze a. a. O. I 435. — Z. 8f. Rutil. Namat. I 375ff. — Z. 11ff. Es handelt sich um die Totius orbis descriptio ⟨Müller: Geographi graeci minores II S. 520 cp. 35⟩. — Z. 16f. Vgl. Liban. orat. XXX 35. Dieses Opfer hatte Constantin umsonst verboten ⟨Euseb. vita Const. IV 25⟩, zuletzt untersagte es Theodosius. Schultze a. a. O. II 222, I 729. — Z. 17f. Vgl. ⟨nach Schultze a. a. O. II 225, 228f. jetzt⟩ Mitteis-Wilcken: Grundzüge und Chrestomathie

der Papyruskunde I 134. — Z. 19f. Augustin. ep. XCI 8. — Z. 21ff. Schultze a. a. O. I 268, 354ff., II 247. — Z. 31f. Auf die ausgelassenen und unzüchtigen Hochzeitsfeste der Christen kommt Johannes öfter zurück: in ep. ad Cor. I 12, 6, in illud: propter forn. uxor. q. s. 2, in ep. ad Coloss. hom. 12, 4. Vgl. darüber meinen Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum. XXIX. 1912. S. 607. — Z. 34f. Olympien: Liban. ep. 1314ff., 1335, 1362, orat. I 184. Poseidonsfest: orat. I 230. — Z. 36f. Schultze I 401, II 268f. — Z. 40ff. Vgl. oben S. 20 Z. 10. — S. **86** Z. 3ff. Schultze I 425ff. — Z. 13ff. Schultze I 115. — Z. 15f. Cod. Theod. XVI 7, 1 ⟨2. Mai 381⟩, 2 ⟨20. Mai 383⟩. — Z. 17ff. Corpus scriptor. eccles. lat. vol. XXIII ed. Peiper S. 227ff. — Z. 28ff. Johannes: in epist. ad Hebr. hom. 13, 4, in acta ap. 1, 6, 23, 4. — Z. 31ff. Es handelt sich hier um die Päderastie, die damals mit nichten verschwunden, sondern in Heiden- wie Christenkreisen noch verbreitet war, Libanios bietet zahlreiche Belege: orat. X 29, XXXVII 3, 12, 14, XXXVIII 8, XLI 6, XLII 28 u. a., und Johannes schließt sich dem an: ad Theod. laps. III 8. — Z. 34ff. Johannes: in Johann. hom. 62, 4, 84, 3, in epist. I. ad Cor. hom. 6, 4. — Z. 35f. in ep. ad Eph. hom. XV 3. — Z. 37ff. Ich habe darüber gehandelt in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum. XXIX. 1912. S. 607. — S. **87** Z. 20. Neues Material für den Briefwechsel zwischen Heiden und Christen überhaupt bringt P. Maas: Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. 1912. S. 988ff. — Z. 31. Oberpriester: Sokrates III 1, Sozomenos V 1. — Z. 31ff. Getadelt von Ammian. XXII 12, 6, XXV 4, 17ff., der an den großen Opferer Marcus Aurelius erinnert, und von anderen bei Johannes Chrys. de s. Bab. c. Jul. 19 sowie von Gregor. orat. V 22, nur Libanios: orat. XII 81 ⟨vgl. XVII 9, XVIII 170⟩ rühmt diese Geschäftigkeit seines Gönners. Von christlichen Stimmen läßt sich über Julians Opferwesen am lautesten Ephraim ⟨ed. Bickell: Zeitschrift für katholische Theologie. 1878. S. 341⟩ vernehmen. — Z. 36f. Des Bischofs Maris von Chalkedon: Sokrates III 12, Sozomenos V 4. — Z. 38f. Opfer für Mithras, vgl. Cumont, Die Mysterien des Mithras, übersetzt von Gehrich S. 192, ebenda über die Taurobolien in Athen. — Z. 39. Kapelle: vgl. Liban. orat. XVIII 127. — Z. 40ff. Vgl. Cohen: Monnaies de l'empire romain 7, 435ff. über Constantius' Münzen, 8, 41ff. über die Julians, dagegen P. H. Webb: Numism. Chron. X, 1910, 238ff. Den Apisstier auf den Münzen mißverstanden bekanntlich die christlichen Gegner des Kaisers: vgl. meinen Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern. XXI. 1908. S. 176, anders wieder Webb a. a. O. 244. — S. **88** Z. 10f. Mit Recht schelten Gregor ⟨orat. V 22⟩ und Johannes Chrysostomos ⟨de s. Babyla 14⟩ auf diesen Teil des kaiserlichen Gefolges, die Metragyrten u. a., nur daß Gregor törichterweise in der Begünstigung der Kybelegemeinde versteckte Sinnenlust sieht. — Z. 14. Eunapios: vit. soph. S. 476, 43ff. Über Priscus vgl. noch Seeck: Die Briefe des Libanius S. 246. — Z. 18f. Vgl. oben S. 77 Z. 6f. — Z. 20ff. Vgl. Seeck in seiner Ausgabe der Briefe des Symmachus. Monum. Germ. hist. auct. antiquiss. VI 1 p. LXXXIIIff., J. Nistler: Klio X 462ff. — Z. 36ff. Vgl. ihre Grabinschrift: Anthолog. lat. ed. Büch.-Riese II 1, 111. — Z. 31. Themistios: orat. XXXI S. 429, 1ff. Die Hypothesis der Rede, die den Titel Φιλόπολις führte, danken wir einem Funde H. Schenkls: vgl. Seeck: Rhein. Mus. LXI S. 554ff. und Schenkls Nachwort ebenda S. 560ff. Der Panegyrikus ist verfaßt etwa um die Wende des Jahres 362 auf 363. — Z. 32ff. Vgl. Seeck a. a. O. S. 554—556. — Z. 38ff. Einen Begriff davon erhalten wir bei einer Durchmusterung der in Seecks Buche über die Briefe des Libanius behandelten Persönlichkeiten, unter denen sich zahlreiche Heiden finden. Ich entnehme dem genannten Werke diese Namen: S. 58 Ammonius II. 68 Anatolius IV. 77 Antipater. 78 Antonin. IV. 85 Aristänet I. 88 Aristo I. — Aristophanes. 92 Atarbius. 93 Auxentius II. — Bacchius. 97 Beläus, der in Arabien eine kleine Christenverfolgung versuchte. 106 Celsus. 108 Clearchus I. 111 Clematius III. 112 Crescens. 117 Decentius I. 118 Demetrius I. — II. 123 Diophantus II. 125 Ecdicius I. 127 Epiphanius I. 131f. Eudämon II. 132 Euelpistius. 133 Eugenius I. 140 Eusebius X. 147 Eustathius II. 149 Euthalius I. 150 Eutherius I. 155 Felix II. 156 Flavianus I. 159 Fortunatianus I. 161 Gaius I. 163 Gerontius III. 164

Gessius II. 165 Gorgonius IV. 166 Heliodorus I. 167 Helladius V. 170 Helpidius II. ⟨172 Heraclius IV.⟩ 174 Hesychius II. 175 Hierax. — Hierius I. 176 Hierokles I. 177 Hierophantes I. — II. 179 Justus. 184 Jamblichus. 188 Italicianus. 189 Julianus II. 200 Magnus III. 207 Maximus VI. 215 Modestus. 221 Nicocles. 222 ff. Olympius I.—V.—XII. 232 Parnassius I. 234 Pelagius I. 236 Philagrius I., der schon unter Constantius abgefallen war. 240 Philippus II. 244 Priscianus I. 245 Priscio. 251 Quirinus I. — Richomeres. 252 Rufinus I. 254 Aradius Rufinus. 265 Flavius Sallustius. 266 Salutius ⟨Sallustius⟩. 271 Scylacius II. 273 Seleucus. 285 Tatianus I. 291 Thalassius IV. 308 Theodorus III. 312 Theophilus V. 314 Ulpianus I. 315 Zeno IV. 316 Zenodorus. — S. **89** Z. 1 f. Liban. ep. 609. — Z. 6 f. Vgl. oben unter diesem Namen. — Z. 8 f. Beförderung des Aradius Rufinus ⟨Seeck a. a. O. S. 254⟩ zum comes Orientis ⟨363⟩, Zenodor war 364 und 365 Statthalter Kilikiens ⟨Seeck 316⟩. — Z. 11 f. Beläus vgl. oben S. 63 Z. 4. — Z. 12 f. Vindaonius Magnus ⟨Seeck S. 199 f.⟩ verbrannte eine christliche Kirche in Berytus. — Z. 13 ff. Vgl. Seeck a. a. O. S. 189 f. Daß die christlichen Schriftsteller diesem Geschöpfe des Kaisers besonders gram sind und auch ziemlich Unwahrscheinliches — namentlich über seine letzte Krankheit, die Läusesucht, das gewöhnliche Ende aller Scheusale — berichten, ist ihr gutes Recht. — Z. 26 ff. Eunapios fr. 19 Dind. — Z. 39 ff. Es handelt sich um die, wie es scheint, durch Christenhand öfters verstümmelten Briefe 62, 78, 63, das große Bruchstück S. 371—392, 49, ⟨5,⟩ 2* ⟨Rhein. Mus. XLII 22 f.⟩, 21. Über diese Briefe hat vorzüglich Asmus: Zeitschrift für Kirchengeschichte XVI 45—71, 220—252, XXIII 479—495 gehandelt. Seine Meinung über die wirklich erschienene, nicht nur angesagte Enzyklika kann ich freilich nicht teilen, wie ich denn ⟨vgl. oben S. 145⟩ auch gegen ihn die Echtheit von ep. 3* ⟨Rhein. Mus. a. a. O. 24 f.⟩ bestreite, die Asmus auch nur durch eine Textänderung ⟨Z. 10 Ἑλληςπόντου oder ähnlich für das überlieferte Ἑλλάδος⟩ schützt. Daß ferner ep. 63 und das fragm. ep. einst ein Ganzes gebildet hätten, bezweifle ich, denn: 1. richtet sich ep. 63 an einen noch persönlich Unbekannten, Julian ist also damals noch nicht in Asien, wo er doch sofort Theodoros zu sich zitiert hätte, das fragm. ep. aber fällt nach dem versuchten Wiederaufbau des jüdischen Tempels ⟨S. 379, 26⟩, d. h. nach Januar 363. 2. Ziehen wir beide Stücke zusammen, so haben wir allzu viele ganze oder halbe Wiederholungen derselben Gedanken, die auch bei einem Julian innerhalb derselben Rede ungewöhnlich wären. Dagegen sind Wiederholungen derselben Gedankengänge in verschiedenen Schriften nicht ausgeschlossen, wie orat. VII und VI zeigen ⟨vgl. unten⟩. — Sehr richtig hingegen interpretiert Asmus a. a. O. S. 63 f. den Zusammenhang S. 371 H.: in der Lücke kurz vorher war von der Beobachtung bzw. Nichtbeobachtung der staatlichen und kirchlichen Gesetze die Rede, über die staatlichen wachen die Beamten, die z. B. Majestätsbeleidigung bestraften, die Vernachlässigung der Götter ⟨durch die Christen⟩ wird durch die Dämonen gerächt. Daran schließt sich der Appell an die Priester, die Obrigkeit der Altgläubigen gut an. — Was nun die Zeit der wichtigsten Briefe angeht, so möchte ich 62, 78, 63, fragm. ep. 49 aufeinander folgen lassen. — Endlich noch eine Kleinigkeit. Asmus hat an anderer Stelle ⟨Julian und Dion Chrysostomos 29 ff.⟩ starke Anlehnung des Fr. ep. an Dion erkennen wollen. Aber stoisches Erbe hat der Neuplatonismus oft übernommen, und die Verteidigung der Bilderverehrung ⟨S. 377, 1 ff.⟩ ist ein Gemeinplatz der Philosophie, der außerdem bei Dion anders als bei Julian aussieht. — S. **90** Z. 8. Vgl. oben S. 20 Z. 9. Ich glaube übrigens nicht, daß es, wie Asmus will, derselbe ist, dessen Mißhandlung ep. 62 erwähnt. Daß der Erlaß an Theodoros gerichtet ist, halte ich für sicher, ebenso wie das fragm. ep. sich an ihn wenden muß. — Z. 12 f. Das ist Maximus, wie ich unabhängig von Asmus fand. — Z. 14 f. Ähnlich bekanntlich Fragm. ep. S. 372, 8. — Z. 15 ff. Julian spricht hier durchaus nicht in markigen Worten, die längere Auseinandersetzung, daß er keine καινοτομία wolle ⟨587, 4⟩ ist recht weitschweifig. — Zum Ausdrucke S. 587, 10 ὥσπερ ἀφ' ἑστίας vgl. Preuner in Roschers Lexikon I 2616. — Z. 18 ff. Auch hier ist der Text verderbt. Es ist S. 587, 15 nach τοὺς μὲν die Nennung der Juden ausgefallen. Die Worte

μηδὲ πνικτοῦ ⟨πνικτοῦ Spanheim . . . τοῦ cod. Voss.⟩ enthalten keinen Irrtum über die Juden, wie man früher wohl angenommen hat. Darüber belehrt mich in freundlicher Weise mein Kollege A. Seeberg so: «Das direkte Verbot ‚Erstickte' zu essen, findet sich im A. T. nicht, und man nahm bisher an, daß es sich auch in der jüdischen Literatur nirgends nachweisen lasse. Aber man übersah die Stelle des Mischnatraktates Chullin 1, 2: «Jeder darf schlachten und zu jeder Zeit darf er schlachten und mit jedem Mittel darf er schlachten, ausgenommen die Sense, die Säge, die Zähne, den Nagel, weil diese würgen.» Hiernach wird das Verbot zu würgen als bekannt vorausgesetzt. — Hierher gehört auch noch Philo: de spec. leg. IV 356 M.: «ἔνιοι δὲ Σαρδανάπαλλοι . . . . . ἄθυτα παρασκευάζουσιν, ἄρχοντες καὶ ἀποπνίγοντες καὶ τὴν οὐσίαν τῆς ψυχῆς .... τυμβεύοντες τῶι σώματι τὸ αἷμα· σαρκῶν γὰρ αὐτὸ μόνον ἀπολαύειν αὔταρκες ἦν, μηδενὸς ἐφαπτομένους τῶν συγγένειαν πρὸς ψυχὴν ἐχόντων· ὅθεν ἐν ἑτέροις τίθησι νόμον περὶ αἵματος, μηδ' αἷμα μήτε στέαρ προσφέρεσθαι.» Also zeigt Julian hier wieder sein gründliches Wissen. — Stark verderbt ist der Text S. 588, 2ff., möge bald eine präzise Ausgabe Hilfe leisten! Der Sinn der Stelle ist freilich klar, nur die Satzfügung ausgerenkt. — Z. 29f. S. 382, 7ff. ⟨= 584, 6ff.⟩, 384, 10ff. Die Verse entstammen natürlich neuplatonischer Fabrik: vgl. solche Worte wie S. 382, 9 ἀδεισιθέοισι, 384, 10 τανυσίσκοπος und besonders den V. 384, 18, der bei Hierokles ⟨Mullach: Fragmenta philos. Graec. S. 421⟩ erscheint. — S. 380, 8 οὐ καθαρῶς οὐδὲ εἰλικρινῶς: vgl. Plat. Phileb. 52 d. — Z. 31. Der Mangel an Ordnung tritt jedem Leser sofort entgegen, äußert sich Julian doch selbst ganz offenherzig S. 390, 19 über die Änderung seiner Disposition ⟨Asmus a. a. O. S. 54⟩. Dazu finden sich dann die bekannten Abschweifungen Julians, dessen Feder nun einmal jedem sein Hirn durchkreuzenden Gedanken folgen mußte, so z. B. 376ff., wo er, nachdem er einmal S. 375, 16ff. die jüdisch-christliche Lehre von dem ersten Menschenpaar widerlegt hat, in seinem Ärger über den Feind plötzlich wieder eingehend darauf zurückkommt. Natürlich erläßt er uns nicht den aussichtsvollen Hinweis auf eine von ihm geplante Schrift ⟨376, 7; 380, 13ff.: «Enzyklika« oder Galiläerschrift?⟩: man weiß, wie prachtvoll charakteristisch Ibsen solche Äußerungen in seiner großartigen Dichtung verwertet hat. — S. **91** Z. 15. Hier schließt nun S. 379, 21ff. dieser Gedankengang an: «Die jüdischen Propheten werfen uns solches ⟨d. h. Götzendienst⟩ vor, und ihr Tempel, den ich übrigens wieder aufführen wollte, ist doch auch dahin. Es bleibt also nichts Menschliches unvergänglich. Der Gott kann gut sein, die Diener schlecht» — es folgt ein Angriff auf die ungebildeten Juden. Hier haben wir ebenfalls keine logische Gedankenreihe. — Z. 16. Vgl. die Schrift de myst. II 11; VI 6. — Z. 25f. Natürlich platonisch: resp. 379c; 389a, aber auch sonst bekanntlich unendlich oft von griechischen Philosophen gesagt, vgl. übrigens auch Julian in seiner Galiläerschrift S. 167, 1f. Neum. Natürlich erhalten die jüdischen «Propheten», d. h. in diesem Falle die Bücher Mosis wieder einen Hieb, weil sie derartige Sünden, also z. B. Neid ⟨φθονοῦντες καὶ βασκαίνοντες⟩ auch von Gott aussagen ⟨vgl. die Galiläerschrift S. 169, 9; 189, 9⟩ und doch von den Galiläern bewundert werden. — Z. 26f. S. 386, 18f. Epikur und Pyrrhon werden verboten. Daß die Frommen schon des 2. Jahrhunderts n. Chr. epikureische Schriften verbrannten und die Anhänger seiner Lehre verfolgten, wissen wir bekanntlich aus Lukians Alexandros 25; 38; 44f.; 47. — Z. 40. Ep. 49 ⟨aus Sozomenos V 16⟩. S. 553, 1 wird die Adrasteia genannt, was zur Gewohnheit der Zeit gehört: Julian S. 478, 11; 520, 15; 574, 11; Ammian. XIV 11, 25; Themist. XXXI p. 428, 22 Dind.; Liban. ep. 286; orat. I 158; II 52. — S. **92** Z. 3. Hier haben wir dieselben Vorschriften wie früher über den Theaterbesuch u. ä. — Z. 10ff. S. 588, 13. — Z. 14ff. Ep. 2* ⟨Rhein. Mus. XLII 22f.⟩. — Z. 16. Ep. 5. Der hier genannte Mygdonius ist bekannt: Seeck, Die Briefe des Libanius 219. — Z. 21ff. Der Vergleich ⟨S. 23, 21ff.⟩ = Fragm. ep. S. 372, 11ff. ist platonisch: Euthyphr. 13d. — Z. 26ff. Ep. 21. Natürlich gehen herzliches Gefühl und Sophistik wieder Hand in Hand. Der Brief beginnt in alter Weise mit einem Zitat: Sophokles' Oed. R. 614. Aber das Schreiben selbst ist voll innerer Wahrheit. — Z. 33ff. Gregorios von Nazianz: orat. IV 111f., der von Nachäffung redet; Sozomenos V 16. Ihnen sind

die Modernen gefolgt, ohne die nötigen Unterschiede zu machen. — Z. 38f. Vgl. Wendland: Die stoisch-kynische Diatribe S. 30, 1; Zeller: Die Philosophie der Griechen III 1, 295f. — Z. 42f. Liban. orat. XLV. — S. **93** Z. 5f. Die Märtyrer scheint er mir S. 371, 6ff. zu meinen, die Eremiten werden sehr ungerechter Weise gescholten, während es doch bekanntlich auch heidnische Wüstenheilige gab, z. B. den Neuplatoniker Antonius von Ägypten: Eunap. vit. soph. S. 470, 50ff. — Z. 11ff. Vgl. darüber meinen Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altert. XXIX. 1912. S. 603ff. — Z. 16ff. In ep. II. ad Timoth. cp. I hom. 2, 2: οὐκ οἶδας, τί ἐστιν ὁ ἱερεύς; ἄγγελος Κυρίου ἐστίν. — Z. 18. De sacerd. III 1; de an. II 4; ad popul. Antioch. III 2; de sacerd. VI 4. — Z. 19. De sacerd. III 12. — Z. 19ff. Expos. in ps. XLIX 7; de sacerd. III 9f.; hom. in illud: vidi Dominum 5. — Z. 26. Vgl. oben S. 86, 31. — Z. 34ff. Gruppe: Griechische Mythologie und Religionsgeschichte II 1660. — S. **94** Z. 5f. Sozomenos V 16; Gregor. orat. IV 111. Allard II 177ff., zumeist wenig kritisch. — Z. 7ff. Über christliche Herbergen und Krankenhäuser vgl. Ziebarth: Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. 19, 1906, 295. — Hier ist denn noch ein kurzer Hinweis auf Julians Brief an einen Maler ⟨65⟩ nötig. Die Epistel ist rätselhaft; Bidez-Cumont sehen in ihr ein Fragment aus einem geschichtlichen Werke. Der Maler hat den Kaiser schlecht porträtiert, und Julian will nur nach dem Leben dargestellt werden; was aber τοὺς θεοὺς ἔφερον heißt, scheint mir nicht zu ermitteln, ist sicher bisher wenigstens nicht aufgeklärt; daß Julian auf Gemälden sich zusammen mit den Göttern in sehr bezeichnender Haltung darstellen ließ, wissen wir freilich aus Sozomenos V 17. Der Brief scheint mir daher, weil das Subjekt zu μὴ εἶχον fehlt, im Anfange verstümmelt zu sein. — Z. 14. Vollends ist der von Julian so stark geförderte oder wiederbelebte hellenische Hymnengesang ⟨vgl. des Kaisers Brief an Ekdikios: ep. 56⟩ keine Nachahmung des Kirchengesanges, wie Gregor. orat. IV 111 will. Der Hymnos beim Gottesdienst ist urheidnisch ⟨Norden: Agnostos Theos S. 167, 2⟩. — Z. 19ff. Vgl. darüber Zeller: Die Philosophie der Griechen III 2, 803f., zu den dort angeführten Stellen gehört noch Augustin. de civ. d. XIV 20 und Apollinaris Sid. carm. XV 124. Über das mit anderen Sekten gemeinsame athenische Schullokal vgl. v. Premerstein: Österreich. Jahresh. XV. 1912. S. 29ff. — Z. 28f. Vgl. meine Schrift Kynika S. 19ff. — Z. 31f. Das hält Julian ihm orat. VII S. 289, 27 vor. — Z. 33f. Es ist m. E. ausgeschlossen, daß Eunapios fr. 18, 3 Ὅτι ὁ κυνικὸς Ἡράκλειος ἀκροασόμενον ἐκάλει τὸν Ἰουλιανὸν ὡς ἐς τὴν βασιλείαν ὠφελήσων αὐτόν aus Julians Rede herausinterpretiert worden ist; ich sehe darin vielmehr eine gute ὑπόθεσις zu des Kaisers Rede. Herakleios' Satire läßt sich natürlich nur in ganz allgemeinen Zügen wieder zurückgewinnen. Die Form war die eines Mythus und zwar in Anlehnung an den des Prodikos ⟨S. 281, 11; 294, 7⟩, wie Ähnliches sich auch bei Themistios: orat. XXII S. 339, 8ff. nach Dion: orat. I 50ff. und Xenophon: comm. II 1, 21ff. u. a. findet. Mythen sind in jener Zeit sehr beliebt, wir haben solche noch bei Themist. orat. XXIV S. 367, 6; Synesios: orat. Aeg. S. 95, 6 Krab.; Himerios p. 22, 40 Dübn. Julian wird hier also vor die Wahl gestellt, ein Zeus oder Pan zu werden ⟨S. 270, 1; vgl. 304, 10⟩, entweder also ein gewaltig einherstürmender Herrscher oder ein Wesen mit dem Bocksbarte des Philosophen ⟨vgl. oben S. 39 Z. 6⟩. Dann war von dem Feldzuge gegen die Perser nach Alexanders Muster die Rede, denn darauf führt der stehende Vergleich mit Herakles und Dionysos ⟨S. 264, 11ff. = 473, 10; vgl. 329, 1 und oben S. 148⟩, der Hinweis auf Phaethon ⟨269, 23⟩, den Sohn des Helios, kennzeichnet das verstiegene Vorhaben. Daß der Vergleich mit Phaethon aus Dion stamme, glaube ich Asmus ⟨Julian und Dion Chrysostomos S. 30f.⟩ nicht, denn: 1. warum sollte gerade auch Herakleios aus Dion schöpfen? 2. ist der Vergleich ein Gemeinplatz ⟨Lukian. Tim. 4; Horaz: carm. IV 11, 25⟩. — Daß der Streit mit Herakleios in Konstantinopel ausgefochten ward, sagt Liban. orat. XVII 16. — Z. 38ff. Natürlich fühlte er die Spitze des Mythus, aber er lehnte es ab, nur den persönlichen Angriff zu erwidern. — S. **95** Z. 1ff. Mehrfach, S. 266, 16ff.; 279, 9ff. finden sich Abschweifungen, mit Kopfschütteln bemerkt man, daß der kaiserliche Autor sich dessen wohl bewußt ist ⟨S. 275, 14; vgl. 278, 23; 288, 10⟩, aber die Feile gleich-

wohl im Kasten läßt und das Rohmaterial seiner Einfälle nicht bearbeitet. Ganz gleichen Wesens sind seine Entschuldigungen S. 279, 25 f., wo er u. a. auf die Kürze der Zeit hinweist, die ihm für die Gegenrede zur Verfügung gestanden habe ⟨vgl. 306, 15⟩. — Z. 2 f. Natürlich beginnt die Rede mit einem Zitat ⟨Eupolis fr. 356⟩ in echt sophistischer Art; dahin gehören auch die eingehenden Betrachtungen über den Mythos S. 266 ff., 288, 28 ff. ⟨wo Theon in Spengels rhetor. II 72, 28 ff. und Hermogenes ebenda 3 zu vergleichen sind⟩; an Platons Gorgias 515 b gemahnt die Abkanzelung 289, 10 ff., 291, 5 ff. — Z. 3. Was Julians Gelehrsamkeit angeht — von seinen kynischen Studien soll gleich die Rede sein — so kennt er S. 272, 8 die Homerlegende; Herakleitos ist ihm indirekt bekannt ⟨280, 15 = Herakl. fr. 123; vgl. Themist. orat. V p. 82, 10; 293, 16 = fr. 96 aus Plutarch, vgl. Diels: D. Fragm. d. Vorsokr. I 97⟩, ebenso Empedokles ⟨293, 7 aus neuplatonischer Quelle: vgl. Diels a. a. O. 269, 15⟩. Lektüre des Diog. La. ⟨VI 73; 39⟩ haben wir 273, 3; 308, 8 ⟨S. 276, 1 Kombination von Diog. VI 31 und Dion VIII 4, die schon in Julians Quelle vollzogen war⟩; indirekt ist vielleicht auch S. 285, 14 Pindar fr. *85 ⟨vgl. Crusius bei Pauly-Wissowa V 1204⟩ benutzt, sicher so die alte Komödie: S. 264, 5 = Eupol. fr. 356; 269, 22 = Kock: Comic. Att. frgm. III 451, 227. Natürlich findet sich überall starke Benutzung des Platon, Aristoteles, aus denen Gedanken, Begriffe wie Redewendungen entlehnt werden, sowie des Plutarch. Dazu haben wir die echt jamblichische, triadische Einteilung der Philosophie, eine Weiterbildung der stoischen ⟨Zeller III 1, 118, 2⟩. 286, 8 steht ein unbekannter Vers. Eine Erinnerung an die Bibel ⟨1. Thess. 1, 5, 8; 1. Petr. 1, 5, 8⟩ ist 302, 9 νῆφε καὶ γρηγόρει. — Z. 4 f. Julian kannte, wie bemerkt, Diogenes Laertios, Oinomaos, Dions 4. Rede ⟨vgl. S. 275, 18⟩, Plutarchs Leben des Krates ⟨vgl. orat. VI S. 259, 5 f. und dazu Sonneville: Revue de l'instr. publ. en Belg. 1891, 97 f.⟩, Epiktet ⟨S. 275, 21 wohl aus Epikt. IV 1, 156; vgl. Capelle: De Diog. epistulis S. 58⟩, und auch allerhand Intimeres aus der Lehre ⟨vgl. S. 292, 1 über die beiden Wege Norden: Jahrb. f. Philol. Suppl. XVIII 314 und sonst noch Sternbach: Wien. Stud. X 49⟩. Aber die abstoßende Gestalt des Kynikers, wie sie Lukian uns zeigt, scheint ihm aus der Geschichte völlig unbekannt gewesen und in Herakleios wie seinen Genossen als etwas Neues entgegengetreten zu sein. Dies würde zu meiner obigen ⟨S. 149⟩ Ansicht stimmen, daß Julian in den Caesares nicht Lukian, sondern Menippos benutzt habe. — Z. 12 f. Oinomaos. — Z. 19. S. 281, 18 ff. — Z. 22 f. S. 282, 12; 285, 1 f.; 287, 8 ff. Solche Scheu ist neuplatonisch: Porphyr. ad Marc. 15. — Z. 24 ff. S. 284, 16 ff. — Z. 34. Hier nennt Julian ⟨S. 289, 5 ff.⟩ als in seiner Umgebung befindlich den Anatolios, der, ihm in innigster Freundschaft verbunden, in Gallien magister libellorum war, 360 magister officiorum ward und mit Julian in der Perserschlacht fiel ⟨Seeck: Die Briefe des Libanius S. 68 f.⟩. Der danach genannte Memorius ward 363 Statthalter Kilikiens ⟨Seeck a. a. O. 212⟩. Über Sallustius vgl. oben S. 31; 41. — Z. 38. Julian nennt sie mit dem von den Galiläern ihnen verliehenen Namen ἀποτακτικοί ⟨so Spanheim; ἀποτακτ .... cod. Voss.; ἀποτακτιστάς Petavius⟩. Vgl. Asmus: Julians Galiläerschrift im Zusammenhang mit seinen übrigen Werken S. 3, 1. — S. **96** Z. 3 f. Julian hält dem Herakleios Plutarchs ⟨eschatologische⟩ Mythen vor ⟨S. 294, 13⟩ und will ihn durch eine eigne Leistung auf diesem Gebiete belehren. Wir halten heute jene plutarchischen Mythen für durchaus nicht originell, namentlich aber durfte Julian seiner Schöpfung nur sehr bedingte Selbständigkeit nachrühmen, denn seine Anlehnung an Dion steht fest ⟨Asmus: Julian und Dion Chrysostomos S. 6 ff. A.' Meinung S. 14 ff., daß der Mythus eine Selbstparodie auf seine 2. Rede sei, teile ich nicht⟩. — Der Mythus versteht den höchsten Gott unter dem Vater des Helios ⟨S. 304, 4 ff.⟩. Helios ist = Vater Mithras ⟨Caes. 432, 2⟩, also der Mittler Helios = Mithras ⟨Wünsch zu Dieterichs Mithrasliturgie² 222 f.⟩. — Z. 16 ff. Julian benimmt sich hier wieder sehr merkwürdig. Wir sehen S. 308, 7 ff. deutlich, daß er sich heiß bemüht, Diogenes' Wort seinem eigenen System mundgerecht zu machen. Seine erste Deutung ist denkbar geschraubt und im schlimmsten Sinne sophistisch ⟨308, 19 ff.⟩, und erst die zweite einfachere ⟨309, 23⟩ ließe sich allenfalls hören, wenn nicht dadurch wieder der Wert der Mysterien

aufgehoben würde ⟨vgl. Cobet: Mnemos. XI 359 f.⟩. Julian hat die vernünftigere Erklärung erst zuletzt gefunden, aber gleichwohl, charakteristisch für seine Arbeitsweise, die törichte erste stehen lassen. — Z. 31. Julian beurteilt hier Constantius schärfer als sonst, wenn er ihm S. 301, 8 heimliche Wollust vorwirft. Aber vielleicht gehört dies zum Bilde des Tyrannen. Sehr treffend spricht er S. 296, 12 von γάμων οὐ γάμων: es ist Constans' unnatürlich enthaltsame Ehe gemeint. — Doch schont der Autor sich selbst auch nicht, er bekennt sich zu rasend leidenschaftlichem und trotzigem Wesen ⟨S. 305, 4⟩. — Z. 33. Auch Platon hatte einen Religionsprozeß für nötig und die Todesstrafe in einzelnen Fällen für richtig gehalten ⟨legg. 908 b ff.⟩. Aber Julian schäumt geradezu gegen die Gottlosen und findet keine Strafe hart genug. — Z. 40. Über die Sprache des Schriftstückes ist noch einiges zu bemerken, freilich nichts Neues. Denn Julian zeigt hier die gleichen Charakteristika wie sonst, Atticismus ⟨z. B. 267, 20 ὀδοντοφυΐα = Pollux II 96⟩, Platonismen ⟨z. B. 268, 1 f. ψυχάριον; πτεροφυοῦντι⟩ neben ganz eignen Worten ⟨z. B. 267, 11 παραναπαύσασθαι⟩ und Bildungen der Zeit wie 277, 7 χιλιόμβη ⟨eccles.⟩, 294, 18 δυσελίκτοις ⟨Gregor. Naz.⟩. Daß Julian noch Erinnerungen an das Neue Testament hatte, sahen wir oben S. 156; dazu tritt S. 296, 12 βεβηλουμένων, das uns in der LXX und im N. T. begegnet. — Gegen seine sonstige Gewohnheit mäßig langen Satzbaues hat er einmal S. 271, 10—25 ein wahres Satzungetüm geschaffen. — S. **97** Z. 3 ff. Diese neue Schrift fällt vor den 21. Juni: S. 234, 7 καὶ ταῦτα τοῦ θεοῦ ταῖς θεριναῖς τροπαῖς ἤδη προσιόντος. Denselben Vorgang der raschen Aufeinanderfolge ähnlicher Schriften haben wir oben S. 80 Z. 22 bemerkt. — Z. 4 f. S. 249, 26. Daß er Christ war, beweist S. 263, 7 f. der Zuruf Julians γυναικῶν ἀβλίων τεθαύμακας φιλῶν ⟨σὺ τὸν Asmus⟩ νεκρὸν βίον ⟨θεόν Asmus⟩. Ich kann darin keine heillos verderbte Stelle finden, sondern erkenne hierin das Interesse für das ägyptische Nonnentum. Ein Kyniker, der Diogenes angreift und ihn eitel nennt ⟨vgl. Tatian. ad Graec. 3⟩, ist kein «Hellene», sondern ein zum Christentum bekehrter Kyniker. Stammt er aber aus Ägypten, dem Lande der Klöster — man denke z. B. an Oxyrhynchos mit seinen angeblich 20000 Nonnen — so liegt nach allem für mich der Schluß nahe, daß die «unseligen Weiber, deren Leben tot ist», eben Nonnen sind, für die jener sogen. Kyniker sich begeisterte, wie so mancher Christ der Zeit. — Z. 8 f. S. 234, 4; 247, 4 f.; über die gleichen älteren Vorwürfe vgl. z. B. Diog. La. VI 1, 8; 2, 41. — Z. 9. Mangelnder Ernst: S. 246, 22 ff. — Z. 9 f. S. 263, 13. — Z. 11. Orat. VI. — Z. 12. Wiederholungen fehlen nicht, die stärkste findet sich S. 258, 16 ff. ⟨= 276, 13 ff.⟩. — Z. 13. Der Kaiser hat sein Wissen immer zur Verfügung, wir sehen, wie er unter mannigfachen platonischen Anspielungen ⟨S. 234, 7 θεριναῖς τροπαῖς = legg. 767 c, S. 242, 17 f. ὥσπερ αἱ ἐξιχνεύουσαι κύνες μεταθέουσι τὰ θηρία vgl. polit. 263 b, S. 244, 4 f. ἀληθείας . . . . ἡγεῖται = legg. 730 b, 255, 15 ⟨ξυμμιγές τι⟩ καὶ πολυκέφαλον θηρίον = resp. 588 c [= Jamblich. protr. 14, 1; 31, 27 Pist., vgl. Brinkmann: Rhein. Mus. XLV 521, 1]⟩ und Zitaten ⟨z. B. 242, 8 = symp. 215; 245, 15 = Alk. 129 b; 244, 20 ff. = Kriton 44 c; 246, 25 = Phaid. 81 a [= Jamblich. protr. 13, 11; 115, 5; 119, 21 f., also vielleicht wie die obige Stelle ein Gemeinplatz]⟩ auch viel Kynisches vorbringt ⟨255, 24, sonst unbekannt; [234, 8;] 247, 10 ff. vielleicht nur Ausschmückung der bekannten Geschichte, deren Belegstellen v. Arnim bei Pauly-Wissowa V 1, 768 gibt, anderes stammt aus Diogenes Laertios [z. B. 243, 14 = Diog. VI 1, 20; 252, 29 = 38, vgl. Arnim a. a. O. 766; Sternbach: Wien. Stud. X 49; 260, 15 = 5, 92] oder aus Dion [252, 24 = Dion: orat. VI 1; 7; 35]⟩, sich in der Stoa auskennt ⟨252, 2 vgl. Zeller: Die Philos. d. Griech. III 1, 196, 1; S. 257, 10 vgl. Epiktet III 22, 14⟩, die Diatribe verwendet ⟨253, 9 ff. über die Freiheit, vgl. auch Diogenes' Freiheit bei Epiktet IV 1, 132⟩, wie er ein Epikurzitat sofort zur Stelle hat ⟨253, 2 = Epikur. fr. 602, natürlich nicht aus eigner Lektüre, die bekannten Zitate aus Herakleit S. 239, 21 und 243, 9 = fr. 101; 40 stammen ja auch aus Mittelquellen: Plutarch. adv. Col. 1118 c und Diog. La. IX 1, 1⟩. Natürlich wird auch Jamblich ⟨vgl. oben S. 156⟩ benutzt ⟨243, 26 f.⟩ sowie das carmen aureum ⟨254, 21 = c. a. 47, dessen Text freilich etwas verändert ist⟩. Julian weiß auch wohl, welche Unmasse Bücher

über den Fleischgenuß vorliegt ⟨248, 12⟩. — Z. 13. Formlosigkeit: S. 240, 6 bricht er noch zu rechter Zeit ab, S. 246, 5 f. aber hat er sich schon wieder etwas vom Wege verloren, wie er wohl merkt, S. 248, 11 ff. haben wir wieder das gleiche Schauspiel, das wir oben beobachtet ⟨S. 156/7⟩: Julian stellt den etwas gezwungenen Grund voran, um diesem den besseren folgen zu lassen, er merkt selbst seinen Fehler, ohne ihn nachträglich zu verbessern, denn dazu hat er ja keine Zeit, die Arbeit muß sofort bekannt werden! Gleichwohl wird der Sophistik der gewöhnliche Zoll bezahlt, die Rede beginnt mit einem Zitat: vgl. u. a. Förster zu Liban. orat. XIX 23. — Z. 16 ff. S. 240, 11, 244, 11, 246, 7, 260, 26. Kynismos, Stoa, Peripatos erscheinen hier vereint, Krates und Diogenes sollen im Menschen ein κοινωνικὸν καὶ πολιτικὸν ζῶιον gesehen haben. Das ist übrigens neuplatonische Denkweise, ähnlich urteilt Hierokles ⟨Zeller 3, 2, 813⟩ und Themistios: orat. XX S. 289, 10. — Julians Subjektivismus muß sich natürlich auch wieder in einer Mitteilung autobiographischer Art ausdrücken ⟨S. 256, 14 ff.⟩. — Z. 24 ff. S. 261, 9 ff. Vgl. Gerhard: Phoinix von Kolophon 145, 1. Sophistisch ist überhaupt noch anderes in dieser Rede, z. B. die Beweisführung gegen die κενοδοξία des Genusses von rohem Fleisch S. 247, 5 ff. und besonders 250, 25 ff., wo Julian die Zubereitung des Fleisches mit Salz u. a. Genußsucht nennt, auch 257, 27 ff., 261, 26 ff. ist recht verstiegen oder gekünstelt. Derselbe Tadel muß gegen den S. 241, 19 ff. konstruierten Vergleich erhoben werden. — Z. 29 f. S. 239, 12 ff. Vgl. mein Buch: Zwei griechische Apologeten 240, 12. — Z. 33. Noch ein paar Bemerkungen über den Sprachgebrauch möchte ich anschließen. Es ist natürlich die gleiche Beobachtung wie früher zu machen, wir haben neben dem Attizismus ⟨seltenes Beispiel S. 234, 15 δυσανάληπτον = Alkidamas: de soph. 19⟩ mehrere wenig gebräuchliche oder neue Worte. S. 235, 23 ist ὑπερφωνοῦντες, nur bei Lukian ⟨Schmid: Der Attizismus I 389⟩, dann wieder bei Greg. Naz. zu finden, 244, 6 ἐπιδράξασθαι = Plutarch, 248, 14 ἀπραγματεύτως = Synesios: orat. I S. 10, 11 Krab., Basil. de pac. 9, 255, 17 ἀδιατρέπτως vgl. schol. Luk. Hermot. p. 243, 3 Rab., LXX, eccles., 20 παντορέκται = Porphyr. de abstin. I 42 S. 118, 12 f. Nauck, Euseb., Anakreont. 10, 11, 257, 17 μαζοφάγων = Hippokrates. Der philosophische Begriff ἀειγενεσία ⟨240, 6 = orat. V S. 213, 21 = Jamblich bei Stobaios I S. 376, 22 Wachsm., Proklos in Plat. Tim. I 458, 7 Diehl⟩ gehört nicht zu diesem Kapitel. — Z. 34 ff. Es handelt sich hier um ep. 59 an Dionysios resp. Neilos. Diesen Brief hat Asmus wie gewöhnlich ausgezeichnet ⟨Archiv für Geschichte der Philosophie N. F. VII Bd. 1901. S. 425 ff. und Philol. 1912, 376 ff., wo eine Teilung des Schriftstückes in zwei Briefe vorgenommen wird⟩ behandelt. Neilos ⟨vgl. auch Julian S. 353, 4 ff. die handschriftliche Lesart: τοῦ Νείλου κἂν ⟨ναῦ Voss.⟩ ἐν αὐτῶι πόλεμον⟩ mit dem Bei- oder Vornamen Dionysios, war römischer Senator ⟨576, 26, Liban. orat. XVIII 198⟩ und durch Symmachus dem Kaiser empfohlen ⟨572, 9 f.⟩. Der Kaiser hatte anfänglich von ihm keine gute Meinung gehabt ⟨572, 5 f.⟩, glaubte ihn aber durch Philosophie gebessert und wollte ihm ein Amt zuwenden ⟨571, 3 ff.⟩. Jener aber entzog sich diesem Wunsche, bis ihn der Kaiser durch einen kurzen Brief mahnte ⟨568, 19, 577, 1, 5⟩. Mittlerweile stand Julian in Antiocheia, und Neilos schrieb dorthin an ihn unter allerhand halb demütigen, halb trotzigen Redensarten ⟨569, 15, 570, 2 ff., 573, 17, 570, 18, 569, 7, 576, 8 ff.⟩ und sprach auch in einer für uns nicht mehr ganz festzustellenden Weise von Alexander dem Großen ⟨575, 1, vgl. 24 ff.⟩. Asmus hält ihn nun auf Grund einer Reihe von Stellen für einen Kyniker, einen Vertreter der kynischen Opposition. Ich kann weder diese Meinung noch ähnliche Anschauungen desselben Forschers ⟨N. Jahrb. f. d. klass. Altertum. XXV. 1910. S. 513⟩ über die Bedeutung dieser späten Kyniker mir aneignen. Ich habe in den gedachten Stellen nichts spezifisch Kynisches finden können, noch glaube ich an eine dem Kaiser besonders unbequeme, also starke Clique der Art. Julian hat voller Ärger über die Unverschämtheit des Herakleios und verstimmt durch die Bekehrung von Kynikern die 7. und 6. Rede gehalten. Hätte ein Kyniker ihm nochmals Schwierigkeiten bereitet, so würde die Abfertigung ziemlich ähnlich geklungen haben, hier aber haben wir eine reine Invektive mit allem wohlbekannten Zubehör,

die sehr wenig ins Allgemeine geht, sondern stark persönlich zugespitzt ist. Darauf führt auch Liban. orat. XVIII 198, wo nur von der Unverschämtheit eines Römers die Rede ist, die Julian mit Vermögensverlust hätte bestrafen können, aber nur mit dem Geschoß eines Briefes geahndet habe. Der Kyniker war durch seine traditionelle Redefreiheit gedeckt ⟨vgl. oben S. 94⟩, hätte es sich um einen Vertreter dieser Sekte gehandelt, so würde Libanios nicht so nachdrücklich von der milden Rache Julians an einem Menschen geredet haben, der schwerer Strafe verfallen war. — Julian braucht nun gleich Lukian in seinem Pseudologistes viele Sprüchwörter, er bewährt ferner die gewöhnliche Infamie der Antike, das Vorleben des Verfolgten bloßzustellen ⟨573, 12⟩, und entwickelt, was auch der Invektive nicht fern lag — man denke an die Ἀραί u. ä. — beträchtliche Gelehrsamkeit: so hat er den Simon des Phaidon von Elis ⟨571, 15ff.⟩ wohl wirklich gelesen ⟨v. Wilamowitz: Hermes XIV 476f.⟩, er kennt die Überlieferung vom Ende Hektors, des Parmenionsohnes ⟨575, 16f. = Curtius IV 8, 7f., vgl. auch die Episode des Hermolaos 575, 3 = Arr. anab. IV 14, 2⟩, die διπλῆ κατὰ Πλάτωνα ἄγνοια ⟨570, 19f.⟩ stammt aus neuplatonischer Lehre ⟨Prokl. in Cratyl. 28, 28 Pasq.⟩, die Frage, ob Pheme eine Göttin sei ⟨572, 16⟩, wird nach rhetorisch-sophistischer Formel behandelt ⟨das Zitat aus Hesiod. op. 763 = Demosth. de fals. leg. 244, Synes. ep. 44 S. 656 Herch.⟩, Momos' Tadel gegen Aphrodite ⟨574, 16f.⟩ ist ihm wohl aus Philostrat. ep. 37 bekannt, 570, 13 wird eine Fabel des Babrios ⟨XXXII⟩ zitiert, 571, 10 Hippokrates: ἐπιδ. V p. 561 Kühn ⟨nicht nach Plutarch. quom. quis suos in virt. sent. prof. 81d⟩. Das Komikerzitat ⟨569, 8 = Philemon fr. 190⟩ stammt aus der Parömiographie. Endlich wäre es erfreulich, wenn man ermittelte, woher der Ausspruch 570, 9 καὶ τὸ τῆς εἰρήνης τέμενος ἀποφαίνειν ἐργαστήριον ⟨πολέμου Zusatz Hertleins⟩ stammt ⟨ἐργ. πολ. = Xenoph. Hell. III 4, 17⟩. — S. **98** Z. 3ff. Epiktet bietet dafür Beispiele ⟨diss. II 1 u. ö.⟩. — Z. 6. Seit der Zeit der Sophisten. Agathon redet bekanntlich auf den Eros ⟨Platon: symp. 194cff.⟩, in spätsophistischer Epoche Dion auf den olympischen Zeus, hält Aristeides seine Götterreden, endlich haben wir noch bei Libanios eine Rede auf Artemis ⟨V⟩. Rhetorische Vorschriften über solche Reden bieten Quintil. inst. III, 7, 7, Menander bei Spengel: rhet. gr. III 334, 5ff., Alexander ebd. III 4, 17. Diese Reden schließen ziemlich unmittelbar an die Hymnen an. E. Norden: Agnostos Theos 167, 2. — Z. 8f. Vgl. S. 231, 8. — Z. 9ff. Die Dokumente über Attis legt Hepding: Attis. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. 1903. vor. Weiteres findet man bei Cumont: Die orientalischen Religionen usw. 58, 84, und namentlich bei Wendland: Die hellenistisch-römische Kultur S. 179, dessen Annahme einer stoisch-platonischen Umsetzung des Mythus wohl unbestreitbar ist. Derselbe behauptet mit Recht auch eine Deutung des Mythus durch Jamblich, die Julian zum Vorbild gedient habe. Es paßt recht zum Bilde Jamblichs, wenn er wieder Porphyrios' verhältnismäßig einfache Deutung des Attismythus ⟨Euseb. praep. ev. III 11, 12 = Augustin. de civ. d. VII 25⟩ durch seine superlativische Interpretation überbietet. Aus Jamblich hat dann wahrscheinlich Julian, der Porphyrios' Schrift nicht gelesen zu haben erklärt ⟨S. 209, 16⟩, diese seine Kenntnis vom Vorhandensein einer solchen allein gewonnen. Auch die Kenntnis des Xenarch ⟨S. 210, 12, 23⟩ hat Julian nicht aus eigner Lektüre, sondern wird sie seinem Meister und Vorbild verdanken, der diesen Aristoteliker zitiert zu haben scheint ⟨Prokl. in Plat. Tim. I 425, 22ff. Diehl⟩. Auch seine Verstimmung gegen die λίαν σοφοί ⟨S. 209, 9, vgl. unten⟩ erinnert an den Ausfall der Schrift de mysteriis S. 259, 8 Parth. gegen die skeptischen Hellenen ⟨vgl. oben S. 15 Z. 8f.⟩. — Z. 26f. Vgl. 225, 18ff. — Z. 28f. Vgl. z. B. S. 288, 3ff. — Z. 29f. Über Julians Götterreden ⟨IV, V⟩ hat Mau: Die Religionsphilosophie Kaiser Julians in seinen Reden auf König Helios und die Göttermutter. Leipzig. 1907. gehandelt und Jamblich als Quelle Julians ⟨vgl. namentlich S. 36f. über den Begriff νοερός⟩ erwiesen. Das Unternehmen ist sehr verdienstlich, erschöpft aber doch den Stoff nicht. Vgl. besonders Asmus' Kritik: Wochenschrift für klassische Philologie. 1908. S. 684ff. und Wendlands Besprechung in der Berliner philologischen Wochenschrift. 1910. S. 37ff. — Z. 31. Eine echt jamblichische ⟨vgl. oben S. 14⟩

Ausführung über die Absicht der Mythen haben wir S. 220, 11. — S. **99** Z. 2. Ich begnüge mich hier und weiter unten bei Besprechung der 4. Rede mit wenigem, es ist für mich ganz ausgeschlossen, eine Abhandlung über beide Reden zu schreiben. Mit Recht hat also Asmus in der Vorrede zu seiner Übersetzung S. 179 die Erzählung vom Einzuge der Göttermutter in Rom ⟨S. 207, 1ff.⟩ gerühmt. Sie entspricht vielfach der Darstellung Ovids: fast. IV 249ff. und zwar 273 = Jul. 207, 11, 278ff. = 207, 12ff., 311 = 208, 11., 319 = 208, 20. — S. 218, 18 περισαλπισμός nur bei Julian. — Das Gebet zum Schlusse der Rede ist auch beim prosaischen Hymnus Stil ⟨vgl. Aristeides: orat. II, III, VII⟩. — Eine Gegenüberstellung der «Mutter» ⟨Jul. S. 215, 13⟩ und Marias, wie Mau S. 100 will, ist mir nicht recht glaublich. — Z. 7f. Es ist bekannt, daß Macrobius I 17, 5ff. und Julian. orat. IV in nahem Zusammenhange stehen: auch Macrobius' Quelle ist Jamblich ⟨vgl. Jul. S. 204, 9⟩, wie Wissowa: De Macrob. saturnaliorum fontibus. Breslau. 1880. S. 35ff. gezeigt hat. Doch ist vielleicht dies Ergebnis dahin zu erweitern, daß Macrobius sein Material von Cornelius Labeo erhalten hat: vgl. F. Niggetiet: De Cornelio Labeone. Diss. Münster. S. 44ff. ⟨Wendland: Die hellenistisch-römische Kultur S. 159⟩. Zu ganz anderem Ergebnis über Labeos Zeit kommt freilich B. Boehm: De Cornel. Labeonis aetate. Diss. Königsberg. 1913. — Z. 10. Wie Jamblich in den Exzerpten bei Stobaios eine nicht geringe Belesenheit zeigt, so ist auch das bei Macrobius aufgehäufte religionsgeschichtliche Material nicht unbeträchtlich. Dabei findet denn auch einmal die blinde Henne ein Korn, der I 18, 5f. behauptete Zusammenhang zwischen Apollon und Dionysos wird treffend bewiesen. — Z. 12f. Er nennt wahrhaftig den Jamblich seinen Leistungen nach unmittelbar nach Platon ⟨S. 189, 15ff.⟩, vgl. auch Mau a. a. O. 76. — Z. 15. Ein Geständnis wie das S. 184, 17ff., daß er selbst sich nur mit knapper Not von seinen bisherigen Darlegungen erhole, steht in seiner Unbefangenheit wohl einzig in der griechischen und überhaupt der antiken Literatur da, deren ganzer Charakter einer abgetönten Überlegtheit mit solch einem unmittelbaren Bekenntnis in scharfem Widerspruche steht. — Z. 16. S. 183, 4. — Z. 16f. Damit wird Helios die Rolle des Mithras zuerteilt ⟨vgl. oben S. 156⟩. — Z. 18f. Die Phöniker werden wie früher ⟨orat. VII S. 286, 6⟩ gepriesen ⟨173, 14, 194, 25, 195, 11⟩, die Hellenen getadelt ⟨190, 18⟩: das erinnert deutlich an die oben S. 159 u. angeführte Stelle der Schrift de mysteriis, deren jamblichischer Ursprung damit vielleicht neu bewiesen wird. — Z. 21ff. S. 192, 5, wo die δόγματα der Telesten den Hypothesen der σφαιρικοί gegenübergestellt werden, S. 197, 18. — Z. 25ff. Die Ursprünge dieser antiwissenschaftlichen Richtung liegen freilich viel weiter zurück und wurzeln schon in der Stoa. Immerhin betätigt Asklepiodotos noch wissenschaftliche Empirie, wofür ihn freilich Damaskios tadelt ⟨Zeller III 2, 896⟩. — Ich bemerke hier noch, daß das S. 187, 7 von Julian entwickelte Dogma, Helios erzeuge in der Welt den Asklepios, den er jedoch vor der Welt bei sich hatte, keine Kopie christlicher Lehre ist, sondern mit der Logoslehre Philons in geschichtlichem Zusammenhange steht. — Z. 37. Zum Schlusse dieser Anmerkungen über die beiden Reden sei noch die Notwendigkeit einer baldigen wirklich genügenden Ausgabe Julians betont. Die vielen und guten Textvorschläge von Klimek, Asmus, Brinkmann zeigen, auf welch schlechtem Grunde wir mit Hertleins Ausgabe stehen. Aber auch dann, wenn die erwartete Edition von Cumont-Bidez ⟨vgl. beide zu den Handschriften der Briefe: Mémoires de l'acad. de Belg. tom. LVII. 1898⟩ vorliegt, ist der Emendation kein geringer Raum gelassen, denn der Text wird selbst dann noch recht lückenhaft sein. Auch müßte noch manches kommentiert werden, wenn schon es kaum möglich sein wird, in diese verwirrten jamblichischen Ideen Klarheit zu bringen — auch kaum nötig ist. Aber Zitate wie S. 193, 23, 200, 9 lohnten allerdings eine Untersuchung. — Z. 38. Vgl. darüber Mau a. a. O. S. 6. Sallustius über Attis ⟨cp. 4⟩ ist abhängig von Julian. orat. 5, vgl. Asmus: Wochenschr. f. klass. Phil. 1904. S. 238f. — S. **100** Z. 1ff. Mommsen ⟨vgl. die Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung. 1896. Nr. 8 S. 7⟩ hatte seiner Zeit auf eine Inschrift eines Meilensteins der Straße von Gerasa nach Ammana hingewiesen, auf der man, nach nicht genauem Berichte, lese: Εἷς θεὸς Ν εἷς Ἰουλιανὸς ὁ Αὔγουστος. Das N hatte man zuerst als Νοῦς ergänzen wollen, aber

diese Lesung wie auch Mommsens anfänglicher Vorschlag: Ἥλιος hat sich als unmöglich erwiesen: vgl. CIL III suppl. 2, 14176 ⟨s. auch 14175[1]⟩. Gleichwohl ist der große Reichsgott gemeint. — Dazu tritt auch die numidische Inschrift: CIL VIII 4326 *restitutori libertatis et romanae religionis;* denn so ist zu verbinden, nicht das Beziehungswort zu *rom. rel.* im folgenden: *Ac TR . . . . . ori* ⟨*ac triumfatori* Mommsen⟩ zu finden. Den Begeisterungsausbruch eines Privatmanns von Jasos haben wir bei Dittenberger: Orient. graec. inscr. sel. 520: τὸν ἐκ φιλοσοφίας βασιλεύοντα usw. ⟨vgl. auch Fränkel: Die Inschriften v. Pergamon n. 633 und Kern: Die Inschriften von Magnesia n. 201⟩. — Z. 19ff. Die Beispiele strömen jedem Leser des Johannes zu: de virginit. XLVIII, in ep. II ad Ephes. I 3 ⟨ehelicher Umgang⟩, XV 3 ⟨Mißhandlung einer Sklavin durch ihre Herrin⟩, de Anna serm. I 6 ⟨über das Heiraten der Jünglinge⟩, in illud ‚vidua eligatur' 5 ⟨zweite Ehe⟩. Er kannte das Leben und die einzelnen Zeitlaster genau, die Sitten der Epoche treten uns hier wenigstens ebenso deutlich vor Augen wie bei einem Satiriker der Vorzeit. — Z. 31ff. Die Quellen sind Ammianus XXII 5ff., Philostorgios VII 1 p. 76ff. Bidez, Sokrates III 1ff, Sozomenos V 3ff. —VI 3, Theodoretos: h. eccl. III, Ephraim: Bickell: Zeitschrift f. kathol. Theol. 1878, 337ff., histor. acephala, Hieronymus ad ann. 362, Rufinus: h. eccl. X 27ff., Chron. Pasch. S. 546, 4ff. Dind., Zonaras XIII 12, 17ff. ⟨Johannes Damascenus: Artemii passio ist zwar gut unterrichtet, aber keine selbständige Quelle⟩, dazu kommen Liban. orat. XVIII, die Reden des Gregor gegen Julian und des Joh. Chrysostomos in S. Babylam, sowie einzelne Äußerungen kirchlicher Schriftsteller. Ich werde im Folgenden nur dann noch Stellen zitieren, wenn es sich um wichtigere Dinge handelt. — Z. 33. Daß der Kaiser, um für den Perserkrieg die nötigen Mittel zu gewinnen, den Christen, die nicht opfern wollten, eine Geldstrafe zudiktiert habe, ist ein Unsinn, den Sokrates ⟨III 13⟩ auf dem Gewissen hat. Sozomenos V 5 sagt gerade das Gegenteil. — Die Kirche sah in Artemius ⟨vgl. Seeck bei Pauly-Wissowa II 1144⟩ und in Aemilian von Dorostoron ⟨Chron. Pasch. p. 549, 17, vgl. Acta Sanctor. Juli IV 373⟩ Märtyrer, aber die Überlieferung von ihrem Leiden ist nicht besser als die sovieler Acta. Zonaras XIII 12, 20 weiß natürlich von vielen Märtyrern unter Julian. — Z. 36ff. Die Quellen geben verschiedene Gründe für die Milde der Verfolgung an: Julian scheute offene Gewalt, um nicht als Tyrann zu erscheinen ⟨Sozom. V 17, Gregor. or. IV 57⟩, er unterließ, weil Strenge nichts genützt hätte, aus Klugheit Verfolgungen. Diese Gründe sind ziemlich äußerlich, auch daß Julian keine Märtyrer habe schaffen wollen ⟨Sokrat. III 12, Gregor. IV 58 u. a.⟩, ist nicht völlig entscheidend. Ein physischer Kampf der Minderheit gegen die Masse der Christen wäre ein Unding gewesen, Julian mußte noch lange werben, ehe er ein gleich starkes Heer aufstellen konnte, aus dieser werbenden Tätigkeit rief ihn der Tod ab. Wenn aber Libanios ⟨orat. XVIII 121⟩ behauptet, in christlichen Kreisen habe man eine wirkliche Verfolgung erwartet, so wird dies eine Übertreibung des Rhetors sein, der die kluge Milde seines Helden preisen will. — S. **101** Z. 3ff. Sokrat. III 1, Rufin. X 27, vgl. auch Liban. a. a. O. — Z. 6ff. Das Edikt über die Rückkehr der Bischöfe ist etwas später als der Restitutionserlaß: hist. aceph. 9f. — Z. 14ff. Ep. 31. — Z. 19ff. Ep. 12, die man ganz unrichtiger Weise als an einen anderen Basileios gerichtet angenommen hat. Der Kaiser schreibt hier nicht wirklich frei wie sonst. Er hat wahrscheinlich einen Brief des Basileios erhalten ⟨S. 492, 5⟩ und wünscht nun eine Besprechung. Basileios aber soll ja nicht denken, daß der Kaiser nur wenig Zeit für ihn habe, die Regierungsgeschäfte werden Julian geeignete Leute abnehmen ⟨492, 9ff.⟩, und so kann er ohne Gewissensbisse sich ausruhen. Dem Verkehr solle jede höfische Heuchelei fehlen, beide wollen, wenn nötig, sich Vorhaltungen machen und dann wieder Freunde sein, in der Erholung Ernstes treiben, den Ernst aber nicht zur Plage werden lassen, ohne Sorge schlafen, wachend hat ja der Kaiser an das Gesamtwohl zu denken. Aber vielleicht ist dies starkes Selbstlob, jedoch nur aus dem Wunsche, Basileios zu sehen, entsprungen. — Ich glaube in dieser peinlichen Vorbereitung des Verkehrs doch eine gewisse Unruhe zu erkennen. Der Brief ist nicht hingeströmt wie andere Freundschaftsergüsse Julians, sondern sehr wohl überlegt, wofür freilich die Sophistik

⟨S. 492, 4 Sprüchwort⟩ 5 = Aristoph. Plut. 268⟨; 493, 2 Astydamas [Sprüchwort] = Liban. ep. 45⟩ nicht spricht, da sie auch leidenschaftliche Empfindungen Julians begleitet. — Z. 25ff. Ammian. XXII 5, 3f.⟨; Philostorg. VII 4; Sozom. V 5. Feindschaft gegen Constantius erkennen mit Recht darin Sokrat. III 1; Rufin. X 27. — Z. 33f. Man kann sich doch gar kein offeneres Zeugnis denken als Julians ep. 52 S. 559, 18ff.: Ὤμην ἐγὼ τοὺς τῶν Γαλιλαίων προστάτας ἕξειν μοι μείζονα χάριν ἢ τῶι φθάσαντι πρὸ ἐμοῦ τὴν ἀρχὴν ἐπιτροπεῦσαι. συνέβη γὰρ ἐπὶ μὲν ἐκείνου τοὺς πολλοὺς αὐτῶν καὶ φυγαδευθῆναι καὶ διωχθῆναι καὶ δεσμευθῆναι, πολλὰ δὲ ἤδη καὶ σφαγῆναι πλήθη τῶν λεγομένων αἱρετικῶν, ὡς ἐν Σαμοσάτοις καὶ Κυζίκωι καὶ Παφλαγονίαι καὶ Βιθυνίαι καὶ Γαλατίαι, καὶ πολλοῖς ἄλλοις ἔθνεσιν ἄρδην ἀνατραπῆναι πορθηθείσας κώμας, ἐπ' ἐμοῦ δὲ τοὐναντίον. — Z. 34ff. Ep. 26. — Z. 37ff. Ammian. a. a. O. Das hier zitierte Wort Julians *audite me quem Alamanni audierunt et Franci* nennt Ammian eine mißbräuchliche Nachahmung eines Ausrufes des Marcus: *o Marcomanni, o Quadi, o Sarmatae, tandem alios nobis inertiores inveni*: man sieht keine Spur von Nachahmung und versteht die Kritik Ammians nicht recht. Das stolze Wort findet eine Art Bestätigung in ep. 66 S. 590, 3. — Z. 39ff. Natürlich spricht sich besonders Allard so aus. — S. **102** Z. 3. Vgl. oben zu S. 101 Z. 25ff. Die Ausführungen F. Rodes in seiner vortrefflichen Schrift: Geschichte der Reaktion Kaiser Julians gegen die christliche Kirche. Jena. 1877. S. 55f. kann ich mir also nicht zu eigen machen. — Z. 4. Vgl. Loofs in der Protestantischen Realencyklopädie II 38. — Z. 10. Ich muß hier noch mit einem Worte auch auf Ammians Meinung zurückkommen, der Kaiser habe durch sein Edikt Zwist stiften wollen: *ut dissensiones augente licentia non timeret unanimantem postea plebem.* Julian konnte sich doch an den Fingern abzählen, daß sein geplantes Vorgehen gegen die Christen diese gegen ihn einigen würde. — Z. 14. Ich erinnere an das Blutbad von Konstantinopel von 344, dem 3150 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen ⟨Sokrat. II 16⟩, an die Ermordung des magister equitum Hermogenes im Jahre 342, ganz abgesehen von den stets aufrührerischen Donatisten und ihren Circumcellionen. — Z. 20ff. Ammian. XXII 11, 3ff.⟨; Sokrat. III 2 (in dieser Form eine sehr unwahrscheinliche Geschichte); Sozom. V 7; Philostorg. VII 2; Epiphan. haer. 76, 1; Chron. Pasch. 546, 4f. — Z. 27ff. Artemius wird nach Ammian. ⟨11, 2⟩ wegen einer *atrocium criminum moles* verurteilt: das sieht nicht gerade nur nach Schändung heidnischer Tempel aus. Julians Richterspruch über den verklagten Beamten, der auch ein Heidenfeind war, hat dem Artemius die Märtyrerkrone eingebracht. Zonaras XIII 12, 44 läßt ihn als schuldig an Gallus' Hinrichtung getötet werden. — Z. 32f. Vgl. Sokrat. III 3⟨; Sozom. V 7; Philostorg. VII 2. Auch Ammian. XXII 11, 10 spricht von dem allgemeinen Hasse, den Georgios gefunden und der dadurch begründeten Zurückhaltung der Christen bei dem Morde. Diese Zurückhaltung ist eben Billigung, wie sie der Fanatismus der Zeit mehrfach geübt hat. — S. **103** Z. 2ff. Ep. 10, erhalten durch Sokrat. III 3, z. T. verderbt ⟨neue Lesungen bei Cobet und Asmus, dieser z. B. schlägt S. 490, 12 ὥσπερ οἱ κύνες ⟨λύκον⟩ vor⟩, doch immerhin verständlich. Den Hinweis auf das unwürdige Beispiel der Christen haben wir S. 489, 5f. — Z. 6f. S. 490, 13ff. — Z. 7ff. S. 489, 7ff.⟨; 490, 4: an zwei Stellen bricht bezeichnend der Zorn des Herrschers gegen die Christen hervor. — Z. 13f. S. 491, 2ff. Auch hatte er den Alexandrinern, wahrscheinlich gleich zu Beginn seiner Regierung, einen begeisterten Brief geschrieben ⟨S. 490, 7⟩, wie er so etwas ja öfters tat ⟨vgl. auch Sozom. V 3⟩; wenn Schwarz a. a. O. S. 20 in diesem Briefe das Edikt über den Gottesdienst sieht, irrt er m. E. — Der Brief ist übrigens trotz aller Kraft der Empfindung nicht ohne Sophistik; vgl. S. 489, 1 = Plut. de coh. ira 453f.⟨; de sera num. v. 551a; S. 491, 12 das bekannte ἀκούω. — Z. 22. Ich erwähne hier im Anschluß an den Georgios-Skandal noch Julians Brief an den Arzt Zenon von Alexandrien ⟨45⟩, den der streitbare Bischof vertrieben hatte und der Kaiser zurückberief, schwerlich noch vor der Ermordung des Georgios, wie Schwarz S. 10 will. — Z. 25ff. Ep. 9, natürlich wieder, obwohl es doch ein richtiger Geschäftsbrief sein sollte, in sophistischer Form ⟨zu 487, 14 δεινὸς ἐντέτηκε πόθος = orat. IV S. 168, 10f. vergleicht Cobet

Sophokl. El. 1311, Plat. Menex. 245 d). — Merkwürdigerweise schreibt Julian in Antiochien noch einmal in dieser Angelegenheit, und zwar in äußerst drohendem Tone, an einen Porphyrios, der, wenn er nicht alles zusammenbrächte, schwer bestraft werden würde (ep. 36). Mir macht die darin vorausgesetzte Ignorierung des Gebotes durch Ekdikios und diese Häufung der Drohungen (vgl. dagegen S. 488, 8) fast den Eindruck, als ob der 36. Brief durch einen Christen gefälscht wäre. — Z. 28. An Ekdikios schreibt Julian u. a. auch ganz flüchtige Billets, indem er ihm den Stand der Nilhöhe mitteilt, den eigentlich Ekdikios selbst wissen mußte (ep. 50), ep. 56 beauftragt er ihn, Knaben zu religiösen Gesängen auszuwählen, solche, die wirkliche Kenntnisse in der Musik sich erwürben, preist er im Sinn Platons. Über Ekdikios vgl. Seeck: Die Briefe des Libanius 126. — Z. 35 f. Vgl. die vorige Anmerkung. Über Julians Vorgehen vgl. auch Harnack: Protestantische Realencyklopädie IX 618. — Z. 40. Jul. ep. 6 S. 485, 11 f., Sozom. V 15. — Z. 42 ff. Ep. 26. — S. **104** Z. 7 ff. Ep. 6. Julian nennt in seinen nach Ägypten gerichteten Erlassen öfter den Sarapis. S. 485, 4 haben wir eine Selbstverkennung Julians: er verurteilt langsam, noch langsamer aber verzeiht er. — Z. 13 ff. Sokrat. III 14, Sozom. V 15, Rufin. X 34. — Z. 18 ff. Ep. 51, zu der Asmus einige Verbesserungen beigesteuert hat (S. 556, 5 κήρυγμα (καινὸν), 557, 8 (θεοῖς) ἐχθίστων). Den Zusammenhang mit der Schrift gegen die Christen beleuchtet derselbe Gelehrte kurz in seiner Arbeit über Julians Galiläerschrift. Freiburg. 1904. S. 45. — Der 51. Brief greift auf den 9. im Hinweis auf Alexandreias Gründer zurück. Er ist überaus weitschweifig und zeigt den alten Fehler Julians, nie Überflüssiges, plötzlich ihm Eingefallenes nachträglich zu streichen, z. B. die ganz unnütze Berührung der sophistischen Frage, ob Alexander die Römer besiegt haben würde (Lukian. dial. mort. 12, 6). — Z. 22 f. Das Schicksal der Völker vor dem Christentum ist bekanntlich ein oft behandeltes Thema aus dem Streite zwischen Heiden und Christen. — Z. 24 f. Beweis dafür ist ihm das Verhältnis des Areios zu Augustus (Plut. Anton. 80). — Z. 25 f. S. 558, 1 ff. haben wir dieselbe Verherrlichung und Anschauung des Helios wie in der 4. Rede, namentlich ist S. 558, 12 τὸ ζῶν ἄγαλμα καὶ ἔμψυχον καὶ ἔννουν καὶ ἀγαθοεργὸν τοῦ νοητοῦ πατρός (so codd. und Mau, παντός Osann) zu vergleichen mit 171, 15 αὕτη ... ἡ μονοειδὴς τῶν ὅλων αἰτία .... Ἥλιον θεὸν ... ἀνέφηνεν ἐξ ἑαυτοῦ πάντα ὅμοιον ἑαυτῷ, und das ζῶν ἄγαλμα erinnert an S. 379, 8 (Heyler). — Z. 26 ff. S. 558, 7 f. Über den Christus als Logos vgl. Julians Galiläerschrift S. 224, 6 Neum. — Z. 34 ff. Ep. 58. Julian will hier den Alexandrinern als Ersatz für den Obelisken die Erlaubnis geben, die Statue eines Mannes, den sie lieben, aufzustellen. Konstantinopel sehnt sich angeblich nach einem Obelisken, wie ihn Rom erhalten hatte: der wahre Grund aber ist sicher der im Texte angeführte. — Ohne Zitat aus Platon geht es natürlich nicht: S. 567, 15 τὴν εἱμαρμένην πορείαν = Menex. 236 d (Cobet). — Z. 39 ff. Ep. 43, deren Zeit mir nicht feststeht. Auch hier hat Asmus Verbesserungen beigesteuert. — S. **105** Z. 7 f. Er betont seine Milde, nicht ganz mit Unrecht, auch in ep. 43 S. 547, 7 ff. Daher glaube ich auch nicht an das Martyrium der Palastbeamten Johannes und Paulus (Acta sanctor. Juni. vol. VII 140), das Linsenmayer: Die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat II 252, in seinem Kern für echt hält. Denn von dieser Tat Julians ist sonst bei seinen Feinden nicht die Rede. — Z. 9 ff. Sokrates erzählt am wenigsten, Sozomenos am meisten, Theodoretos am schauerlichsten. In vielem stimmen diese Schriftsteller, aber fast jeder hat etwas Neues zu berichten, vgl. z. B. Philostorg. VII 4 S. 81, 1 Bidez, Theodoret. III 26 (vgl. Sokrat. III 13), Gregor. orat. IV 92. — Z. 16 f. Theodoret. III 7, 1, Chron. Pasch. p. 546, 18, Sozom. V 8. — Z. 18 ff. Sozom. V 10 (Gregor. orat. IV 92), Theodoret. III 7, 2 f., Chron. Pasch. p. 546, 21. — Z. 19 f. Z. B. in Arethusa, wo Marcus Märtyrer ward (Sozom. V 10, Theodoret. III 7, 6). — Z. 21 ff. So geschah es in Meros (Sokrat. III 15, Sozom. V 11), in Cäsarea Mazaka (Sozom. V 4). — Z. 26. Ep. 7 an Atarbios (Seeck: Die Briefe des Libanius 91), vgl. Sozom. V 11 und ep. 43 Julians. — Z. 30 f. Aus solchen Äußerungen mögen die Christen Worte entwickelt haben, wie das von Sozomenos (V 9) mitgeteilte: Die Leute verdienten keine Strafe, die an wenigen Galiläern für viele Schandtaten Rache genommen.

Sozomenos berichtet hier nach eigenem Geständnis nur ihm Erzähltes weiter. — Z. 35f. Vgl. Sozom. V 9. — Z. 42f. So werden Kirchen der Märtyrer, in der Nähe des Heiligtums des didymäischen Apollon, zerstört ⟨Sozom. V 20, vgl. zu S. 107 Z. 35⟩, Kirchengeräte eingezogen ⟨Theodoret. III 12, 1⟩, die Gebeine Elisas und Johannes des Täufers entweiht ⟨Theodoret. III 7, 2, Philostorg. VII 4 S. 80, 5 Bidez, Chron. Pasch. p. 546, 12⟩, es wird die große antiochenische Kirche geschlossen ⟨Ammian. XXVII 2, Theodoret. III 12, 1⟩, in Emesa eine neue Kirche dem Dionysos geweiht ⟨Theodoret. III 7, 5, Chron. Pasch. p. 547, 6⟩, eine legendare Christusstatue zerstört oder durch das Bild Julians ersetzt ⟨Philostorg. VII 3 S. 79, 1 Bidez, Sozom. V 21⟩. — S. **106** Z. 2. Die Herzlichkeit des Verkehrs zwischen Neffe und Oheim zeigt der hübsche und interessante Brief 1* ⟨Rhein. Mus. XLII 20ff.⟩: s. sogleich unten. Julians des Älteren Taten: Sozom. V 8, Theodoret. III 12, 2, Philostorg. VII 10, Joh. Chrys. de s. Bab. 17, Ephraim ⟨Bickell: Zeitschr. für kathol. Theol. 1878. 351⟩. — Auch der Ausgang des comes largitionum Felix wurde als Strafe für seine Frevel empfunden ⟨Ammian. XXIII 1, 5⟩ Philostorg. IV 10 S. 96, 11ff. Bidez u. a. — Z. 9ff. ⟨die Zeilenzählung im Text ist verdruckt!⟩. Pessinus: Jul. ep. 49 S. 555, 8f., Nisibis: Sozom. V 3. — Z. 11ff. Sozom. V 3. — Z. 14. Sozom. V 4. — Z. 18ff. Sokrat. III 11, Sozom. V 5 ⟨Jul. ep. 52 S. 559, 23⟩. Mir scheinen anders als Rode a. a. O. S. 56, 10 die beiden Berichte des Sokrates und Sozomenos sich zu ergänzen. — Z. 30ff. Ep. 52, Sozom. V 15. — S. **107** Z. 4ff. Theodoret. III 19. Ein ähnliches Mittel, den Glaubensfeind durch Psalmen zu treffen, verwendete Athanasios ⟨apol. de fug. s. 24⟩. — Z. 12ff. Liban. orat. XI 235ff. ⟨ep. 386, 944⟩, dagegen orat. XLV 23, wo der Rhetor sagt, daß in Daphne alles Schändliche erlaubt sei: vgl. Joh. Chrys. de S. Bab. 13 und besonders Sozom. V 19. — Z. 15ff. Dies soll Julians Bruder Gallus selbst getan haben: Soz. V 19. — Z. 18f. Die vernünftige Erklärung, das Orakel sei aus Mangel an Befragung eingegangen, bekämpft Sozomenos a. a. O. zugunsten einer übernatürlichen. — Z. 19ff. Über den ganzen Hergang vgl. Joh. Chrys. de S. Babyla, Sokrat. III 18f., Sozom. V 19f., Theodoret. III 10f., Philostorg. VII 8ff., Rufin. X 35, Zonar. XIII 12, 39, Ammian. XXII 13, 1ff. — Z. 19. Ammian. XXII 12, 8. — Z. 21f. Ep. 1* ⟨Rhein. Mus. XLII 20ff.⟩, die natürlich echt ist, sie trägt ganz die Wesenszüge Julians: eifrige sachliche Aufträge, Sorge für die Religion, freundschaftlich persönlichstes Eingehen auf den Anderen trotz gewaltiger Überbürdung durch die Regierungsgeschäfte. Aus S. 21, 18f. entnehme ich, daß die Säulen in Daphne durch die Schuld der Christen fehlen. Auf vieles Interessante, das dieser Brief enthält, kann ich hier nicht eingehen, der hier ⟨S. 21, 25; 22, 57⟩ genannte Laurikios ⟨cod. Λαυράκιον, -ος⟩, den zu ertragen Julian seinen Oheim bittet, ist der comes et praeses Isauriae, wahrscheinlich ein Christ ⟨Seeck: Die Briefe des Libanius 194⟩. Der Brief ist noch in Konstantinopel geschrieben ⟨S. 21, 15f.⟩. — Z. 31. Das Datum bei Ammian. XXII 13, 1. — Z. 33ff. Vgl. S. 163 unten. — Z. 34f. S. oben zu S. 105 Z. 42f. Der heidnische Dank dafür ist uns erhalten: Dittenberger, Sylloge I n. 424, vgl. Haussoullier: Histoire de Milet et du Didymeion. 1902. p. 288f. — Z. 39ff. Über alles dies vgl. meinen Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum. XXIX. 1912. S. 521ff. — S. **108** Z. 8ff. Sokrat. III 16, Sozom. V 18, Theodoret. III 8, 1f., Zonar. XIII 12, 21, Gregor. orat. IV 4f. — Z. 13. Cod. Theod. XIII 3, 5 = cod. Justin. X 53, 7. — Z. 17ff. «Ep.» 42, nach ihrem ganzen Ton wohl an christliche Lehrer gerichtet. Zum Texte haben wir allerhand Vorschläge zu notieren: S. 544, 8 πολιτευομένην: πραγματευομένην Asmus, wahrscheinlich richtig, 19f. tilgt Klimek falsch das erste μάλιστα, 545, 3 liest Bidez gut οἷς δημοσίαι μεταχειρίζονται, 11 τὰ νῦν Asmus, 546, 19f. entscheidend richtig Cobet: καὶ τὰς ἀκοὰς ἐξαναγεννηθῆναι, ὡς ἂν ὑμεῖς εἴποιτε, καὶ τὴν γλῶτταν. — Z. 39f. Sokrat. III 16, Sozom. V 18, Theodoret. III 8, 1f., Zonar. XIII 12, 21, Augustin. de civ. d. XVIII 52 und Gregor a. a. O. öfters. Daraus darf kein drittes Edikt gemacht werden, das der Jugend der «Galiläer» den griechischen Unterricht fernhielt, wie Seeck: Gesch. d. Unterg. d. ant. Welt IV 327 will, sondern dies ist einfach die Folge des kaiserlichen Erlasses, der den Christen die Erteilung des Unterrichts verbot, ihren Kindern aber die Teilnahme am Unterricht ausdrücklich gestattete, gewesen. Welcher Christ mochte wohl seine Kinder noch

in eine solche konfessionelle heidnische Schule schicken? Daß Libanios den Rat zum Rhetorenedikt erteilt habe, ist eine unsichere Vermutung Seecks ⟨S. 326⟩. — Z. 40. Vgl. zu S. 122 Z. 37. — S. **109** Z. 18f. Libanios lobt das Edikt natürlich laut und nennt die Gegner albern genug — man denke an einen Gregor und Johannes! — Barbaren: XVIII 157f., aber der nüchterne Ammian hält mit seinem Tadel doch nicht zurück: XXII 10, 7, XXV 4, 20 ⟨in der Charakteristik⟩. Er erwähnt bezeichnend genug nur das Lehrverbot. — Das Rhetorenedikt hat eine Rettung durch C. Barbagallo: Lo stato e l'istruzione pubblica nell'impero Romano. Catania. 1911. p. 239—280 gefunden. Er sucht, ohne ein Bild von den literarischen Zuständen der Zeit zu besitzen, Julian geradezu eine Verinnerlichung des Unterrichts zuzuschreiben: *Giuliano restaurava l'uomo nel docente* und glaubt, es habe von dem Edikt eine Erneuerung der Schule ausgehen müssen, die nur durch des Kaisers frühen Tod verhindert worden sei. — Z. 21f. Sokrat. III 16, Sozom. V 18. Über die geringe Wirkung des Versuches urteilt ersterer sehr vernünftig, in der Tat hat sich ja nur die Psalmenparaphrase des Apollinarios erhalten. Dräseke: Texte und Untersuchungen VII 3/4 S. 63ff. — Z. 27ff. Die Angaben des Sozomenos a. a. O. sind sehr unklar. Er redet von Apollinarios' Buche gegen den Kaiser und die irregeleiteten Philosophen und b e g r ü n d e t dies durch das Urteil Julians gegenüber den bekanntesten Bischöfen: ἀνέγνων, ἔγνων, κατέγνων. Die Antwort der Bischöfe halte ich für unwahrscheinlich, sie ist eine recht schwächliche Widerlegung. — Z. 29ff. Über Prohairesios vgl. Hieronymus ad annum 363, Eunapios: vita soph. 493, 25 weiß nichts von Prohairesios' Haltung, darum ist sie aber nicht zu bezweifeln. — Z. 35ff. Sozom. V 17. — Z. 38f. Sokrat. III 13. — Z. 41ff. Liban. orat. XVIII 167ff., dessen sittliches Urteil hier ganz elend ist. Gregor. orat. IV 83f. hat daran noch die Erzählung von einer wilden Reueszene der betrogenen Soldaten, die dann offenbar bei dem Akte geschlafen haben müssen, geknüpft. Aus Gregor. schöpfen Sozom. V 17 und Theodoret. III 16, 6, nicht ohne Erweiterungen. — S. **110** Z. 3ff. Theodoret. III 15, 4, Joh. Chrys. in Iuvent. et Maxim. 2f. — Z. 4ff. Sokrat. III 13, Sozom. V 16. — Z. 7ff. Sokrat. III 13, Sozom. V 18, die m. E. beide viel zu sehr verallgemeinern, ohne einzelne Fälle zu nennen, etwas zurückhaltender redet Theodoret. III 6, 5. — Z. 15ff. Jul. fr. ep. S. 379, 22ff., Ammian. XXIII 1, 2f., Joh. Lydus: de mens. S. 110, 4ff. Wünsch, Rufin. X 38f., Sokrat. III 20, Sozom. V 22, Theodoret. III 20, Philostorg. VII 9, 14 u. a. Stellen ⟨Seeck: Gesch. d. Untergangs d. ant. Welt IV 500⟩. — Ich habe hier nun noch kurz die öfters behandelte Frage nach der Echtheit der ep. 25 ⟨vgl. sonst oben S. 145f.⟩ zu erledigen. Mich haben nach längerem Schwanken die Gründe Klimeks gegen die Form des Briefes überzeugt. Ich füge hinzu, daß bei Julian ein Gebet der Juden für sein Heil doch sehr merkwürdig ist, daß er sich überhaupt viel zu sehr für dieses ihm sonst doch nicht nur sympathische Volk erregt, daß die plötzliche impulsive Verbrennung der Verordnungen gegen die Juden bei seinem Regierungsantritte, die Aufhebung der besonderen Judensteuer durch den sparsamen Herrscher doch wundernimmt. Dazu kommt der Hinweis auf den rätselhaften ἀδελφὸν ⟨!⟩ Ἰουλον, τὸν αἰδεσιμώτατον πατριάρχην ⟨S. 513, 16f.⟩, auf die Schmarotzer des Constantius, die Julian in die Grube gestoßen haben will: waren das etwa alles besondere Judenfeinde? Wenn aber Sozomenos V 22, wie es scheint, den Brief gekannt hat, so beweist dies, wie Klimek mit Recht sagt, nur, daß der gefälschte Brief ziemlich früher Zeit angehört. — Z. 28ff. S. 605f. Man hat diesen Brief ⟨79⟩, der so ganz Julians Wesen atmet, fälschlich für untergeschoben erklärt ⟨vgl. Bidez-Cumont: Recherches sur la tradition manuscrite des lettres de l'empereur Julien. Mém. de l'acad. de Belg. 1898. S. 24⟩. Verbesserungen zu diesem lateinisch erhaltenen Briefe hat Asmus beigesteuert, hören läßt sich von diesen das für S. 606, 17 vorgeschlagene *rhetoricis confictionibus*, das *et* vor *indigna morte* ⟨606, 11⟩ halte ich für falsch. — Z. 34. Julian erklärt, den von schwerem Leiden mitgenommenen Diodor habe die Strafe der Götter schon getroffen. So denkt er vollkommen gleich den Christen, die in Julians des Älteren Tode den Finger Gottes erkennen wollten. — Z. 36ff. Vgl. C. J. Neumann: Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt. Leipzig. 1880, und die Übersetzung des Textes von demselben Verfasser: Kaiser

Julians Bücher gegen die Christen. Leipzig. 1880, dazu Asmus: Julian und Dion Chrysostomos. Tauberbischofsheim. 1895. S. 32, Julians Galiläerschrift im Zusammenhang mit seinen übrigen Werken. Freiburg i. B. 1904. Eine eingehende Beurteilung von Julians Werk habe ich in meinem Buche: Zwei griechische Apologeten. Leipzig. 1907. S. 304ff. zu geben versucht und benutze diese hier. — S. **111** Z. 9. Die Frage, wer der bei Macarius Magnes bekämpfte Hellene ist, bleibt noch offen. Meine Anschauung, daß dieser nicht völlig in Porphyrios aufgeht, wird bekämpft von Harnack: Texte und Untersuchungen. XXXVII 4. 1911. S. 109ff., vgl. dagegen G. Krüger: Deutsche Literaturzeitung. 1912. S. 83ff. — Z. 13f. Dafür habe ich in meinem Buche über Zwei gr. Apologeten S. 259, 4 auf ein Stück chinesischer Polemik gegen das Christentum hingewiesen, das durchaus die Argumente der Antike verwendet. — Z. 22f. Dafür ist S. 218, 14f. Neum. charakteristisch. — S. **112** Z. 26. Unter den Rhetoren bekanntlich Hekebolios: Sokrat. III 13. — Z. 27ff. Vgl. oben S. 160f. die Inschriften. Daß Julian, mit einem seltenen Ausdrucke, auf Inschriften gelegentlich *bono rei publicae natus* heißt ⟨CIL III 5983f., suppl. 1, 14648, V 8024, 8035f., 8053 u. ö.⟩, ist bekannt. — Z. 31f. Ep. 4 an Aristoxenos, ein wunderschönes Zeugnis warmer Empfindung, gerichtet an einen bisher persönlich Unbekannten, den er als Philosophen schätzt. — Z. 33f. Ep. 27 S. 517, 8ff. — Z. 35f. Misop. 467, 4ff. — S. **112** Z. 4ff. Ammian. XXII 7, 7ff. — Z. 10f. Ammian. XXII 12, 2. — Eunap. fr. 9, 14, 7. — Z. 12ff. Ammian. XXII 9. Über seine Bauten in Konstantinopel vgl. V. Schultze: Altchristliche Städte und Landschaften I 57. — Z. 13f. In Nikomedien: Ammian. XXII 9, 4, Liban. ep. 33. — Z. 19f. In Tarsos begrüßte er den von Athen her ihm wohlbekannten Celsus, den jetzigen Statthalter Kilikiens ⟨Ammian. XXII 9, 13⟩, der ihn mit Opferfeuer empfing ⟨Liban. ep. 648, orat. XVIII 159, Seeck: Die Briefe des Libanius 104f.⟩. — S. **114** Z. 13. Vgl. auch die Teuerung von 382 ⟨Sievers: Libanius 155 und denselben S. 99ff. über die des Jahres 363⟩. — Z. 15ff. Julian. Misop. S. 476, 5ff., Liban. orat. XVIII 195f., XV, Ammian. XXII 14, 1f., der die Maßregel des Maximaltarifs als Popularitätshascherei tadelt. Ich habe mich bei der Darstellung dieser Dinge mit Absicht vorsichtig ausgedrückt, weil wir darüber nur Berichte Julians und seines Kreises haben. — Z. 25f. Liban. orat. XVIII 196. — Z. 28f. Liban. orat. XVI. — Z. 34ff. Liban. ep. 648, wo wir ein sehr sprechendes Bild von der oft taktlos ungebundenen Heiterkeit des Kaisers wider Libanios' Willen erhalten. — Z. 36ff. Seeck: Die Briefe des Libanius 301. — Z. 40f. Es handelt sich um Aristophanes, für den Libanios, nicht ohne die heidnische Gesinnung seines Schützlings zu betonen, in der 14. Rede eintrat. Julian quittiert dem Redner über diese Verteidigung im 74. sehr schmeichelhaften Briefe. Wie S. 596, 20 zeigt, korrespondierte der schreibselige Kaiser mit seinem Freunde in Antiochien sogar von Haus zu Haus. — S. **115** Z. 2ff. Ammian. XXII 11, 2, die hier genannten Tribunen sind wohl dieselben, die Sozomenos V 17, Theodoretos III 17 und Gregorios: orat. IV 84 so unmäßig und unwahrscheinlich feiern. Über die gemeinen Soldaten, die Julian ermorden wollten: Liban. orat. XII 86, XVI 19, XVIII 199 ⟨ep. 1138⟩. — Z. 5ff. Ammian. XXII 14, 6. — Z. 11ff. Vgl. meine Abhandlung in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum. XXI. 1908. S. 176, 4. — Z. 24ff. Er weist immer wieder ⟨435, 9, 18, 445, 25, 452, 14⟩ auf die glatten, schönen Knaben hin und geißelt die damals noch immer nicht ausgerottete Päderastie, die auch Johannes Chrysostomos beklagt ⟨vgl. S. 152⟩. — S. **116** Z. 1ff. Die satirische Apologie des Philosophenschemas und das Genos der Städtereden, wie sie z. B. ein Dion auch strafend ⟨an die Alexandriner⟩ hielt, sind vermischt worden. Vgl. darüber meine Schrift: Kynika S. 139ff. — Die Parallelen von Asmus ⟨Wochenschrift f. klass. Philol. 1912, 241ff⟩ scheinen mir zum Teil zu einseitig. — Z. 8. So wird immerfort, die Anlage des Ganzen stets wieder durchbrechend, die Weichlichkeit des Volkes gegeißelt, Worte, daß man aus Julians Barte Stricke flechten müsse, haben wir zweimal ⟨435, 11, 465, 22⟩, 437, 19 ist schon von seiner Erziehung die Rede, um 452, 21ff. weitere Ausführung zu finden, die ironische Selbstanklage wird mehrfach betont ⟨434, 11, 462, 2⟩, mehrfach kehrt der Hinweis auf die Erfahrungen im Keltenlande wieder ⟨438, 6, 466, 4ff.⟩, dreimal der Steuererlaß ⟨471, 15, 474, 3,

475, 5⟩, und im letzten Teile bricht der Zorn über die Undankbarkeit in immer neuer Form hervor. — Z. 17f. Gregor. orat. V 41 und oben zu S. 42 Z. 9f. — Z. 22. Hier haben wir die Geschichte von der antiochenischen Gans ⟨467, 4ff.⟩: vgl. oben zu S. 112 Z. 35f. — Z. 23. Starker Aberglaube: 466, 22. — Z. 26. Natürlich ist die Gelehrsamkeit nicht gering: 436, 13 ⟨Kimons Warze⟩, 462, 22 ⟨Damophilos der Bithyner erwähnt⟩, 440, 10ff. ⟨Lektüre des Menander⟩, 452, 11 ⟨Vertrautheit mit Aristophanes: Acharn. 180f.⟩, 447, 8ff., 462, 2ff. ⟨Plutarchlektüre: Demetr. 38, Cat. min. 13, Pomp. 14.⟩ Dagegen scheint das Zitat aus Kratinos ⟨fr. 65 = 437, 4⟩ sophistischer Gemeinplatz ⟨= Synes. ep. 130⟩. Anakreon wird 473, 4 an dieser Stelle allein von Julian zitiert, 478, 1f. scheint ἀλοιητῆρα βρότειον ein Stück aus einem Orakel ⟨Brambs: Studien zu den Werken Julians des Apostaten. Eichstätt. 1897. S. 26⟩. Dagegen versieht sich der schnellschreibende Autor trotz aller Gelehrsamkeit und zitiert 448, 4 Homer statt Hesiod ⟨Op. 66⟩. — Z. 27. Die Schilderung von Paris im Winter S. 439, 4ff. ist entzückend. — Z. 31ff. Vgl. Sievers: Libanius S. 102f. — Z. 36. Ammian. XXIII 2, 3, Liban. orat. XVI und XV.

Der Krieg. Über den Perserkrieg hat namentlich Reinhardt in dem Programm des herzoglichen Friedrichs-Realgymnasiums von Dessau 1892 gut gehandelt. Von besonderem Werte ist ferner das bedeutende Buch Chapots: La frontière de l'Euphrate de Pompée à la conquête arabe. Paris. 1907, das öfters auf Julians Feldzug eingeht. Über die Frage nach den Quellen der Darstellung bei Ammian ist man jetzt übereingekommen und nimmt eine Art «Lagerjournal» an, dem man nach Mendelssohn ⟨Ausgabe des Zosimos III 12 S. 128⟩ wohl mit Recht Magnus von Karrhä zum Verfasser gibt ⟨Seeck: Hermes XLI 530ff.⟩. Reinhardt hat auf dieses Lagerjournal auch Libanios' Berichte zurückgeführt ⟨S. 9ff.⟩. — S. **117** Z. 3ff. Liban. XII 76f., orat. XVIII 164, XVII 19. — Z. 9ff. Ammian. XXIII 5, 4. — Von dem anderen Sallust ⟨Salutius⟩ dagegen stammt die Inschrift auf Julian: CIL III 247. — Z. 12f. Ammian. XXIII 5, 10ff. Er berichtet immer wieder solche Vorzeichen, doch mögen manche davon erst nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs für ihn diese Bedeutung gewonnen haben. — Z. 19ff. Darauf macht mit Recht Chapot: La frontière de l'Euphrate 166 aufmerksam. — Z. 24ff. Chapot zitiert hier Kaiser Maurikios' Schrift über die gegen die Perser zu beobachtende Kriegsweise ⟨S. 54f.⟩. — Z. 26ff. Chapot a. a. O. 378. — Z. 30f. Gregor. orat. V 8. — Z. 32ff. Ammian. XXIII 2, 2. Der Brief Julians an diesen, ep. 66, ein zwar phrasenhaftes, aber nicht ganz ungeschicktes Schreiben ⟨S. 590, 3f. H. = Ammian. XXII 5, 4⟩, ist wohl unecht. — Z. 34ff. Vgl. Zosim. III 18, 1, Liban. orat. XVIII 258. — Z. 38f. Liban. orat. XVIII 213, Ammian. XXIII 2, 2, Jul. ep. 27. — Z. 42. Zosimos III 13, 5 läßt ihn in Karrhä 18000 Mann nach Armenien detachieren, in dieser Stadt aber selbst eine Musterung über 65000 Mann abhalten: das muß doch vor der Absendung jener Truppen geschehen sein. Anders Reinhardt a. a. O. 22, 4 und Seeck: Gesch. d. Unterg. d. ant. Welt IV 343. — Z. 42ff. Ammian. XXIII 5, 25, Chapot a. a. O. 127f. — S. **118** Z. 8ff. Ammian. XXIII 3, 6. — Z. 16ff. Ammian. XXIII 3, 9, Zosimos III 13, 2 ⟨genauer⟩, Magnus ⟨Hist. graeci min. I 367, 8⟩, Liban. orat. XVIII 214, Zonar. XIII 13. — Z. 23. Ammian. XXIII 2, 5, Liban. orat. XV 86, XVI 53. — Z. 28ff. Ammian. XXIV 6, 5. — Z. 29f. Ammian. XXIV 3, 3f. — Z. 30f. Ammian. ebd. 1, 13, 3, 2ff., 5, 10f., 6, 15, 6, 4, 5, 6. XXIII 5, 16. — Z. 39f. Um Priscus bemüht er sich im 3. Briefe an Libanios ⟨das Schreiben kritisch ediert von Cumont: Mém. de l'acad. de Belg. 1898. 125⟩, selbst in der Eile bringt der kaiserliche Briefsteller Zitate an: S. 483, 7 = Theokr. 12, 2, 8f. = Plat. Phaidr. 242e, 11f. = Sophokl. Phil. 97. — Auch Eutychianos gehörte zu den Historikern im Lager. — Z. 40ff. Ep. 27. — Die Briefe des Libanios an Julian interessieren uns hier nicht weiter. — S. **119** Z. 2. Vgl. S. 112 Z. 33f. — Z. 8ff. Ammian. XXIV 2, 16 ⟨vgl. Liban. orat. XVIII 233⟩, 6, 9. — Z. 11f. Ammian. XXIV 1, 3, vgl. Chapot a. a. O. 173f. — Z. 15f. Von Zaitha bis Dura, die ca. 37 km auseinander liegen, brauchte das Heer 2 Tage ⟨Ammian. XXIII 1, 5⟩, 200 Stadien ⟨= 40 km⟩ legte man ebenfalls in 2 Tagen zurück ⟨Ammian. 2, 3⟩. Vgl. F. Stolle: Das Lager und Heer der Römer.

1912. S. 46f. — Z. 25. Liban. orat. XVIII 240. Vgl. dagegen Seeck a. a. O. S. 509 unten. — Z. 31ff. Ich schließe mich in der Beurteilung der militärischen Lage und der Maßnahmen Julians wesentlich Seeck a. a. O. S. 350f. an, der in glücklichem Gegensatze zu den abfälligen Urteilen alter und neuer Zeit über Julians Handlungsweise die Tatsachen sehr einleuchtend zurechtrückt. Nur glaube ich nicht, daß Julian, selbst von der Bestürzung des Heeres angesteckt, den Befehl zum Löschen gegeben habe. Die ganze Darstellung Ammians ⟨XXIV 7, 1ff.⟩, seine Erzählung vom persischen Truge, dem der Kaiser unterlegen sei, läßt den Soldaten Julian ganz im Gegensatze zu allem, was wir sonst von dieser Seite seines Wesens wissen, als ein Bild der Kopflosigkeit erscheinen. Über die reißende Natur des Tigris brauchte man keine Überläufer zu verhören, die war doch den Römern von früher her bekannt wie das ganze Land, die durch die Folter erzwungene Ableugnung dieses Umstandes wäre doch nur eine Lüge gewesen. Auf Ammians Darstellung des Feldzuges lastet zum Teil die Empfindung von seinem trüben Ausgange. — Z. 42. Ephraim bei Bickell: Zeitschrift f. kathol. Theologie. 1878. S. 345, 349f., Sokrat. III 22, Gregor. orat. V 11. Dagegen ist Libanios' Begründung der Maßregel ⟨orat. XVIII 262⟩ ganz vernünftig. — Ob wirklich damals, als Julian vor Ktesiphon stand, wieder eine Gesandtschaft von Shâpur kam, wie Libanios XVIII 257 ⟨und aus ihm schöpfend Sokrat. III 21⟩ will, steht dahin, der König war doch bald danach imstande, den Kaiser mit Panzerreitern und Elefanten anzugreifen. — S. **120** Z. 22ff. Natürlich berühre ich im Text nicht das Traumgesicht, das der Kaiser angeblich in der Nacht vor seinem Tode hatte ⟨Ammian. XXV 2, 3⟩. — Z. 27ff. Ammian. XXV 3, 6, Liban. orat. XVIII 274f., XXIV 8, 20. Libanios schöpfte ⟨ep. 1186⟩ vielleicht aus den Erzählungen der Soldaten, die er jedoch selbst als sehr unklar bezeichnet. Die ganze Überlieferung und die Entstehung des Gerüchtes von Julians Fall durch christliche Hand hat Th. Büttner-Wobst ⟨Philol. LI. 1892. S. 561ff.⟩ trefflich dargestellt. Ich zitiere daher weiter keine Einzelzeugnisse mehr. Seeck dagegen hat ⟨a. a. O. IV 355f., 513⟩ an der Tradition vom Morde festgehalten. Aber unsere besten Quellen berichten, Julian sei von der Lanze eines Reiters getroffen worden: das muß die eines Persers gewesen sein, denn der Kaiser führte das wankende römische Fußvolk wieder vor. — S. **121** Z. 6f. Ich habe hier meine Zweifel gegen Ammian. XXV 3, 23. Die antike Geschichtschreibung läßt auch Andere so sokratisch sterben ⟨Tacit. ann. VI 34f.⟩. — Z. 25f. Rufin. I 36, Gregor. orat. V 39, Ephraim: Bickell: Zeitschr. f. kathol. Theol. 1878. S. 342. — Z. 27ff. Ich habe über alles dies in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum. XXI. 1908. S. 161ff. gehandelt. Dazu bildet eine Ergänzung Asmus: Die Invektiven des Gregorius v. Naz. im Lichte der Werke des Kaisers Julian. Zeitschr. f. Kirchengesch. XXXI. 1910. S. 325ff. — S. **122** Z. 4f. Theodoret. h. eccl. III 25: solche Blutspende ist antik: Tacit. ann. XV 64, XVI 35. — Z. 10ff. Nöldeke: Über den syr. Roman von Kaiser Julian. Zeitschr. d. deutschen morgenländ. Gesellschaft. XXVIII. S. 263ff. Ein zweiter syrischer Julianroman ebd. S. 660ff. — Über Julian in Legende und Dichtung vgl. R. Förster: Das Erbe der Antike. 1911. S. 60ff. — Z. 19f. Ep. 1059, 1062, 1186, 1351. Sievers: Das Leben des Libanius 130ff. — Z. 20f. Kallistos' Epos: Sokrat. III 21, Chapot: La frontière de l'Euphrate 667. — Z. 24ff. So denke ich mir die Entstehung der oben S. 145f., 165 behandelten unechten Briefe. — Z. 27f. Sievers a. a. O. 134. — Z. 32. Eutrop. X 16, die Epitome de Caesaribus ist hingegen schon etwas kritischer, sie tadelt besonders Julians Ehrgeiz. — Z. 35. So z. B. auf Zonaras, über ihre nicht seltenen Fabeleien vgl. Mücke: Flav. Claud. Julianus. Gotha. 1869. S. 292ff. — Z. 38f. Belustigend genug sind diese Ausfälle, die man alle Augenblicke in Libanios' Handschriften ⟨z. B. vol. II S. 209, 15, 210, 1, 245, 1, 290, 1, 314, 1⟩, wie auch in denen der Eunapios-Excerpte ⟨Historici graec. min. ed. Dindorf I 227, 27ff.⟩ und des Julian selbst ⟨S. 378, 9ff.⟩, der ja auch durch christliche Abschreiber verstümmelt wurde ⟨S. 153⟩, findet. Die schlimmsten Zoten schreiben diese Byzantiner ruhig nieder, aber bei der Polemik gegen den Glauben sträubt sich ihre Feder. Daß man das Rhetorenedikt in Byzanz noch spät in bösem Andenken behielt, zeigt Asmus: Byzant. Zeitschr. XV 125ff. — S. **123** Z. 4ff. Zosimos

III 34, 2; 35, 2; Liban. orat. XVII 35; XVIII 304; Ammian. XXV 10, 7. Seeck a. a. O. IV 369; 518. — Z. 5ff. Prudentius: Apotheos. 449ff. — Z. 14f. Tillemont: Histoire des empereurs. Bruxelles. 1709. p. 925; 1015ff. — Z. 20f. A. Neander: Über den Kayser Julianus und sein Zeitalter. Leipzig. 1812. — Z. 21. Vgl. K. v. Hases Kirchengeschichte I. 1885. S. 447ff. — Z. 26ff. So besonders J. E. Auer: Kaiser Julian der Abtrünnige im Kampfe mit den Kirchenvätern seiner Zeit. Wien. 1855; besser ist Linsenmayer, Die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat bis zum Tode des Kaisers Julian. München. 1905. S. 246ff., abzulehnen ist, wie wir öfters gesehen, das weitschweifige und unkritische Werk Allards: Julien l'apostat. 1900, 1903, 1905, unerträglich durch seine Rhetorik und Sentimentalität. — Überaus geistreich und unparteiisch, wenn auch philologisch nicht genügend orientiert ist G. Negri: L'imperatore Giuliano l'apostata. Milano. 1902; Barbagallos kleine Biographie: Giuliano l'Apostata. Genua. 1912 liest sich gut. Harnacks Urteil, in seinen Berliner Vorträgen von 1912 ausgesprochen und mir freilich nur aus Zeitungsberichten bekannt ⟨vgl. übrigens seinen schon oben berührten Artikel in der protestantischen Realencyklopädie⟩, halte ich im Großen und Ganzen für zutreffend. Nur beachtet H. m. E. noch etwas zu wenig, daß Julian und das Heidentum jener Zeit eins waren, daß der Kaiser die noch vorhandene Kraft des Hellenismus in sich darstellte und seine Fortdauer gestärkt hat. Der immer wieder sich aufdrängende Vergleich mit Friedrich dem Großen, den auch Gruppe angestellt hat, ist im letzten Grunde doch nur sehr teilweise zutreffend. — Z. 40. Vgl. R. Asmus: Eichendorffs Julian. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. XXI. 1908. S. 634ff. — S. **124** Z. 11. Liban. orat. XVIII 176 ⟨vgl. oben S. 132⟩, XII 91. — Z. 19f. Julian. orat. VII S. 280, 1ff. — Z. 36f. Über die Bildung der Zeit gibt es fast gar keine Vorarbeiten, Untersuchungen z. B. über Herodot bei Libanios sind einseitig und unfruchtbar. Ich habe über diese παιδεία umfangreiche Sammlungen angelegt, die ich hier leider nicht ausbreiten kann. Man las also etwa diese Antworten: Homer, Hesiod, Sappho, Bakchylides, Pindar, Theognis, Aischylos, Sophokles, Euripides ⟨Themistios, Libanios, Julian zeigen keine Spuren einer selbständigen Lektüre der uns verlorenen Stücke⟩, Aristophanes, Menander, Kallimachos, Arat, Theokrit, Herodot, Thukydides, Hellanikos, Duris, ⟨diese beiden nur bei Himerios: orat. XIV p. 77, 27⟩, Phaidon ⟨vgl. S. 158⟩, Platon, Aristoteles, Theophrast, Zenon, Chrysippos, Pyrrhon, Dion, Plutarch, Diogenes Laertios, Oinomaos, Aischines, Demosthenes, Isokrates, die Rhetoren, darunter besonders Aristeides. Gut unterrichtet ist namentlich Themistios, auch in älterer römischer Geschichte geradeso wie Julian, schon Themistios' Vater war ein gebildeter Leser der Klassiker ⟨Themist. orat. XX S. 289, 20ff. Dind.⟩, der u. a. sich auch mit Sappho beschäftigte. Julian hat, wie es scheint, vor seinen Zeitgenossen die Lektüre des Menippos voraus. Vgl. im Allgemeinen Sievers: Das Leben des Libanius S. 11.

Berichtigungen.

S. 27 Z. 35 und S. 43 Z. 31 ist zu lesen: Diocletian, S. 41 Z. 32: Saturninius Secundus Sallustius, S. 74 Z. 7: Constantins, S. 91 Z. 30: aber nur bei den Besten, S. 99 Z. 14: pseudophilosophischer, S. 106 ist die Zeilenzählung falsch, S. 117 Z. 9 muß es heißen: des Kaisers Glaubensgenosse, denn es handelt sich um Flavius Sallustius in Gallien, S. 127 Z. 11: des Hasses Kraft.

Register.

Adonisfest 113
Adrasteia 154
Ägypten 85, 151
Aetios 7, 101
Agentes in rebus 43, 65, 141
Vettius Agorius Praetextatus 85, 88, 151f.
Aidesios 15
Alemannen 27, 36ff., 55
Alexander der Große 79, 148
Alexandreia 102ff., 124, 162f.
Alypius 139
Ammianus Marcellinus 37, 85, 118, 122, 134 ⟨über die Schlacht bei Argentoratum⟩, 167f. ⟨über den Perserkrieg⟩ und passim.
Anatolios 156
Anthemius 83
Antiocheia 70, 85, 106f., 113ff., 166
Antonius, der Neuplatoniker 155
Apis 115
Apodemius 63f.
Apollinarios 109, 165
Apollon von Daphne 107
Appellation 73
Aquileia 60f.
Arbitio 63, 141
Argentoratum 37, Schlacht bei A. 37ff., 134
Artemius 102, 161f.
Askalon 105, 163
Asklepios 112
Atarbios 163
Athanasios 101, 103f.
Athen 20, 131f.
Attis 98, 159
Augustin 85, 125
aurum coronarium 69, 142

Babylas 107, 164
Barbatio 35f., 39
Basileios' Briefe 146. Brief Julians an B. vgl. Julian: Briefe ⟨12⟩
Basilina 4
Bostra 106
Briefstil, Briefschema 77, 136, 144
Byzakener 143

Jul. Cäsar 81
Caligula 81
Celsus von Antiocheia 21, 166
Charietto 41
Chnodomar 28, 37ff., 134
Christen, Christentum: Apostasie 86
Berührungen zwischen Chr. und Heidentum 87, 93, 96, 152
Bildung 107f. ⟨Sophistik vgl. ebd.⟩
Galiläername 100
Greuel der Heiden gegen die Chr. 105, 163
Haßausbrüche der Chr. nach Julians Tod 121f., 168
Chr. im Heere 109f., 165
Heiligenkult 112
Korrespondenz zwischen Chr. und Heiden 87, 152
Märtyrer 93, 100, 163f.
Mönche 95, 156
Nonnen 157
Priesterstand 93
Sittenlosigkeit 91f., 152, 166
Statthalter 110
Taufe 86
Toleranz vgl. Julian
Wohltätigkeit 91f., 155

Chrysanthios 15, 88
Cöln 28, 31f., 33
Constantin 3f., 59, 74, 76, 80ff., 144
Constantinopel 5, 61, 72, 78, Julians Bauten in C. 166
Constantius, Constantins Sohn 5, 7, 9, 11f., 18f., 22f., 24f., 30f., 39f., 44, 49 und passim.
Julius Constantius 3f.
Cornelius Labeo 160

F. Dahn 123f.
Daphne-Hain 107, 164
Decentius 49
Diocletian 28, 72
Diodor von Tarsos 110, 165
Diogenes, der Kyniker 95, 156
Diogenes Laertios vgl. Julian
Donatisten 102

Edessa 104
Edikte vgl. Julian
Eherecht 74f., 144
Eichendorff 123
Ekdikios 103, 163
Eleusinische Mysterien 21f., 131f.
Ephraim 121, 152, 161, 164, 168
Epiktet ⟨Bischof⟩ 55
Epiktet der Philosoph 100, 159
Epikureer 154
Epikuros 79, 154
Eusebia 19, 23ff., 34f.
Eusebios, der Eunuch 18, 23, 61, 63f., 136
Eusebios von Nikomedien 6, 128
Eusebios, der Philosoph 15
Eutherius 34, 53, 133
Eutropius 118, 168

Finanzverwaltung 29, 58, 65ff., 68ff., 142
Florentius 40f., 44, 54, 57, 63, 134ff.
Franken 27, 54
G. Freytag 41

Gallien 27ff., 40, 42, 133, 135
Gallus, der Cäsar 4ff., 11ff., 17 ⟨Julians Brief an G. vgl. 130f.⟩, 18, 25, 64, 101, 129, 141
Gaudentius 57, 60, 137
Gaza 105f.
Gebet 98f.
Georgios von Alexandrien 102, 162
Germanen 21, 27ff., 133ff. vgl. auch Alemannen und Franken

Gibbon 133
Götterbilder 91, 154
Götterreden 98f., 159
Gregor der Große 86
Gregor von Nazianz 21, 86, 108, 121, 125, 131, 139, 168 und passim.

K. v. Hase 123
Heer, römisches 28f., 68, 133, 137, 167
Heiden ⟨Hellenen⟩, Heidentum ⟨Hellenismus⟩.
  Allgemeines über den Bestand 83ff., 150ff., besonders: Heiden in Rom 84, 150f., in Griechenland 84f., 150f., im Heer 109, 165
  Hymnen 98, 155, 158
  Klöster 94
  Literatur der H. über Julian 122, 133, 137f., 145, 168
  Mission 92
  Persönlichkeiten der H. 152f.
  Predigt 94, 98ff., 154
  Priesterstand unter Julian 89ff.
  Verehrer Julians 100, 112. — 160f., 164, ⟨Inschriften⟩, 168
Hekate 85
Hekebolios 7f., 129
Hektorkult 20, 85, 130
Helena, Julians Gattin 25, 44, 88, 138
Helios 96, 99f., 126, 160f.
Heliupolis 105
Helpidius 89, 152
Herakleios, der Kyniker 94ff., 155f.
Herakles 78, 148, 155
Hermes 82
Hermogenes 77, 146
Hieronymus 5, 87, 125
Himerios 88, 169
Historia acephala 140
Hormisdas 117

Jamblichos 14f., 59, 98, 130, 140, 142, 159
Jamblichos der Jüngere 145
Ibsen 123, 154
Jerusalem ⟨Tempel⟩ 110, 165
Jesus 82, 104, 110
Inschriften, Julian betreffend 134, 160f., 164, 166f.
Invektive 159
Johannes von Antiocheia 85f., 93, 100, 108, 128, 152, 155, 161
Isis 88

Juden 90, 110f., 153f., 165
Julian ⟨vgl. besonders das Inhaltsverzeichnis⟩.
J. als Regent: Edikte: über die Curien 70f., 143, die Finanzen 68ff., 142f., die Münzbeschneidung 75, 144, die Post 67f., 142, das Preismaximum 114, 166, privatrechtliche E. 73ff., 143f. ⟨vgl. auch 44f., 65, 113f.⟩, Rhetorenedikt 107ff., 120, 164f., über die Rückforderung von Geschenken 67, 142, Rückkehr der Bischöfe 101, 161f., über den Senatorenstand 72f., 143, über die Statthalterschaft 72, 143, über die Tempel 62f., 102f., 105, 140. — Münzprägung 87, 152
J. als Soldat: Sein Offizierkorps 30, 33f., 35f., 39, 41, 118f. — Taktik und Strategie 30ff., 57, 117ff., 133ff., 139
J. als Heide ⟨Hellene⟩: vgl. J. als Regent und besonders unter J.s Schriftstellerei sowie Christen, Heiden, dann 83ff. und passim. — Toleranz 100ff., 105. — Mythen J.s 95f., 155f. — Nachahmung christlicher Institutionen 94, 155.
J.s Schriftstellerei.
Allgemeiner Charakter: Arbeitsweise 80, 154, 163 ⟨Abschweifungen⟩, 156, 166f. ⟨Wiederholungen⟩, 167 ⟨Flüchtigkeit⟩, Naivetät 160, Lektüre und Quellen 128f., 132f., 135, 140, 150, 156, 159, 167, 169 ⟨z. B. Lektüre des Aristoteles 79, 148, Dio Cassius 149, Diogenes Laertios 156f., Dion 132, 155ff., der Historiker 149f., Jamblichs 156f., 159f., des Isokrates 135, Kenntnis des Kynismos 157f., Unkenntnis lateinischer Literatur 48, Lukian nicht benutzt 149, 156, Lektüre Platons 79, 132f., 136, 142 und passim, Benutzung eines Platonkommentars 140, Plutarchs 132f., 136, 149ff., 156f., 167. — Reminiszenzen aus Homer 134, aus der Bibel 156f.⟩. — Sophistik 26, 59, 132f., 135f., 140, 146, 154, 156, 158f., 162. — Sprache 132 ⟨Hiat⟩, 136. — 140 ⟨Rhythmus u. a.⟩, 157f.
Einzelne Schriften. Briefe ⟨Echtheit 122, 130f., 144ff., 153, 164f., 167⟩: an die Athener 30, 58f., 129, 131f., an Themistios 79f., 131, 147ff., Bruchstück 90f., 153, 165. — ep. 1*: 164. — 3: 78, 146, 167. — 4: 112, 166. — 6: 104, 163. — 7: 105, 163. 9f.: 103, 162f. — 11: 143. — 12: 101, 161. — 13: 61, 140. — 14: 101. — 17: 48, 136. — 20: 78, 146. — 22: 77, 146. — 23: 63, 141, 146. — 25: ⟨141⟩ 165. — 25b: 66, 142. — 26: 101, 103, 162f. — 27: 112, 166f. — 29: 48, 136, 139. — 31: 101, 161. — 33: 78, 146. — 36: 163. — 37: 78, 146. — 38: 59, 140. — 39: 78, 146. — 42: 164. — 43: 163. — 45: 162. — 46: 8, 77, 146. — 47: 66, 142. — 48: 147. — 49: 164. — 50: 163. — 51: 104, 163. — 52: 66, 142, 162, 164. — 55: 47, 136. — 56: 155, 163. — 59: 97, 158. — 62f.: 89, 153. — 65: 155. — 66: 162, 167. — 69: 61, 140. — 71: 47, 136. — 74: 166. — 78: 89, 153. — 79: 110, 165.
Schrift über die Feldzüge in Germanien 113, 133f., 149. — Schrift gegen die Galiläer 110ff., 166. — Gedichte 48, 136. — Kronia 59, 140. — Misopogon 115f., 166f. — Reden: 1: 25ff., 132, 134, 2: 45ff., 135, 3: 34f., 133f., 4: 99, 160, 5: 98f., 159f., 6: 97, 156, 7: 94ff., 155f., 8: 47, 136. — Satire: Caesares 81ff., 149f. — Schmähschrift auf Constantin 59, 140. — Fragment 6: 140, vgl. 144ff.
Julian der Ältere 61, 89, 106, 153, 164

Krates 95
Ktesiphon 118
Kybele 84, 98, 126, 151, 160
Kyniker 94ff., 155, 158f. ⟨vgl. auch Julian: Schriftstellerei⟩
Kyrillos 110, 121

Laeti 29
Lektüre im 4. Jahrhundert 169
Leonas 53
Leontios 143
Libanios 7f., 26, 48, 78, 84, 88, 112, 114, 116, 163f., 166 und passim. L.' Epitaphios 122, 151
Lupercalien 83
Lupicinus 40, 49f.

Ma 56, 139
Macarius Magnes 166
Macrobius 160
Märtyrer vgl. Christen
Magnus von Karrhä 118, 122, 167
Mamertinus 58
Marcellus 31, 33f.
Marcus Aurelius 81f.
Maris 87, 152
Maximus 15f., 55, 77f., 88ff., 118, 121, 130, 153
Menippos von Gadara 80f., 149, 156
Mereschkowski 123
Mithras 82, 84, 87, 102, 126, 130, 150ff., 156
Modestus 89
Mönche vgl. Christen
Montaigne 123
Mursa ⟨Schlacht bei⟩ 28, 135
Schrift de mysteriis 130, 154, 160
Mythen ⟨philosophische⟩ 155 ⟨vgl. auch Julian als Heide⟩

Naissus 57
Naturgenuß im 4. Jahrhundert 8f., 129
G. Neander 123
Nebridius 54, 56
Neilos 97, 158
Neuplatonismus 13, 100, 158 und passim.
Nevitta 56, 58f., 63
Nigrinus 60f.
Nikokles 7, 129

Obelisk von Constantinopel 104, 163
Oinomaos, der Kyniker 156
Opfer 87, 152
Oreibasios 48, 137f.

Päderastie 152, 166
Paris 42, 167
Paulus 64, 134
Paulus der Apostel 111
Pegasios 20, 90
Pentadius 53, 64
Phaethon 94
Photeinos 110
Porphyrios 13f., 15, 84, 110f., 130, 151, 159
Poseidonios 12f., 129
Postwesen 43, 67ff., 142 ⟨vgl. auch Julian als Regent⟩
Priester vgl. Christen, Heiden
Priscus 88f., 118, 121, 136f., 152
Prohairesios 20, 109, 131, 165
Aur. Prudentius 123
Pyrrhon 154, 169

Rechtspflege vgl. Julian als Regent
Romulus 81
Rutilius Namatianus 84, 151

Flav. Sallustius 56, 117, 139
Saturn. Sallustius ⟨Salutius⟩ 31, 41, 99, 135, 167
Sarapis 88
Satire 80, 115f., 149
Schiller 123
Schullektüre 6, 128
Seleucus 131
Severus 35
Shâpur 49, 117ff.
Silen 81f.
Sintula 49, 137
Sirmium 57
Sopatros 145
Sophistik 16f., 86 ⟨vgl. auch Julian: Schriftstellerei⟩ — Christliche Sophistik 109, sophistische Götterreden 159
Steuern 42ff., 65ff., 141f. ⟨Immunität des Klerus 66, 142⟩
Stoa 12, 92, 100
D. Fr. Strauß 123f.
Syrische Julian-Romane 122, 168

Taurobolien in Athen 152
Taurus 57, 63
Tertullus 58, 84
Themistios 26, 78ff., 88f., 114, 132, 135f., 147f.
Theodoros 90, 146, 153
Tillemont 123
Titus von Bostra 106
Traian 81

Ultramontanismus 89, 123
Universitätsleben im 4. Jahrhundert 20f., 131
Ursicinus 32
Ursulus 30f., 64

Vadomar 55

Wissenschaft ⟨Untergang der W.⟩ 99, 160

Zabern 33, 36f., 133
Zosimos 122

DAS ERBE DER ALTEN

Schriften über Wesen und Wirkung der Antike

Gesammelt und herausgegeben von

O. CRUSIUS O. IMMISCH TH. ZIELINSKI

Bisher sind erschienen:

Heft 1. **Hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von Einst und Jetzt,** von Geh. Hofrat Professor Dr. GEORG TREU, Dresden. 52 Seiten mit 62 Abbildungen und einer Tafel. Gr. 8°. Preis M. 1.80 geheftet, M. 2.50 gebunden, M. 5.— in ganz Pergament gebunden.

Treus Schrift bietet eine Quelle der Belehrung, regt an zum Schauen und Beobachten. Der ausgezeichnete Archäologe, der als einer der wenigen des Fachs der Plastik anderer Epochen tiefes Verständnis entgegenbringt, ist frei vom traditionellen Klassizismus, der in der Antike das allein selig machende Evangelium sieht, ist losgelöst von grauer Theorie der Ästhetik, von toter Buchstabengelehrsamkeit, hat sich geschult durch die belebende Betrachtung der Denkmäler selbst, wozu er durch amtliche Tätigkeit in dem von ihm geleiteten Dresdener Albertinum die beste Gelegenheit findet. ‹Wochenschrift für klassische Philologie 1912, No. 8.›

Wir begrüßen dieses Heft aufs lebhafteste! Jeder Kunstfreund sollte es studieren und besitzen. Durch 63 meisterhaft ausgewählte und ausgeführte Abbildungen, meist Beispiel und Gegenbeispiel, erläutert, können Treus Anschauungen unendlich viel zur richtigen Bewertung der Antike und ihrer Nachwirkungen, sowie zu klarerem Erfassen der Entwicklung der Plastik bis zur Gegenwart beitragen. Hier wird die Kunst in voller Innerlichkeit erfaßt. ‹Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 25. Jahrgang, Heft 10.›

Heft 2/3. **Aristophanes und die Nachwelt,** von Dr. WILHELM SÜSS, Privatdozent an der Universität in Leipzig. 226 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 4.— geheftet, M. 5.— gebunden, M. 7.— in ganz Pergament gebunden.

Die geistvolle Schrift verrät eine staunenswerte Belesenheit auf den in Betracht kommenden Gebieten und wird allen denen hochwillkommen sein, die dem angeschlagenen Thema Interesse entgegenbringen, aber nicht aus seichten, fade schmeckenden Quellen, sondern aus dem frisch sprudelnden Borne der Wissenschaft selbst schöpfen wollen, um ihren Wissens- und Bildungsdurst zu stillen. ‹Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 25. Jahrgang, Heft 11.›

Mit staunenswerter Sachkenntnis hat Süß den weitschichtigen Stoff in fünf Abschnitten behandelt. Das Hauptverdienst des Verfassers besteht darin, daß er die jeweilige Wertschätzung und die Nachahmungsversuche aus den jedesmal herrschenden literarischen Strömungen verstehen lehrt. Das Buch ist in einem glänzenden Stile geschrieben. ‹Zeitschrift für Gymnasialwesen, 66. Jahrgang.›

Heft 4. **Plutarch,** von Professor Dr. RUDOLPH HIRZEL, Jena. 211 Seiten und 2 Tafeln. Gr. 8°. Preis M. 4.— geheftet, M. 5.— gebunden, M. 8.— in ganz Pergament gebunden.

Hirzels Plutarchmonographie ist ein außerordentlich geistvolles Buch, das frei von einseitiger Überschätzung des Chäroneers zunächst eine feine Charakteristik seines Lebens und Charakters als Politiker, als Philantrop, als Schriftsteller im allgemeinen und als Historiker im besonderen gibt, um dann das „Nachwirken Plutarchs" vom Altertum bis auf unsere Tage darzustellen. Man hat bei diesem Buche in ganz besonderem Maße das erfreuliche Gefühl, daß der Verfasser aus dem Vollen zu schöpfen in der Lage ist, und zwar nicht nur auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft. ‹Literarisches Zentralblatt 1912, No. 29.›

Als vierter Band der Sammlung: Das Erbe der Alten, Schriften über Wesen und Wirkung der Antike, erscheint eine treffliche und sympathische Beschreibung des Lebens, Charakters und der bis jetzt nachwirkenden Tätigkeit des bekannten griechischen Historikers Plutarch. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, scheint uns vorzüglich gelöst: in Plutarch einen Menschen der Antike uns Modernen nahezubringen, erstaunlich ist die Fülle von Anregungen, die dieser Historiker der Nachwelt gegeben hat, so daß wir bei Lektüre dieses Buches gewissermaßen eine Wanderung durch die Jahrhunderte und durch die verschiedenen Kulturvölker machen und überall auf Spuren stoßen, die uns wieder auf Plutarch hinweisen. So kann der von seinem Helden begeisterte Verfasser in dem Schlußkapitel: Was ist Plutarch für uns? sagen: er ist ein Stück von uns, und das ehrliche Streben, uns selbst kennen zu lernen, muß uns immer wieder zu ihm zurückführen. ‹Rhein.-Westfälische Zeitung, 23. 8. 1912.›

Heft 5. **Euripides,** von Konrektor Dr. H. STEIGER, Hof. 124 Seiten und 1 Tafel. Gr. 8°. Preis M. 2.50 geheftet, M. 3.50 gebunden, M. 6.— in ganz Pergament gebd.

Heft 6. **Das Kaisertum,** von Prof. Dr. LUDWIG HAHN, Nürnberg. 114 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 2.50 geheftet, M. 3.50 gebunden, M. 6.— in ganz Pergament gebd.

Heft 7. **Caesar. Sein Leben, seine Zeit und seine Politik bis zur Begründung seiner Monarchie. Ein Beitrag zur Geschichte und Biographie Caesars** von Prof. Dr. ADOLF VON MESS, Tübingen. 188 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 3.80 geh., M. 4.80 gebd., M. 8.— in ganz Pergament gebd.

:: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig ::

KLIO

Beiträge zur alten Geschichte

In Verbindung mit

Fachgenossen des In- und Auslandes

herausgegeben von

C. F. Lehmann-Haupt,
o. ö. Professor an der Universität Liverpool.

und

E. Kornemann,
o. ö. Professor an der Universität Tübingen.

4 Hefte bilden einen Jahresband, der bei Subskription 25 M. kostet, einzelne Hefte sowie einzelne Abhandlungen werden mit 90 Pf. für den Bogen berechnet.

Die Zeitschrift «Klio, Beiträge zur alten Geschichte» will die innere Einheitlichkeit des Gesamtgebietes der alten Geschichte vom alten Orient bis in die spätrömische und die frühbyzantinische Zeit möglichst betonen und politische wie Kultur- und Wirtschaftsgeschichte gleichmäßig berücksichtigen. Sie bringt außer selbständigen Abhandlungen und Miszellen auch orientierende und kritische Berichte über einzelne Gebiete und Fragengruppen in deutscher, englischer, französischer, italienischer und lateinischer Sprache.

Bisher erschienen 14 Jahresbände und folgende Beihefte:

I. Beiheft. KORNEMANN, ERNST, Zur Geschichte der Gracchenzeit. Preis für Abonnenten der Klio M. 2.—, Einzelpreis M. 2.80.

II. Beiheft. KORNEMANN, ERNST, Die neue Livius-Epitome (Oxyrhynchus-Papyri IV Nr. 668). Mit einer Tafel. Preis für Abonnenten der Klio M. 5.—, Einzelpreis M. 6.—.

III. Beiheft. ROSTOWZEW, M., Römische Bleitesserae. Preis für Abonnenten der Klio M. 6.—, Einzelpreis M. 7.—.

IV. Beiheft. SUNDWALL, JOHANNES. Epigraphische Beiträge zur sozial-pol. Gesch. Athens im Zeitalter des Demosthenes. Preis für Abonnenten M. 4.—, Einzelpreis M. 5.—.

V. Beiheft. GUMMERUS, HERMAN, Der römische Gutsbetrieb als wirtschaftlicher Organismus nach den Werken des Cato, Varro und Columella. Preis für Abonnenten M. 4.—, Einzelpreis M. 5.—.

VI. Beiheft. FILOW, BOGDAN, Die Legionen der Provinz Moesia von Augustus bis auf Diokletian. Preis für Abonnenten M. 4.—, Einzelpreis M. 5.—.

Diese sechs Beihefte sind auch als «Ergänzungsband» (Beiheft 1—6) in Halbfranz gebunden, Preis für Abonnenten M. 27.25, gesondert M. 33.—, zu haben.

VII. Beiheft. PRINZ, HUGO, Funde aus Naukratis. Beiträge zur Archäologie und Wirtschaftsgeschichte des VII. u. VI. Jahrh. v. Chr. Preis für Abonnenten M. 7.40, Einzelpreis M. 8.40.

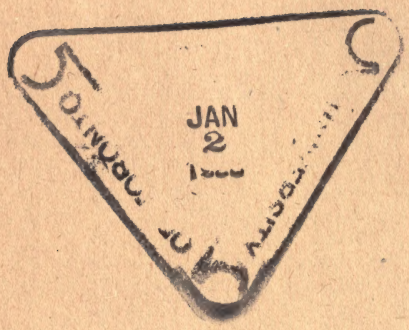
VIII. Beiheft. PREMERSTEIN, ANTON v., Das Attentat der Konsulare auf Hadrian i. J. 118 n. Chr. Preis für Abonnenten M. 4.80, Einzelpreis M. 5.60.

IX. Beiheft. STÖCKLE, ALBERT, Spätrömische und byzantinische Zünfte. Untersuchungen zum sogenannten ἐπαρχικὸν βιβλίον Leos des Weisen. Preis für Abonnenten M. 8.—, Einzelpreis M. 9.—.

X. Beiheft. STECH, BRUNO, Senatores Romani qui fuerint inde a Vespasiano usque ad Traiani exitum. Preis für Abonnenten M. 11.—, Einzelpreis M. 12.—.

XI. Beiheft. SUNDWALL, JOHANNES, Die einheimischen Namen der Lykier nebst einem Verzeichnisse kleinasiatischer Namenstämme. Preis für Abonnenten M. 12.—, Einzelpreis M. 14.—.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.


JAN
2

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DG
317
G44
1914
c.1
ROBA